~~Sch. w. deutschen. pag. 693.~~

P Ogerm

1641–2

<36604904080018

<36604904080018

Bayer. Staatsbibliothek

Graf Eugen von Rosenau.

Ein Roman

von

K. Woyda,

Verfasser der vertraulichen Briefe über Frankreich und Paris.

Zweiter und letzter Theil.

Berlin,

in der Vossischen Buchhandlung. 1805.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vierter Abschnitt.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Hätte die Marquise ahnen können, wie wenig ihr Geheimniß, bei dem Vorfalle im Schlosse zu Froheneck, verrathen worden war, ich bin überzeugt, sie würde sich durch ihre Flucht nicht eine Blöße gegeben haben, die sie sehr bald zu bereuen Ursache hatte. Kaum war sie in Strasburg angekommen, kaum hatte sie zu überlegen angefangen, was sie nun für eine Parthei ergreifen sollte, als man ihr hinterbrachte, was nach ihrer Entfernung in Froheneck vorgefallen war. Aus allen Umständen, die ihr darüber mitgetheilt wurden, mußte sie schließen, daß die Gräfin Dükastel nicht den geringsten Verdacht gegen sie hatte, daß der Gouverneur himmelweit davon entfernt war, das Wahre von der Sache errathen zu haben, und daß der Graf seinen Zweck gänzlich verfehlt, und ihre Einwirkung nicht eher, als durch das Billet, welches sie ihm hinterlassen, erfahren hatte. Aber nun war es zu spät, wieder in die Rolle einzutreten, die sie so vorschnell und unüberlegt aufgegeben hatte; sie durf-

te nicht einmal in Strasburg bleiben, und mußte es sich selbst zuschreiben, wenn sie ihren Zweck verfehlt und dem Ritter einen Triumph erleichtert hatte, den er, bei aller seiner Verschlagenheit, gewiß nicht so leicht erhalten haben würde.

Sie hielt es für rathsam, sich auf einige Zeit ganz aus der Gegend zu entfernen, um die gegen sie aufgebrachten Gemüther durch ihre Abwesenheit wieder zu besänftigen. Gelang es ihr, sich bei ihnen gewissermaaßen in Vergessenheit zu bringen, oder sie doch sorglos zu machen, dann erst durfte sie hoffen, eine Intrigue mit Vortheil wieder anzuknüpfen, für die jetzt durchaus nichts mehr zu thun war. Sie ging nach Paris und zeigte sich in allen Gesellschaften. Aber ihren vertrauten Kammerdiener ließ sie in Strasburg zurück; er hatte den Auftrag, alle Schritte des Grafen zu beobachten, und ihr von allem, was vorfallen würde, Nachricht zu geben.

Niemand wäre geschickter dazu gewesen, als dieser in den Künsten der Intrigue, schon von früher Jugend an, eingeweihte Bediente, und niemand sogar von gleichen Fähigkeiten würde ausgerichtet haben, was er bewirkte. Als Lisettens Liebhaber, die er schon in Paris gekannt, und die überhaupt der Marquise weit mehr, als der Gräfin Dükastel ergeben war, erfuhr er alles, was

in ihrem Hause vorging, und konnte, ohne den geringsten Verdacht zu erregen, auf sie und den Grafen zu gleicher Zeit wirken. Durch sie hatte er nicht nur alles, was in Froheneck vorgefallen war, erfahren, sondern auch die Stimmung der Gräfin und ihre fernern Verhältnisse mit dem Grafen kennen gelernt. Jede seiner Entdeckungen kam der Marquise so erwünscht, daß sie wieder neue Hoffnungen schöpfte, Paris unter dem Vorwande, als ginge sie zu ihren Verwandten in die Normandie, sogleich verließ, und unter einem fremden Namen in die Gegend von Strasburg, und manchmal sogar in die Stadt selbst kam.

Von ihrer geheimen Wohnung aus leitete sie hier ihre Gehülfen, die sie besser bedienten, als es fast zu erwarten stand. — Die Spannung, welche zwischen dem Grafen und ihrer Freundin statt hatte, glaubte sie erhalten zu müssen, und dieses ward Lisetten übertragen, die dafür sorgte, daß sie sich nie unter vier Augen sahen, oder wenn es nicht gehindert werden konnte, wie dieses einmal der Fall gewesen war, sie unter irgend einem Vorwande zu stöhren suchte. Da sie sah, daß sie sich doch nicht so viel Gewalt über die Gefühle des Grafen erworben hatte, daß er den Besitz ihrer Freundin nicht immer

noch als das höchste Glück angesehn hätte, so beschloß sie diesen Umstand wenigstens nicht unbenutzt zu lassen, und noch einmal denselben Versuch mit ihm zu wagen, der ihr im Park zu Froheneck so gut gelungen war. Lisette mußte ihn zu einer geheimen Zusammenkunft, im Namen der Gräfin Dükastel, einladen, und sie nahm sich vor, sich an ihrer Stelle einzufinden.

Der Graf hatte, wie wir gesehen haben, nicht den geringsten Argwohn, in Ansehung der Verwechselung der Personen, und fürchtete nur von der Marquise gestört zu werden. Er ging zur bestimmten Stunde auf die Promenade, und ward daselbst von einem Unbekannten gehindert, dem gegebenen Signale zu folgen. Ein Anderer, wie ihn der Ritter versicherte, hatte es an seiner Stelle gethan, und war wirklich zur Marquise geführt worden, die ihn in einem kleinen abgelegenen Häuschen erwartete. Aber kaum war er zu ihr ins Zimmer getreten, als sie den Irrthum erkannte und sich mit einem lauten Schrei entfernte. Lisette und der Kammerdiener, die in der Nähe waren, stürzten hinzu; aber der Unbekannte war fort, und aller Nachsuchungen ungeachtet, konnten sie ihn nicht wieder auffinden, noch eine Spur von ihm entdecken.

Die Marquise war außer sich vor Wuth

und Beschämung; sie hatte den Ritter in Verdacht, daß er, gemeinschaftlich mit dem Grafen, ihr diesen Streich gespielt habe. Nur Lisette und der Kammerdiener waren anderer Meinung; erstere behauptete, daß der Graf viel zu sehr überzeugt zu seyn geschienen, daß ihn die Gräfin zu dieser Zusammenkunft bestellt habe, als daß er es hätte wagen sollen, sie durch ein solches Mißtrauen blos zu stellen, und letzterer erklärte, daß, wenn irgend jemand schuld an dieser Störung sey, so wären es wahrscheinlich gewisse Menschen, die sich viel Mühe um den Grafen gäben, und die er schon oft auf seinem Wege angetroffen, ohne sie selbst und ihre Absicht ergründet zu haben. Nachdem man alle Umstände genau erwogen und überlegt hatte, überzeugte sich endlich auch die Marquise von der Unschuld des Grafen, ohne jedoch den Ritter von aller Theilnahme an dem Mißlingen ihres Plans frei zu sprechen. Ehe sie aus einander gingen, wurde beschlossen, jenen über sein Ausbleiben auszuforschen und Krankheit dabei vorauszusetzen, ihn zu verhindern, die Gräfin zu sprechen, und nichts zu unterlassen, um den geheimnißvollen Unbekannten auf die Spur zu kommen.

Meine Leser wissen schon, wie fein Lisette die ihr aufgetragene Rolle den folgenden Tag

spielte. Der Graf ahnete den Betrug nicht, und wußte eben so wenig, wer der Unbekannte gewesen war, der sich an seiner Stelle eingefunden hatte. Daß er aber nun auf eine zweite Zusammenkunft drang, traf nicht mit dem Plan der Marquise zusammen; seine Ungeduld sollte erst noch höher gespannt werden. Ueberdies fürchtete sie wieder eine nochmalige Störung, so lange sie noch keinen sicherern Zusammenkunftsort ausfindig gemacht, und die Unbekannten nicht näher kennen gelernt hatte. Auf jeden Fall erhielt ihr Kammerdiener den Auftrag, für ein bequemes Haus zu sorgen, und da das gefundene ihren Absichten gemäß war, so glaubte sie ihm nun auch das verlangte Rendezvouz nicht abschlagen zu dürfen. Die nöthigen Vorsichtsmaaßregeln wurden mit ihren Vertrauten festgesetzt, es wurde alles so eingerichtet, daß eine Verwechselung der Person unmöglich war, und jede Störung nur äußerst schwer statt finden konnte.

Und doch ward sie gestört, grade in dem Augenblicke gestört, als sie schon ihren schönen Arm um den Jüngling geschlagen hatte, und sich vor ihm entschleiern wollte. Ihre Jungfer kam noch zu rechter Zeit, um sie der Gefahr der Entdekkung zu entreißen. Durch eine Hinterthür flüchtete sie sich vor der Wache, die den Pavillon je-

doch nicht untersuchte, als der Graf war abgeführt worden, und mit Tagesanbruch eilte sie auf ihr Landhaus, das sie in einer abgelegenen und wilden Gegend, bald nach ihrer Zurückkunft von Paris gemiethet hatte.

Ihr Schmerz über diesen Vorfall, den sie ganz allein auf des Ritters Rechnung schrieb, war ohne Grenzen; sie war beschämt, gemißhandelt und hintergangen worden, und doch mußte sie jede Aufwallung von augenblicklicher Rache unterdrücken. Aber ganz anders dachte sie darüber, als sie den genauen Zusammenhang davon erfahren hatte; sie sah jetzt ein, daß der Ritter unschuldig daran war, und überzeugte sich, daß irgend ein drittes Wesen, welches sie bald für Sophien selbst, bald für ihre Freundin hielt, ihr im Geheim entgegen arbeitete, und jeden ihrer Plane vereitelte. Schon stand sie im Begriff, alles der Zeit zu überlassen, und jeden fernern Versuch, den Grafen zu sehen, aufzugeben, als sie den Entschluß faßte, sich an seine Großmuth zu wenden, um von ihm, durch Demüthigung, vielleicht zu erhalten, was sie mit Gewalt nicht erreichen konnte. Sie schrieb an den Grafen, und wir wissen, was für eine Wirkung ihr Brief bei ihm hervorbrachte.

Auch sie hatte im Grunde keine andere er-

wartet, ob sie sich gleich geschmeichelt hatte, daß der Saame des Mißtrauens, den sie dadurch auszustreuen gehofft, eine größere Wirkung thun, und ihm entweder den Ritter, oder ihre Freundin, oder doch Sophien verdächtig machen würde. Als sie daher sah, daß sie damit wenig oder nichts ausgerichtet hatte, beschloß sie, jeden fernern Versuch, ihn zu gewinnen, so lange aufzugeben, bis sie den Unbekannten, die ihn umlagerten, auf die Spur gekommen seyn, oder bis sich eine von jenen schicklichen Gelegenheiten dazu zeigen würde, die wir nicht veranlassen können, die aber der Zufall uns nicht selten ohne alles Zuthun herbeiführet.

So kam es, daß der Graf ruhig und ungestört seine Verbindung mit dem Magnetiseur fortsetzen konnte. Die Marquise begnügte sich damit, ihn genau beobachten zu lassen, und dachte nicht eher daran, sich seiner von neuem zu bemächtigen, als bis sie erfuhr, daß der Ritter nach der Schweiz gereiset sey. Eben so wußte sie, daß Sophie München verlassen hatte, nur ihren jetzigen Aufenthaltsort kannte sie nicht. Dies war ihr indeß auch ganz gleichgültig, wenn der Graf ihn nur nicht ausfindig machte; ihre Entfernung und Verborgenheit sollte nun der

Köder seyn, an welchem sie sich schmeichelte, ihn am sichersten fangen zu können.

Hierauf gründete sich ihr neuer Plan. Sie wollte den Grafen, es koste was es wolle, von Strasburg entfernen; und hätte sie ihn einmal in ihrer Gewalt, sich ihm zeigen und von ihren Verführungskünsten erwarten, was ihr bis jetzt, bei Verwendung der List, noch immer fehlgeschlagen war. Seine einsamen Spaziergänge boten ihr hiezu unglücklicherweise selbst die beste Gelegenheit an. Von ihren geheimen Aufpassern umgeben, kannte sie jeden seiner Schritte; sie hatte ihn im Dickicht auf den Ruinen des alten Schlosses beobachtet, das Mädchen war ausgeschickt worden, um ihn bei seiner Rückkehr in das Thal zu locken, sie selbst mit ihrer Kammerjungfer zeigte sich ihm in einer solchen Entfernung, wo er nichts weiter als ihre weibliche Formen unterscheiden konnte, und die ganze Szene der vorgespiegelten Entführung Sophiens war nichts anders, als eine wohlberechnete Spiegelfechterei, um ihn dadurch desto sicherer in ihre Gewalt zu bringen.

Ihr Kammerdiener warf sich zu Pferde und ritt voran, als der Graf in den Wagen gebracht worden war; seine Begleiter erklärten ihm hier, daß er nichts zu befürchten habe, so lange er

sich ruhig verhielte; wenn er aber suchen sollte, entweder zu fliehen oder Hülfe zu rufen, so würden sie, zu ihrer eigenen Sicherheit, gezwungen seyn, ihn auf eine Art zu behandeln, welcher sie gern überhoben seyn möchten. Uebrigens betrugen sie sich mit der größten Ehrerbietung, sie verschafften ihm alle mögliche Bequemlichkeiten, versicherten ihn, daß sie ganz zu seinem Befehle wären, und boten ihm bald diese bald jene Erfrischung an. Der Graf schloß daraus, daß man ihn eine weite Reise machen zu lassen gesonnen sey; er gab sich auch alle mögliche Mühe, um von seinen Führern die Absicht derselben und den Ort seiner Bestimmung zu erfahren. Aber alle darauf Bezug habende Fragen blieben unbeantwortet, man begnügte sich, ihn zu versichern, daß er Beides sehr bald kennen, und wie man hoffte, mit ihnen zufrieden seyn würde.

So viel er bei dem schwachen Mondlichte bemerken konnte, lief der Weg mehrere Stunden lang, zwischen ziemlich hohen Bergen hin, in welchen man nur einmal die Pferde wechselte. Erst mit Tagesanbruch kamen sie aus dem Gebirge heraus, und wie es schien, in die große Poststraße, wo sie auf jeder Station schon Pferde bereit fanden, und ohne angehalten zu werden, ihren Weg ununterbrochen fortsetzten. Hätte

der Graf Sophien in Sicherheit gewußt, und wäre es ihm möglich gewesen, den Ritter von seinem Abentheuer zu unterrichten, er würde der Entwickelung desselben gleichgültig entgegengesehn haben. Ueber die Anstifter desselben konnte er nicht mit sich einig werden; bald hatte er die Unbekannten in Verdacht, bald glaubte er, die Marquise habe es veranstaltet, und es gab sogar Momente, wo er die Gräfin darüber anklagen zu müssen vermeinte.

In dieser Ungewißheit verlebte er zwei Tage und drei Nächte. Seine Führer sorgten dafür, daß ihm nichts abging, verhinderten ihn aber auch, wenn sie die Pferde wechselten, oder durch größere Städte und Flecken fuhren, mit jemanden zu sprechen oder sich nach den Namen derselben zu erkundigen. Es war schon nach zwölf Uhr, als sie die dritte Nacht vor einem Schlosse still hielten, das außer einigen Nebengebäuden, von allen menschlichen Wohnungen entfernt zu seyn schien. Das Schloß war mit einem breiten Graben und einer hohen Mauer umgeben, die es zu einer Art Kastell machten, und wirklich mochte es auch in ältern Zeiten irgend einem streitsüchtigen Ritter gehört haben. Seine Begleiter hießen den Grafen im innern Hofe desselben aussteigen, und führten ihn, beim Schei-

ne der Fackeln, in die Zimmer des ersten Stockwerks. Er fand dort einen gedeckten Tisch, und es hing nur von ihm ab, sogleich zu speisen. Aber er verbat es sich und verlangte, man möchte ihn in sein Schlafzimmer führen, weil er der Ruhe bedürftig wäre.

Das eleganteste Kabinett, dessen sich eine petite maitresse nicht zu schämen Ursache gehabt hätte, wurde ihm dazu angewiesen; es war mit allem, was der Luxus und die Bequemlichkeit raffinirtes haben, versehen, und er konnte nicht umhin, sich einzugestehn, daß gewiß noch nie ein Gefangener so zuvorkommend und mit soviel Aufmerksamkeit behandelt worden sey. Einer seiner Führer erklärte, ehe er ihn verließ, daß er das Glück ihn zu bedienen haben, und sich ein Vergnügen daraus machen werde, keinen seiner Wünsche unbefriedigt zu lassen.

Der Schlaf erlaubte dem Grafen, weder über seine Lage nachzudenken, noch sein Schlafzimmer genau zu untersuchen. Es war auch eines Theils Mangel an Mißtrauen, und andern Theils jene gänzliche Abspannung unserer physischen und moralischen Kräfte, vermöge welcher wir entschlossen sind, alles über uns ergehen zu lassen, wenn wir uns nur nicht von der Stelle zu bewegen nöthig haben, die ihn eine in seiner

Lage gewiß nicht überflüssige Vorsichtsmaaßregel vernachläßigen ließen. Ohne irgend etwas zu befürchten oder zu argwohnen, schlief er sehr bald ruhig ein.

Er mochte kaum eine Stunde geschlafen haben, als er träumte, daß sich die Wand seines Schlafzimmers plötzlich aufthäte und eine gewisse Helle von ihr ausströmte, die dem Wiederschein der Strahlen mehrerer in einem Brennpunkte aufgefangener Lichter glich. Das Kabinett ward dadurch so viel erleuchtet, daß man die Gegenstände unterscheiden konnte, ohne jedoch, wie es beim Mondlichte der Fall ist, mehr als ihre groben Umrisse zu erkennen. Eine sanfte Harmonie ließ sich vernehmen; sie schien nicht durch menschliche Kunst hervorgebracht zu seyn, ihre Töne hatten nichts gemein mit den Tönen der ihm bekannten Instrumente, und wenn es nicht Musik der Sphären war, so konnten es nur Euphone seyn, die diese himmlischen Laute seinem Ohre hörbar machten. Mehrere Stimmen sangen zu dieser Begleitung eine Hymne, die, wie es schien, dem Gott der Liebe geweiht war, und aus der Wand trat eine weibliche verschleierte Gestalt, die mit Rosenguirlanden umwunden war und den rechten Zeigefinger auf den Mund gelegt hatte. Sie nahte sich dem Bette, und betrachtete den Grafen lange

mit stillem Wohlgefallen. Endlich bückte sie sich über ihn hin und wollte ihn küssen. Aber in dem nemlichen Augenblicke trat eine schwarz vermummte Gestalt hin ans Bette, und riß sie mit Gewalt davon zurück. „Gott, das ist er!“ — rief sie mit Entsetzen und verschwand. — Darüber erwachte der Graf plötzlich; er glaubte die Musik noch zu hören, aber an der Wand sah er nichts weiter, als die matten Strahlen des vollen Mondes, der durch die offenen Fenster das Schlafzimmer erhellte.

Diese Erscheinung stand auch wachend noch so lebhaft vor seiner Seele, daß er lange nicht wieder einschlafen konnte. Nur die beiden Gestalten waren ihm unbekannt

Den folgenden Tag, wo er sehr spät erwachte, hatte er den ganzen Traum beinah schon wieder vergessen; er erinnerte sich nur noch dunkel des Gesehenen, und machte nicht mehr daraus, als man aus Träumen, wenn man ihre geheime Bedeutung nicht zu entziffern versteht, eigentlich immer machen sollte. Er klingelte, und sogleich erschien einer seiner Führer, und verlangte zu wissen, was er befehle. — „Das Frühstück“ — war seine kurze Antwort. — Sogleich ward ihm die Chokolade gebracht, die er noch im Bette genoß. Als er dieses Bedürfniß befriedigt hatte,

entspann sich zwischen ihm und seinem Bedienten folgendes Gespräch:

Der Graf. Können Sie mir sagen, wo und bei wem ich mich befinde?

Der Bediente. Auf beides ist es mir noch nicht erlaubt, Ihnen zu antworten.

Der Graf. Werde ich es aber mit der Zeit erfahren?

Der Bediente. Vielleicht ja, vielleicht aber auch nicht.

Der Graf. Man wird mich doch nicht Zeitlebens hier eingesperrt halten wollen?

Der Bediente. Davon ist man sehr weit entfernt, Herr Graf, und ich kann Sie versichern, daß es nur von Ihnen abhängt, heute schon frei zu werden.

Der Graf. Nun, das wäre ich begierig zu hören.

Der Bediente. Ja gewiß, Herr Graf, nur von Ihnen allein hängt es ab.

Der Graf. Und was soll ich thun? Was verlangt man von mir?

Der Bediente. Etwas, das gewiß ein Jeder an Ihrer Stelle ohne Bedenken thun würde.

Der Graf. Nun so sagen Sie es ge-

schwind, damit ich doch wenigstens weiß, was ich zu hoffen oder zu fürchten habe.

Der Bediente. Ja, so eigentlich kann ich es nicht sagen; dies überschreitet meine Vollmacht; aber Ihnen Nachgiebigkeit anzurathen, das hat man mir erlaubt, und ich sehe auch gar nicht ein, warum Sie etwas so hartnäckig von sich stoßen, wonach Andere sich vergeblich die größte Mühe geben.

Der Graf. Ich begreife Sie nicht; aber Nachgiebigkeit, sollte ich meinen, hätte ich schon genug bewiesen, und wenn es nur darauf ankommt, so —

Der Bediente. Das kann ich nicht leugnen; aber Sie sollen auch freiwillig thun, was Sie bisher gezwungen gethan haben.

Der Graf. Ja, das ist etwas anders, und dies möchte wohl so leicht nicht geschehen. Indessen sagen Sie meinen Kerkermeistern, daß ich, um meine Freiheit wieder zu erhalten, zu Allem entschlossen bin, und daß ich sie näher kennen zu lernen wünsche.

Der Bediente. Ich werde es pünktlich bestellen.

Der Bediente glaubte, der Graf wünsche allein zu seyn, und schien das Zimmer verlassen zu wollen.

Der Graf. Noch eins. Bin ich auf dies Zimmer beschränkt, oder darf ich auch außerhalb dem Schlosse spazieren gehen?

Der Bediente. Die Reihe Zimmer, wovon dieses Kabinet hier einen Theil ausmacht, steht ganz zu Ihrem Befehl. Sie werden in demselben eine kleine Bibliothek, Ihre Instrumente und Musik, Landschaften, Karten und Plane zum Zeichnen, nebst den gehörigen Farben, Tuschen und einem Reiszeuge finden. Der Garten steht Ihnen ebenfalls offen; da er jedoch jederzeit verschlossen ist, so muß ich bitten, mir zu befehlen, wenn ich ihn öffnen soll.

Der Graf. Ich verstehe. — Fast hätte ich das Wichtigste vergessen. Können Sie mir sagen, ob meine Freunde in Strasburg wissen, wo ich hingekommen bin?

Der Bediente. Ich zweifle sehr daran.

Sie wissen es! — ließ sich hier eine Stimme hören, die hinter den Tapeten herzukommen und einem bloßen Echo ähnlich schien.

Der Graf. Sprach nicht hier noch Jemand?

Der Bediente. Es kam mir selbst so vor; es mag aber wohl draußen gewesen seyn, wo mehrere Leute sind.

Der Graf. Und darf ich meinen Freunden schreiben?

Der Bediente. Darüber muß ich mir erst Verhaltungsbefehle erbitten.

Der Graf. Jetzt können Sie gehen.

Der Bediente ließ ihn allein. Er stand auf und untersuchte vor allen Dingen sein Zimmer; denn nach den gehörten Worten: Sie wissen es! glaubte er, es müßte sich in demselben irgend ein geheimer Gang oder Verschlag befinden, wodurch selbst der gehabte Traum auf eine sehr natürliche Art hätte erklärt werden können. Allein er fand, aller seiner Bemühungen ungeachtet, nichts, was seine Vermuthung bestätigen konnte. An der Wand ließ sich nicht die mindeste Spur von einer Thür oder Oeffnung entdekken, und im ganzen Zimmer lagen die Tapeten so fest an, daß an eine geheime Kommunikation gar nicht zu denken war.

Sein Zimmer hatte die Aussicht nach dem Garten, der sehr schattigt und ausgedehnt zu seyn schien. Er war, so wie das Schloß, mit einer hohen Mauer umgeben, und wenn der Graf auch Lust gehabt hätte, irgend ein voreiliges Projekt zu seiner Flucht zu entwerfen, so sah er voraus, daß es wegen der Schwierigkeiten, die ihm nothwendig dabei aufstoßen muß-

ten, unfehlbar scheitern würde. Ohne also dem Gedanken daran Raum zu geben, suchte er sich so gut als möglich in sein Schicksal zu finden, und würde es gewiß gelassen ertragen haben, wenn er über Sophien beruhigt gewesen wäre. Ihr Bild schwebte ihm jetzt lebhafter als je vor; er war nicht nur weiter entfernt von ihr, sondern mußte sogar befürchten, sie auf immer zu verlieren, wenn er nicht bald in den Stand gesetzt wurde, ihre Spur zu verfolgen. — Wenn wir auf dem Punkte stehen, ein Gut zu verlieren, so legen wir einen Werth darauf, den wir ihm ohnedies nicht so leicht beigemessen haben würden.

Auch die Einsamkeit und der Mangel an Zerstreuung führten den Grafen mehr als jemals in die Vergangenheit zurück. Zwar hatte er eine ziemlich auserlesene Bibliothek und das nöthige Reiszeug gefunden; allein Beide waren nicht hinlänglich, seine müssigen Stunden auszufüllen. Sich selbst und seinem Nachdenken überlassen, ging er manche Stunde lang in seinem Zimmer auf und ab, und beschäftigte sich mit Sophien, mit ihrer Entfernung und mit der Zukunft. Oder er legte sich ins Fenster, übersah den Garten, und wähnte, er müßte sie aus dem Dickicht seiner Gänge hervortreten und auf

sich zueilen sehen. Wohin er blickte, war sie ihm gegenwärtig, in jedem Buche, das er öffnete, las er ihren Namen; unwillkührlich zeichnete er ihr Bild, wenn er die Reisfeder ergriff, und in seine Phantasien auf dem Klavier oder der Violin mischten sich jederzeit die Thema's ihrer Lieblingslieder.

So brachte er die ersten Tage auf dem Schlosse zu; mit jeder untergehenden Sonne wuchs sein Durst nach Freiheit, aber seine Liebe zu Sophien gewann auch täglich mehr Stärke, und so gern er sich Alles hätte gefallen lassen, um wieder mit ihr vereinigt zu werden, so konnte er sich doch nicht entschließen, in Etwas zu willigen, was seinen, nun noch mehr geläuterten Gefühlen Abbruch gethan hätte. Zwar hatte man sich darüber seit seiner ersten Unterredung mit dem Bedienten nicht weiter erklärt; aber Alles ließ ihn vermuthen, daß er der Gefangene der Marquise sey, und was diese von ihm verlangte, wußte er nicht nur zu gut, sondern war auch fest entschlossen, es ihr jederzeit abzuschlagen.

Dies hatte die Marquise selbst schon eingesehen, als sie seine Stimmung und die Träumereien, denen er sich so gern überließ, gewahr worden war. — Um vor ihm auf dem Schlosse anzukommen, hatten ihre Leute einen beträcht-

lichen Umweg mit ihm machen müssen. Ob sie gleich schon früher Alles zu seiner Aufnahme daselbst hatte einrichten lassen, so war er ihr doch, am Tage seiner Entführung, so unerwartet entgegen gekommen, daß noch manches darüber anzuordnen geblieben war. Dies that sie in den vier und zwanzig Stunden, welche sie vor ihm eintraf. Darunter gehörte besonders die Einrichtung gewisser geheimer Gänge und Oeffnungen, die mit seinen Zimmern korrespondirten, und wodurch sie nicht nur unbemerkt in dieselben gelangen, sondern auch von Allem, was er that oder sprach, auf das Genaueste unterrichtet werden konnte. Anfänglich hatte sie die Absicht, sich ihm zu zeigen, nachdem sie seine ganze Sinnlichkeit aufgeregt haben würde; aber da ihr seine Stimmung so sehr entgegen war, so glaubte sie einen andern Weg einschlagen zu müssen.

Sie hielt sich verborgen, und überließ es ihren Gehülfen, in dem Grafen den Wunsch nach Freiheit rege zu machen, und wenn er auf den Punkt der größten Sehnsucht nach derselben gebracht wäre, sie ihm nicht anders, als in ihren Armen zu zeigen. Dieses Mittel wollte zwar anfänglich auch nicht sonderlich anschlagen; als man ihm aber bei jeder Gelegenheit auch ihre Reize, ihren Witz und Verstand, und sogar ihr

Herz anpries, so hätte er aus dem Jahrhunderte eines Oberon seyn müssen, wenn er nicht gewankt hätte, oder wenn nicht wenigstens der Gedanke in ihm aufgestiegen wäre, sie, die er bis jetzt nur als ein verschlagenes und wollüstiges Weib kennen gelernt hatte, zu sehen, um sich durch den Augenschein entweder vom Gegentheil zu überzeugen oder darin zu bestärken. Wenn wir uns einmal entschließen, die Macht der Reize einer schönen Frau auf die Probe zu stellen, so sind wir entweder schon halb besiegt, oder wenigstens gesonnen, ihr keinen hartnäckigen Widerstand entgegen zu setzen.

In diesem Falle befand sich der Graf, als er sah, das seine Gefangenschaft sich immer mehr in die Länge zog, und dadurch die Wahrscheinlichkeit, Sophiens neuen Aufenthaltsort zu entdecken, immer geringer wurde. Aus dem nemlichen Grunde, aus welchem er bis jetzt widerstanden hatte, glaubte er sich nun ergeben zu müssen; seine Liebe zu Sophien diente ihm zur Entschuldigung, und er war geneigt, ihr sogar als ein Opfer anzurechnen, was doch im Grunde nichts anders war, als der geheime Wunsch, seine Einsamkeit durch die Gegenwart einer Frau geendigt zu sehen, die einen großen Ruf hatte, und die wegen alles dessen, was sie für ihn

gethan hatte, ihm unmöglich gleichgültig seyn konnte. Er verlangte sie zu sehen, und es ward ihm versprochen, aber von einem Tage zum andern immer aufgeschoben.

Ihr Bild war Alles, was sie ihm vor der Hand vor Augen stellte, und womit sie seine Einbildungskraft zu fesseln hoffte. Er fand es eines Morgens, als er aufgestanden war, über seinem Arbeitstische hängen. Es war in Pastel gemahlt; mit ihrer rechten Hand stützte sie ihren Kopf, die eine Brust war unbedeckt und in der linken Hand hielt sie ein Buch. Sie war sitzend vorgestellt, als ob sie über das Gelesene nachdächte. Der Künstler hatte ihr nicht mehr geschmeichelt, als es die Kunst selbst erforderte, und doch war es ein so reizendes und anziehendes Bild, daß der Graf es mit dem größten Wohlgefallen betrachtete. Der Gedanke, es durch das Original ersetzt zu sehen, war so natürlich und floß so sehr aus dem Eindrucke, welchen die Kopie auf ihn gemacht hatte, daß er die heftigste Sehnsucht nach der Marquise empfand, und sich sogar Vorwürfe darüber machte, ihr nicht schon eher seine ganze Aufmerksamkeit geschenkt zu haben. Sophiens Bild, das er seit einiger Zeit nicht mehr trug, war in Strasburg zurück geblieben; er konnte es also den verführe-

rischen Zügen des Gemähldes, das er vor sich hatte, nicht entgegen setzen; und wenn man weiß, wie stark und mächtig die Gegenwart zum Nachtheil der Abwesenden wirkt, so entschuldigt man ihn gewiß, daß er in seinen Jahren und in seiner Lage einem Gegenstande den Vorzug gab, der ganz dazu gemacht war, die Sinnlichkeit in ihm zu wecken.

Die Marquise wurde unverzüglich von seiner Umstimmung unterrichtet, und glaubte nun nichts mehr dabei zu wagen, wenn sie sich ihm zeigte. Als er eines Tages abgespeiset hatte, und seiner Gewohnheit nach in den Garten gehen wollte, ließ sie ihn ersuchen, sich in ihr Kabinet zu bemühen. Diese Einladung kam ihm so unerwartet, so plötzlich, daß er in dem ersten Augenblicke nicht wußte, was er thun sollte. Allein der Bediente ließ ihm keine Zeit zum Ueberlegen; ohne seine Antwort abzuwarten, zog er ihn gewissermaßen mit sich fort, und er befand sich in den Zimmern der Marquise, ehe er wußte, wo er war und wie er sich dabei benehmen sollte.

In weißem Linon, leicht und durchsichtig, aber doch anständig und bescheiden gekleidet, eine Blume in ihrem Lockenhaar, saß sie auf dem Kanapee, ein Buch in der linken Hand, und die

rechte nachlässig auf das Tischchen gelehnt, das vor ihr stand. Durch das Fenster und die weiß seidenen, mit goldenen Franzen besetzten, Vorhänge und die grünen Jalousien fiel nur so viel Licht in's Zimmer, daß man sich zur Noth erkennen konnte. Aber wenn man aus einem hellern in dieses halbdunkle trat, so war es in den ersten Augenblicken nicht möglich, einen Gegenstand bestimmt zu unterscheiden, und etwas mehr, als die äußern Umrisse davon zu bemerken. Wenn man aber einige Zeit darin zugebracht und sich an dieses Dämmerlicht gewöhnt hatte, sah man besser und erkannte jeden Eintretenden, ohne sogleich von ihm bemerkt zu werden.

Dies war der Fall mit dem Grafen, als ihn der Bediente in das Kabinet geführt hatte. Er war so verblendet, daß er die ersten zwei oder drei Minuten nichts unterschied, und daher allein zu seyn glaubte. Die Marquise hingegen hatte ihn sogleich erblickt, hielt es aber für besser, sich ihm nicht eher zu zeigen, als bis er sie zu bemerken im Stande seyn würde. Dann erst erhob sie sich mit der ihr eigenthümlichen Grazie und Würde, und ging ihm bis in die Mitte des Kabinets entgegen. Ihre Umrisse floßen sanft um sie; gleich einer Göttin schwebte sie über dem weichen Fußteppich, eine sanfte Magie umgab sie,

auf ihrem Gesichte waren Verwirrung, Schüchternheit und Beschämung ausgedrückt; mit zitternder Stimme stotterte sie ein Paar unverständliche Worte her, und erst, als der Graf den ihm angebotenen Stuhl eingenommen hatte, ließ sie sich auf's Kanapee nieder, und schien in der äußersten Verlegenheit zu seyn, was sie ihm nun sagen sollte.

„Sie sehen, Herr Graf" — hob sie endlich an, nachdem sie ihrer Brust durch einen tiefen Seufzer Luft gemacht hatte — „wie verlegen ich bin; wie schwer es mir ankommt, Sie anzublicken; wie wenig ich im Stande bin, Worte zu finden, um eine Handlung zu rechtfertigen, die Sie zu meinem unversöhnlichsten Feinde machen muß."

Der Graf, hingerissen von ihren Reizen, und gerührt durch den reuevollen Ausdruck, der in jedem ihrer Worte lag, bat sie, davon zu schweigen, und einen Schritt zu vergessen, dessen er selbst fähig gewesen wäre, wenn er so, wie sie, kein anderes Mittel gekannt hätte, um zu seinem Zwecke zu gelangen.

„Nein, Herr Graf" — erwiederte die Marquise — „diese Großmuth verdiene ich nicht, und erwartete sie auch nicht. Meine That, Ihre Entführung aus den Armen der Freundschaft, steht

jetzt so gräßlich vor mir da, daß ich sie mir nicht vergeben kann, wenn auch Sie mich darüber freizusprechen großmüthig genug sind. Ja nicht einmal entschuldigen läßt sie sich, so leicht ich mir dies einst vorgestellt hatte. Aber der Schleier vor meinen Augen ist zerrissen, ich sehe mich jetzt in der ganzen Häßlichkeit meiner Handlung, und da ich mich selbst nicht mehr achten kann, wie kann ich Achtung von Andern fodern? Gleich einem Gespenst nagt diese That unaufhörlich an meiner Ruhe, scheucht jeden Schlaf von mir, und wachend und träumend umgaukeln mich Bilder und Phantome, als eben so viel furchtbare Plagegeister meiner Verbrechen."

Hier sank sie, wie es schien, ermattet auf das Kanapee zurück, und man vernahm kaum das schwache Steigen und Sinken ihres schönen Busens. Der Graf benutzte diese Pause, um sie zu beruhigen; er erklärte, daß er sich so wohl bei ihr befunden, daß er Strasburg und seine andern Freunde dadurch leicht habe entbehren lernen, bedauerte, daß sie ihm nicht schon eher ihre Gesellschaft gegönnt, und versicherte, daß er weit mehr bei ihr gut zu machen habe, als sie selbst glaube.

Ohne, dem Anscheine nach, auf das zu achten, was er zu ihrer Beruhigung sagte, fuhr sie

fort, als sie sich wieder erholt hatte: — „Kaum hatte ich Sie erblickt, als ein ungewohntes Feuer alle meine Adern durchfloß; noch nie hatte ein Mann solche Gefühle in mir erregt. Aber Sie blieben kalt; gleichgültig gingen Sie bei mir vorüber, und achteten des Weibes nicht, in dessen Busen die heftigste Leidenschaft tobte. Ein Eifersüchtiger, ein Undankbarer bemächtigte sich Ihres Zutrauens und gebrauchte es zu meinem Verderben. Ich sah es, und verzweifelte. Fest stand der Entschluß vor mir da, Ihr Bild aus meiner Seele zu verbannen; die Tage verbrachte ich einsam; mir selbst und meinem Kummer überlassen, traf mich der Mond, und die aufgehende Sonne senkte mit jedem Strahle neue Qualen in mein Herz. Aber vergeblich war mein Kämpfen; mit feurigen Zügen war Ihr Bild in meiner Seele abgedrückt; nur allein mit meinem Daseyn, das fühlte ich, konnte es daraus gerissen werden. — Genuß, hoffte ich, würde die Leidenschaft dämpfen, die mich verzehrte; aber ach! so wenig ich auch Alles, was dabei vorfiel, auf meine Rechnung schreiben konnte, so diente er doch nur dazu, mir den Besitz Ihres Herzens, als der Seligkeiten Unaussprechlichste, darzustellen."

„Was ich litt und duldete, als ich mich selbst, von meiner aufbrausenden Hitze verleitet,

aus Ihrer Nähe verbannt hatte, das, Graf, wünsche ich sogar meinem unversöhnlichsten Feinde nicht; die Martern der Hölle sind nichts gegen die Qualen eines verschmähten, entfernten und zurückgesetzten Geliebten. Ich ging nach Paris und glaubte Sie unter den frivolen Zerstreuungen dieser Hauptstadt vergessen zu können. Aber vergeblich! Alles rief mir Ihr Bild in's Gedächtniß zurück, ich mochte anfangen, was ich wollte. Sie standen mir immer zur Seite; in der lebenden, so wie in der todten Natur erblickte ich Sie; selbst wenn ich knieend vor dem Allerheiligsten meine Augen gen Himmel emporhob, schwebten Sie aus den Wolken zu mir herab, und wachend und träumend konnte ich nur einen Gedanken denken, und dieser waren Sie. — Aber wie erschienen Sie mir? wie sah ich Sie? Ach! hätte ich Sie treu, liebend und meine heiße Flamme erwiedernd erblickt, gegen welche Schätze der Welt hätte ich mein Glück vertauscht? Aber ich sah Sie in den Armen einer Andern, meiner Liebe spottend, und dieses Bild — gestehen Sie selbst — ob es nicht dazu gemacht war, mich zur Verzweiflung zu bringen?"

Sie trocknete hier einige Thränen ab, die sie verbergen zu wollen schien, und fuhr fort: —

„Länger konnte ich nun in Paris nicht bleiben. Verkleidet und verstellt kam ich in Strasburg an; Niemand ahnete meine Gegenwart, und so ward es mir leicht, mich bis zu Ihnen zu drängen. Ach, wie glücklich war ich, als es mir das erste Mal gelang, Ihr Kleid zu berühren! Diesen Augenblick vergesse ich nie, und die Wonne, die ihn begleitete, kann mir nichts ersetzen. Zweimal suchte ich Sie, unter einem erborgten Namen, zu sprechen; aber beide Male trat ein unbekanntes Wesen dazwischen, dessen Nähe ich bis dahin noch nicht geahnet hatte. Ich bot Alles auf, um es zu entschleiern. Meine Bemühungen sind mir nur halb geglückt. Aber aus Allem, was ich sah und erfuhr, mußte ich schließen, daß Ihr Verderben unvermeidlich seyn würde, wenn Sie den Unbekannten nicht auf die eine oder die andere Art entrissen würden. Ich hätte Sie warnen können; aber würden Sie nicht Mißtrauen in Alles gesetzt haben, was Sie von Strasburg zu entfernen gesucht hätte? Es blieb mir also nichts übrig, als durch List oder Gewalt es zu bewirken. Die Entfernung Sophiens, die ich früher als Sie erfahren hatte, mußte mir zum Vorwande dienen; das Uebrige gehört auf Rechnung meiner Leidenschaft."

„Nun aber fodert mich dagegen alles auf, wieder gut zu machen, was ich verbrochen habe, denn auf beides, Verzeihung und Entschuldigung, habe ich keine Ansprüche.“ — Sie hielt hier einige Augenblicke inne, und schien entweder des Grafen Einrede zu erwarten oder über irgend einen Gedanken tief nachzudenken. Als sie sah, daß er schwieg und ebenfalls ganz vertieft vor ihr saß, ergriff sie auf einmal seine Hand und fuhr fort: — „Sie sind frei, Herr Graf, und dürfen nur befehlen, wohin man Sie bringen soll, und es soll den Augenblick angespannt werden.“

Diese Worte, mit einem heftigen Händedrukke begleitet, brachten den Grafen wieder zu sich. — „Nein!“ — rief er mit Feuer und versuchte es, aber vergeblich, sie zu umarmen — „ich gehe nicht von hier; Sie könnten mich hinausstoßen, und ich bliebe doch; frei und ungezwungen will ich thun, wozu mich Gewalt nie gebracht hätte.“

Ohne das Gesagte irgend einer Antwort zu würdigen, begnügte sich die Marquise in ihrem, nun immer fester werdenden Tone fortzufahren: — „Ihre Freunde in Strasburg sind von Ihrer Entfernung unterrichtet; ich habe aussprengen lassen, daß Sie plötzlich nach Paris ge-

reiset wären, und ich vermuthe, daß die Gräfin Dükastel mit Sophien, die, wie ich seit kurzem erfahren habe, sich schon seit einiger Zeit bei ihr im Geheim aufgehalten hat, Ihnen jetzt schon dahin nachgefolgt seyn werden."

„Können Sie mir schwören" — unterbrach sie der Graf hastig — „daß Sophie bei der Gräfin Dükastel ist?"

„Bis dahin also ist es schon gekommen" — erwiederte sie mit einem Tone, der in das Innerste seines Herzens drang — „daß Sie meinen Worten nur dann trauen, wenn ich sie durch einen Schwur bekräftige! Nun ja, weil ich denn einmal so tief gesunken bin, so schwöre ich Ihnen bei allem was heilig ist: Sophie ist bei der Gräfin Dükastel!"

Der Graf wollte sie unterbrechen, aber sie ließ es nicht zu; er sank vor ihr aufs Knie und bat und flehte, als hätte er das größte Verbrechen an ihr begangen. Aber ihrem Charakter getreu, wies sie alles von sich, was sich damit nicht vertrug; und so gern sie ihn in ihre Arme geschlossen hätte, glaubte sie, um ihres Sieges recht gewiß zu seyn, die Ueberlegung zur Ueberraschung noch hinzufügen zu müssen. Ohne gradezu in ihn zu dringen, seine Abreise zu bestimmen, foderte sie ihn noch einigemal dazu auf; sie

behauptete, auf seine Liebe und seinen Besitz gänzlich Verzicht gethan zu haben, und erbat sich seine Freundschaft, wenn sie einst Gelegenheit gehabt haben würde, sich derselben würdig zu machen. Es half alles nichts, der Graf mochte ihr noch so viel betheuern, daß er sie liebe, anbete und ohne sie nicht leben könne; sie nahm seine Betheuerungen nicht an, und er mußte sie verlassen, ohne einen Kuß von ihr erhalten oder eine andere Versicherung empfangen zu haben, als daß sie nicht verdiene, sein Herz zu besitzen, und daß sie seine Liebe muthwillig verscherzt habe.

Er wußte selbst nicht wie ihm war, als er in den Garten trat, der von nun an stets für ihn offen blieb. So reizend hatte er die Marquise noch nie gesehn, das Original übertraf bei weitem die Kopie, die er in seinem Zimmer hatte; sie kam ihm jünger vor, als die Gräfin Dükastel, jünger sogar wie Sophie, und was ihr einen unbezweifelten Vorzug vor Beiden gab, über ihr ganzes Wesen war eine Huld, eine Grazie verbreitet, wie er sie noch an keiner ihres Geschlechts bemerkt hatte. Zu diesen sinnlichen Schönheiten konnte er nicht umhin, noch so manche geistige hinzu zu fügen. Ein feuriges, liebendes Herz schlug in ihrem Busen und gehörte ihm an; obschon verschmäht, hatte es doch nicht auf-

gehört, ihn mit unnennbaren Gefühlen zu umfassen; sie war unglücklich, ein tiefer heftiger Schmerz wühlte in ihrem Innern, es hing nur von ihr ab, ihn durch seine längere Gefangenschaft zum Schweigen zu bringen; aber sie verleugnet sich selbst und ihre Leidenschaft, großmüthig bringt sie sich zum Opfer dar, und glaubt auf einen Genuß Verzicht leisten zu müssen, dessen Umfang sie nicht zu berechnen vermag.

So vielen Reizen, so vielen Vorzügen meinte der Graf nicht widerstehen zu dürfen; aber im Grunde war er schon, ehe er sie gesprochen hatte, entschlossen gewesen, wenn nicht ihre Liebe zu erwiedern, doch wenigstens sie nicht zu verschmähen. Seine Unterredung mit ihr, ihre Reize, die künstliche Ergebung in ihr Schicksal, und ihre Selbstanklage rissen ihn ganz hin, und er war in diesem Augenblicke eben so für sie eingenommen, wie er es nur immer für Sophien hätte seyn können. Auch konnte er nun ganz ruhig in Absicht seiner Freunde seyn; er wußte, wo er Sophien aufsuchen sollte, und hatte folglich keinen erheblichen Beweggrund mehr, seine schöne Gesellschafterin, so bald, wie sie es zu wünschen schien, zu verlassen. Wenn er es von ihr erhalten konnte, so war sein Plan, noch einige Zeit auf ihrem Landhause zuzubringen, und

alsdann mit ihr die Reise nach Paris, das nur zwölf Stunden von seinem jetzigen Aufenthaltsorte entfernt war, gemeinschaftlich zu machen.

Mit diesen Gegenständen beschäftigte er sich mehrere Stunden im Garten, und die Zeit verfloß ihm so schnell darüber, daß es schon ganz finster war, als er endlich einen bestimmten Entschluß gefaßt hatte. Er eilte in das Schloß zurück, um ihn der Marquise mitzutheilen, aber zu seinem größten Befremden erfuhr er, daß sie ausgefahren sey, ohne hinterlassen zu haben, wenn sie wiederkommen würde. Was war natürlicher, als daß er annahm, sie habe sich nur in der Absicht entfernt, um ihm Zeit zur Abreise zu lassen. So sehr er ihr sonst ausgewichen war, so viel lag ihm jetzt daran, sie zu sehen, zu sprechen und von seiner Liebe zu überzeugen. Der Gedanke war ihm unerträglich, sie entbehren zu müssen; er war entschlossen, durch jede Aufopferung ihren Verlust zu erkaufen, ja seine Einbildungskraft war so erhitzt, daß er jetzt im Stande gewesen wäre, die größten Thorheiten um sie zu begehen. Es ist ein sonderbares Ding, das menschliche Herz; ganz aus Widersprüchen zusammengesetzt, billigt und verwirft es, nach den Umständen, die entgegengesetztesten Handlungen, und thut sich etwas auf Dinge zu gut, wofür

es sich sonst geschämt haben würde. Wir sind nichts durch uns selbst; die äußern Gegenstände bestimmen unsern Werth und Unwerth, und der selbstständigste Mann prahle nicht mit der Festigkeit seines Charakters, so lange er das Weib nicht fand, die ihre Reize und die Ueberlegenheit ihres Geschlechts an ihm versuchte. Es ist ein Leichtes der Gewalt zu widerstehen; den verführerischen Künsten einer klugen und schönen Frau unterliegt auch der festeste Mann.

Und der Graf Rosenau, ein Jüngling voll Feuer und Eitelkeit, ohne Erfahrung, und viel zu wenig bekannt mit den Ränken einer Kokette, die am Hofe gebildet, jede Schwäche der Männer genau kannte, und sie vortrefflich zu benutzen wußte, hätte widerstehen und einen Sieg erkämpfen sollen, der über seine Kräfte war, und von welchem er unmöglich sich alle die Vortheile versprechen konnte, die ihm seine Niederlage anbot? — Aber in seinen Augen war es nicht einmal eine Niederlage, die er erlitt; die Marquise hatte ihre Plane so geschickt anzulegen gewußt, daß sie dem glänzendsten Triumphe entgegen sah, und es bewährte sich also auch an ihm, wovon man sich, durch die Erfahrung, alle Tage überzeugen kann, daß die Männer gerade dann am allerwenigsten nach eigner Bestimmung handeln,

wenn sie sich von fremdem Einflusse am meisten frei glauben. — Oefter als wir wähnen und es uns selbst eingestehn, sind wir das gehorsame Werkzeug des schönen Geschlechts, und es giebt Augenblicke, wo selbst der klügste Mann von einem gewöhnlichen Weibe überlistet wird.

Dies aber war nun die Marquise ganz und gar nicht. — Als sie daher erfahren hatte, daß er sie zu sehen verlangte, war sie mit sich zu Rathe gegangen, wie sie ihn empfangen sollte, ob als hingebende Geliebte oder als reuevolle Büßende. So lieb ihr die Rolle der erstern gewesen wäre, so sah sie doch bald ein, daß der Rausch der Sinne, welchen sie dadurch erregt hätte, nicht lange angehalten haben würde. Und sie wollte ihn jetzt nicht mehr auf Augenblicke genießen; sein Herz, seinen Kopf und seine Sinne wollte sie zugleich fesseln, und es dahin bringen, daß er freiwillig ihren Reizen huldigte, und an ihrer Seite der Gräfin Dükastel, dem Ritter und sogar Sophien unter die Augen zu treten wagte. Dieser Plan war groß und kühn, dies fühlte sie, und nur mit der seltensten Klugheit und Kälte durfte sie hoffen, ihn durchzusetzen. Sie legte also ihrer Sinnlichkeit ein tiefes Stillschweigen auf, ohne sie jedoch außer aller Wirksamkeit zu setzen; überraschen mußte sie den

Grafen, aber nur sein Herz und seinen Kopf, und durch Entsagung grade das erlangen, worauf sie Verzicht zu leisten schien. Sie hatte nun die Grundsätze ihres Gegners kennen gelernt, und wußte, daß sie auf diesem Wege allein ihren Zweck bei ihm erreichen würde. Aber daß er es ihr so leicht machen werde, hätte sie sich nicht eingebildet. Schon als er zu ihr ins Kabinett trat, las sie ihren Triumph auf seinem Gesicht; mit jedem Worte, das sie zu ihm sprach, bestärkte sie sich immer mehr darin, und je schwächer er sich zeigte, je kühner wagte sie es, ihm zu entsagen. Hätte er nur einen Augenblick kalte Standhaftigkeit bewiesen, sie würde dadurch in die größte Verwirrung gesetzt worden seyn, und vielleicht hätte ihre Sinnlichkeit sie vermogt, aus ihrem Charakter herauszutreten und sich ganz als Weib zu zeigen. Aber diese Beschämung ersparte ihr seine Bethörung, und um ja nichts zu übereilen, was bei einer längern Unterredung sehr leicht der Fall hätte seyn können, entließ sie ihn schneller, als er es wünschte, und fuhr gleich darauf aus, um ihn denselben Tag nicht mehr zu sehen, wenn er, wie sie es erwartete, sich bei ihr melden lassen sollte. Darauf aber hatte der Graf nicht gerechnet. Er ging also sehr mißmüthig auf sein Zimmer, nachdem er zuvor dem

Bedienten befohlen hatte, es ihm zu melden, wenn seine Gebieterin wieder zurückgekommen seyn würde. Ihr Bild sollte ihm ihre Stelle ersetzen, so dachte er, und vor ihm wollte er seinen Gefühlen Luft machen, da ein neidisches Schicksal sie selbst ihm entzogen hatte. Allein man denke sich seine Bestürzung, als er statt der geliebten Züge der Marquise, Sophiens Medaillon, das nemliche, das er in seinem Schreibpulte in Strasburg zurück gelassen hatte, erblickte. Wie vom Blitze getroffen wußte er lange nicht, ob das, was er sah, Täuschung oder Wirklichkeit sey. Doch ein Betrug konnte hier nicht statt finden, er kannte es zu genau, und mußte es, bei der geringsten Untersuchung, für das wahre, ihm zugehörige Bild der von Jugend auf geliebten Sophie erklären. Wie es dahin gekommen sey, daran dachte er in diesem Augenblicke nicht; seine Seele war ganz mit ihr selbst beschäftigt, und ward von so verschiedenartigen Empfindungen zerrissen, daß er sich lange aus diesem Labyrinth nicht finden konnte.

Es lag ein stiller, aber starker Vorwurf in diesem unvermutheten Wiedersehen, dies fühlte er um so tiefer, je mehr er ihn verdient zu haben überzeugt war. Er mußte sich eingestehn, daß Sophiens unschuldsvolle Reize bei weitem den

Vorzug vor jener erkünstelten Huld verdienten, mit welcher ihn die Marquise gefesselt hatte. Dabei fielen ihm ganz natürlich seine ersten Jugendjahre ein; und wie mächtig wirken diese nicht auf uns, wenn sie angenehme Erinnerungen begleiten! Er überdachte die Leiden, die Sophie um seinetwillen erduldet hatte; und wenn er ihre stille sanfte Liebe mit dem verzehrenden Feuer verglich, das in dem Busen der Marquise loderte und alles um sich her zu verzehren drohte, so schwand der Zauber, mit welchem ihn diese umgeben hatte, und unwillkürlich neigte sich sein Herz zu Sophien hin. Sie war so oft schon sein Schutzgeist gewesen, und jetzt, wo er vielleicht der größten Gefahr, die ihn je bedroht hatte, ausgesetzt war, erschien sie ihm vom Himmel gesandt, ein leuchtendes Gestirn in der dunkeln Nacht, die ihn umgab.

Wie das Medaillon in sein Zimmer gekommen seyn konnte, war der letzte Gedanke, der sich ihm darstellte. Die Marquise konnte es unmöglich gethan haben; sie hatte im Gegentheil das größte Interesse, ihm alles aus den Augen zu rücken, was ihn an Sophien hätte erinnern können. Sie selbst also oder der Ritter konnten nur allein fähig gewesen seyn, ihm ein um so kostbareres Geschenk damit zu machen, je näher

er daran war, ihre Liebe leichtsinnig zu verscherzen. Daß sie seinen Aufenthalt wußte, hatte ihm die Marquise gestanden; wie sie es aber angefangen hatte, die Wachsamkeit derselben zu täuschen und bis in sein Zimmer zu dringen, dies konnte er nicht begreifen, wenn er nicht, was auch am wahrscheinlichsten schien, voraussetzte, daß sie unter der Dienerschaft der Marquise ein geheimes Verständniß haben müßte. Er wünschte, sich darüber Gewißheit zu verschaffen und glaubte, sie nicht sicherer zu erhalten, als wenn er, ohne sich von dem Medaillon etwas merken zu lassen, sie über das Verschwinden des Bildes ihrer Herrschaft ausfragte. Sein Bediente, der einzige, der in seine Zimmer zu kommen pflegte, war eben so erstaunt darüber, als er es selbst gewesen war; mit einer geheimnißvollen Miene, schüttelte er bedächtig den Kopf, und versicherte ihm ganz treuherzig, wenn es die Marquise nicht weggenommen hätte, während er im Garten gewesen wäre, so könne es nicht mit rechten Dingen dabei zugegangen seyn. — Die übrigen Leute im Hause wurden nun einer nach dem andern befragt; aber alle versicherten ganz unbefangen, daß keiner von ihnen das Zimmer des Grafen betreten habe.

Mit dieser Erklärung mußte er sich begnü-

gen, so wenig sie ihn befriedigte. Er hätte gewünscht, mit der Marquise selbst darüber sprechen zu können, aber sie kehrte erst sehr spät Abends von ihrer Spazierfahrt zurück. Sie selbst hatte die Vertauschung der Bilder vorgenommen; es war die letzte Probe, auf welche sie den Grafen stellen wollte, und wenn er auch darin, ihrer Erwartung gemäß, bestände, dann erst, glaubte sie, seiner ganz gewiß seyn zu können. Als sie nach Hause kam, forschte sie bei ihren Getreuen nach, wie der Graf diese Verwechselung aufgenommen habe. Es gefiel ihr, daß er dem Urheber davon so genau nachgespürt, aber daß er nur die Entwendung ihres Bildes erwähnt, und des an seine Stelle gesetzten Medaillons, das sie sich zu verschaffen gewußt, gar nicht gedacht hatte, dies ließ sie noch eine geheime Falte in seinem Herzen bemerken, die sie nicht vermuthet hatte, und die ihr viel Stoff zum Nachdenken gab. Sie hätte ihn gern noch den nemlichen Abend darüber ausgeforscht; aber es war schon so spät, daß sie ihn, nach ihrem einmal angenommenen Charakter, unmöglich mehr sehen konnte.

Den folgenden Morgen hinterbrachte man ihr, daß er sehr früh in den Garten geeilt sey. Diesen Umstand beschloß sie, zu benutzen. Sie folgte ihm in den Garten, ließ sich ihre Harfe

nachbringen, und in einer Laube verborgen, hoffte sie ihn durch ihr Spiel und ihren Gesang an sich zu locken. Der Graf lag, als dies geschah, am Fuße eines künstlichen Felsens, von welchem ein Wasserfall herabstürzte, dessen Geräusch mit dem, was in seinem Innern vorging, so glücklich harmonirte, daß er darüber in sanfte Träumereien eingewiegt wurde, die ihn die Wirklichkeit ganz vergessen ließen. Aber auf einmal wird er in seinem Nachsinnen durch die Töne einer Harfe gestört, die bald stärker, bald schwächer sein Ohr berühren; wild und in chaotischer Unordnung wühlen die behenden Finger in den Saiten, die seltsamsten Akkorde werden gegriffen und zum Theil gar nicht, zum Theil unvollständig aufgelös't; wie der Sturmwind rauschen sie durch alle Tonarten, das Ganze ein meisterhaftes Bild eines aufgeregten, ungewissen und schwankenden Gemüths.

Allmählich werden sie jedoch sanfter, diese Phantasien; ihre Wildheit geht in ruhigere Ordnung über, bestimmtere Grenzen bezeichnen sie, und zuletzt fließen sie sanft, und gleich einem zwischen blumichten Ufern sich schlängelnden Bach dahin. Eine schmachtende Silberstimme begleitet sie; melancholische Töne entsteigen der gepreßten Brust, seufzende Laute verrathen tiefen Schmerz

und heischen Mitgefühl. — Der Graf erhebt sich nun von seinem Lager und schleicht sich unbemerkt der Laube näher, in welcher die Marquise, in einem sehr reizenden Morgenanzuge, ihn erwartete. Er erblickt sie und glaubt sich zu täuschen; denn so viel jugendliche Schönheit hatte er noch nie an ihr bemerkt. Indem er sie bewundert, fühlt er zu gleicher Zeit die Größe der Gefahr, welche ihm droht. Er will umkehren, aber er vermag es nicht; ein unerklärliches Etwas hält ihn wie angewurzelt zurück. Vorwärts würde er gehen können, dies fühlt er, aber zur Entfernung fehlen ihm die Kräfte; — er tritt in die Laube. In dem nemlichen Augenblicke verstummt die Marquise, die Harfe entfällt ihr, sie ladet ihn ein, sich neben sie zu setzen! — Er thut es, still und in sich gekehrt.

Sie erwartete, daß er der Verwechselung der Bilder erwähnen werde. Allein ein ganz anderer Gegenstand hielt seine Aufmerksamkeit jetzt gefesselt; er hatte, was ihn vorher so mächtig beschäftigte, über ihren Gesang und ihr Spiel vergessen, und jetzt, da er ihr zur Seite saß, ihren vollen Busen unter dem dünnen Tuche sich heben und sinken sah, in ihr schönes, durch eine gewisse Melancholie gemildertes Auge blickte, und die Reize ihrer Formen und Bewegungen sah:

wie hätte er an eine todte Kopie denken können, da er das vollendeteste Original vor sich hatte! Der Marquise entging der Eindruck nicht, den sie auf seine Sinnlichkeit gemacht hatte; sie suchte ihn durch die Künste der Kokétterie zu verstärken, verlor aber dabei keinesweges dasjenige, was ihr jetzt wichtiger als alles andere war, aus dem Gesicht.

So brachte sie den Grafen dahin, daß er ihr erzählte, was sie schon längst wußte, und jetzt erst von ihm zu erfahren schien. Aber von Sophiens Medaillon sagte er noch immer kein Wort; und diese Verschlossenheit, mitten im Taumel einer aufgeregten Sinnlichkeit, kam ihr so unerwartet, daß sie schon befürchtete, alle ihre Mühe vergeblich angewandt zu haben. Daß sie ihn darüber zur Sprache zu bringen suchen mußte, fühlte sie tief, und so beschloß sie, ihn nicht eher aus der Laube zu lassen, als bis er sich ihr anvertrauet, und das, worauf er einen so großen Werth zu legen schien, ihr überliefert haben würde. Es entspann sich nun eine Unterredung zwischen ihnen, in welcher von der einen Seite die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des Geheimhaltens dessen, was man zu wissen verlangte und eine gewisse Ehrfurcht für alles, was Sophien betraf, und von der andern Neu-

gierde aus Interesse, Kokketterie und das Gefühl der Unvollkommenheit des Sieges, so lange er widerstand, beide Theile zur größten Aufmerksamkeit auf sich selbst veranlaßten. Länger als die Marquise erwartet hatte, widerstand der Graf; aber endlich mußte er doch ihrer Ueberlegung und die Treulosigkeit seiner Sinne weichen.

Er gestand, daß er Sophiens Medaillon, ein Geschenk von ihr, und von dem größten Werthe für ihn, an der Stelle ihres Bildes gefunden habe. Sie gingen nun alle mögliche Wahrscheinlichkeiten durch, wie es dahin gekommen seyn könne, und bei dieser Gelegenheit unterließ die Marquise nicht, den Charakter des Ritters mit solchen Farben auszumalen und dem Grafen triftige Scheingründe dafür anzugeben, daß er an seiner Aufrichtigkeit und Rechtschaffenheit von neuem zu zweifein anfing. Aber damit war sie noch immer ihrem eigentlichen Ziele um nichts näher gekommen. Sie änderte also plötzlich den Gegenstand der Unterhaltung und sprach von seiner Abreise, die er, wie sie voraussetzte, nun wahrscheinlich beschlossen haben werde. Je treuherziger sie ihn daran zu erinnern schien, um so mehr machte ihr seine Versicherung Vergnügen, daß er noch nicht daran gedacht habe, und jetzt, da er Sophien in Sicherheit wüßte, auch so lange bei

ihr zu bleiben wünschte, als sie es ihm erlauben würde.

Nun war er auf dem Punkte, wo ihn die Marquise schon längst hatte haben wollen. Sie bot jetzt alle ihre Kokettérie auf, um auf seine Sinnlichkeit ausschließend zu wirken. Dies Mittel gelang. Je mehr sie sich in Decenz und kalte Freundschaft einhüllte, desto feuriger und zudringlicher ward der Graf; die lebhaftesten Betheurungen von Liebe und inniger Ergebenheit strömten von seinen Lippen, und er schwur zuletzt, ihr jedes Opfer darzubringen, wenn sie einen Entschluß aufgäbe, der ihn nothwendig in Verzweiflung stürzen müßte. Ein gewisses zweifelndes Lächeln war ihre ganze Antwort auf seine stürmischen Anträge, und nun foderte er sie auf, ihm den Beweis seiner Versicherung zu bestimmen. — Gleichgültig, als setze sie nur einen sehr geringen Werth darauf, verlangte sie endlich, auf wiederholtes Bitten und Flehen, Sophiens Medaillon.

Ohne sich zu bedenken, riß der Graf es sich vom Halse und überreichte es ihr knieend. Kalt, dem Anscheine nach, aber mit der größten innern Freude empfing es die Marquise. Noch lag der Graf zu ihren Füßen und erwartete die Belohnung, die sie ihm zugesagt hatte. Aber in dem nemli-

chen Augenblicke reichte eine Hand, im Rücken der Marquise, in die Laube, und entriß ihr das Medaillon. — Diese Kühnheit überraschte sie so sehr, daß sie, ohne ein Wort zu sagen, wie erstarrt da saß, ihren Blick auf den Eingang der Laube gerichtet. Der Graf war unterdessen aufgesprungen, um dem Räuber nachzusetzen. Aber ein dickes Spalier von Laubholz hinderte ihn, die Laube zu umgehen, und als er endlich einen Weg dahin gefunden hatte, war von jenem nichts mehr zu sehen. Mit dieser Nachricht eilte der Graf zur Marquise zurück, die sich noch immer nicht von ihrem Schrecken erholt hatte. — „Das erwartete ich;" — entgegnete sie, als er ihr von dem fruchtlosen Versuch seiner Nachforschung Nachricht gegeben hatte — „nirgends, und doch allenthalben, scheinen diesen Unbekannten höhere Kräfte zu Gebote zu stehen; eine furchtbare geheimnißvolle Gesellschaft umgiebt uns; welches auch ihr Zweck sey, ich vermag ihn nicht zu errathen."

Der Graf wollte den starken Geist spielen, und machte sich über sie und ihren Ernst lustig. Allein nichts war vermögend, sie wieder aufzuheitern; sie stand auf und ging in's Schloß zurück. Er blieb noch einige Zeit im Garten. Der Vorfall mit dem Medaillon kränkte ihn tief; er hatte ihn der Früchte seiner Aufopferungen be-

raubt, und mußte, wenn das Bild wieder in Sophiens Hände kam, ein kränkender und bitterer Vorwurf für ihn werden. Nochmals durchsuchte er alle Winkel des Gartens; einen Fremden entdeckte er nirgends, wohl aber einen Weg, über welchen er sich sehr bequem geflüchtet haben konnte. Sein Mißmuth stieg mit jedem vergeblichen Versuche, und er ging höchst mißvergnügt in's Schloß zurück.

An diesem Tage aß er zum ersten Male in der Gesellschaft der Marquise. Aber ihre Unterredung bei Tische war sehr einsylbig; ein gewisser finsterer Ernst hielt die Marquise von jeder ungezwungenen Mittheilung ab; sie schien einen wichtigen Plan zu entwerfen. Nach dem Essen zog sie den Grafen vertraulich in ihr Kabinet, und lud ihn ein, sich neben sie auf das Sopha zu setzen. Sie erklärte ihm hier, daß sie entschlossen sey, ihr Wort zu halten, ob sie gleich das Medaillon, das Unterpfand seiner Liebe nicht mehr besitze. „Aber hier" — fuhr sie fort — „sehen Sie selbst ein, dürfen wir uns nicht schmeicheln, ein Glück ungestört zu genießen, dessen Wesen Ruhe, tiefe Ruhe heischt. Eine unsichtbare Macht verfolgt uns allenthalben, und stellt sich zwischen uns, gerade wenn unsere Herzen in die sanfteste Harmonie zu ver-

schmelzen bereit sind. Wie ich bemerke, haben die geheimnißvollen Unbekannten dann den größten Einfluß auf uns, wenn wir, zurückgezogen von aller Gesellschaft, uns zu isoliren suchen. Ich bin also der Meinung, von nun an einen ganz entgegen gesetzten Weg einzuschlagen. Von Ihrer treuen und beständigen Liebe überzeugt, glaube ich nichts dabei zu wagen, wenn wir uns vor jenen Störern unserer Ruhe mitten im Getümmel von Paris zu verbergen] suchen. Sind Sie damit zufrieden, so will ich Ihnen meinen Plan weiter entwickeln."

Der Graf stimmte ihrem Vorschlage um so lieber bei, weil er in Paris Gelegenheit zu finden hoffte, sich mit Sophien wieder in Verbindung zu setzen, und auch den Unbekannten näher auf die Spur zu kommen. Aber er bestand, bevor es geschähe, auf die Gewährung einer Bitte, [die sie ihm nicht geradezu abschlug, jedoch vor der Hand auch nicht zugestehen zu können glaubte. Es kostete ihm Mühe, sich diesen Aufschub gefallen zu lassen; allein er durfte doch nun mit Gewißheit darauf rechnen, und seine Eitelkeit flüsterte ihm sogar in's Ohr, daß er vielleicht noch eher, als es den Anschein dazu hatte, einen schwachen Augenblick finden und das erreichen würde, was man ihm jetzt, aus sehr guten

Gründen, von denen er aber kein Wort ahnete, abschlug. Der Bund der Liebe und des Zutrauens wurde nun zwischen Beiden geschlossen und beschworen; die Marquise sah sich am Ziele ihrer kühnsten Wünsche, der Graf rechnete auf baldige Befriedigung seiner Erwartungen, und so waren Beide zufrieden und glücklich.

Als dieser wichtige Punkt abgemacht war, fuhr die Marquise fort, ihm ihren fernern Plan zu entwickeln. — „Es bleibt also dabei, wir gehen nach Paris; und heute noch schicke ich meinen Kammerdiener dahin, um für Sie eine Wohnung zu miethen und Alles zu unserm Empfang vorzubereiten. Damit Sie aber auch von Seiten Ihrer militairischen Vorgesetzten nichts zu befürchten haben, schreibe ich an den Kriegsminister, und wirke Ihnen einen unbestimmten Urlaub aus, nach Paris zu gehen. In drei Tagen kann mein Kammerdiener wieder zurück seyn; bis dahin, theurer Eugen, müssen Sie Geduld haben; unterdessen aber will ich suchen, Ihnen die Zeit so angenehm als möglich zu vertreiben. Und nun verlassen Sie mich, damit ich die nöthigen Anstalten dazu treffen kann."

Jubelnd eilte der Graf auf sein Zimmer; er dachte in diesem Augenblicke an nichts weiter, als an Paris und an die Freuden, die ihn dort

an der Seite der Marquise erwarteten. Wer ihn sah, hätte geglaubt, er habe den ehrenvollsten Triumph über eine Vestalin davon getragen; er selbst wußte sich mit der Ergebung seiner neuen Freundin außerordentlich viel, und schrieb es sich zu, wenn sie einem Vorsatze entsagte, den er für unerschütterlich gehalten hatte. Aber dies ist der gewöhnliche Gang unserer Eigenliebe; wir gestehen nicht gern Andern ein, woraus wir uns selbst ein Verdienst zu machen wünschen, und unsere Verblendung geht oft so weit, daß wir gerade da am meisten mit unserer Klugheit zufrieden sind, wo entweder Alles ohne unser Zuthun geschieht, oder wo wir am Aergsten überlistet werden.

Daß er dabei weder an Sophien noch an die Gräfin Dükastel dachte, läßt sich leicht errathen. Sie waren nur Phantome, die seinen Freuden im Wege standen, und leere Schreckbilder, die ihn, seiner Meinung nach, hinderten, das Leben zu genießen. Um so unerwarteter mußte es ihm also seyn, als er sein Schreibepult aufschlug und ganz oben ein zusammen geschlagenes Blatt mit der Aufschrift: An den Grafen von Rosenau fand. Er riß es hastig aus einander, und las Folgendes:

„Dahin ist es also mit Ihnen, Graf, schon

„gekommen, daß Sie mit Ihrer ärgsten Fein-
„din gegen Ihre wärmsten Freunde in einen
„Bund getreten sind! Wie war diese Verblen-
„dung bei den vielen Warnungen, die Sie
„erhielten, möglich? Dies Räthsel sollen Sie
„einst Sophien und Ihren Freunden erklären.
„— So lange dieser Augenblick nicht eintritt,
„muß man Sie für verloren ansehen. Noch
„ein Versuch aber soll gewagt werden, und
„vereiteln Sie auch diesen, dann hören Sie
„nie mehr etwas von den

Unbekannten."

„Desto besser" — rief er unwillig — „so werde ich Euch ungebetene, dienstbare Geister los" — zerriß das Blatt in kleine Stückchen, und legte sie an denselben Ort wieder hin, wo er die, ihm unangenehme, Zuschrift gefunden hatte, damit — so meinte er — die Urheber derselben seine Antwort daraus abnehmen könnten. Aufgebracht über ihr ewiges Hofmeistern und die Strafpredigten, mit denen sie ihn alle Augenblicke heimsuchten, eilte er in den Garten hinunter, und schwur, von nun an immer gerade das Gegentheil von dem zu thun, was sie ihm anrathen würden. Die Marquise folgte ihm bald nach; er erzählte ihr, was vorgefallen war, und ganz natürlich lobte sie seinen Entschluß. Indes-

sen konnten Beide nicht umhin, sich über die Macht dieser Unbekannten den Kopf zu zerbrechen. Die Marquise vermuthete, daß sie unter ihren Leuten ein Einverständniß haben müßten, und war entschlossen, außer ihrem Kammerdiener, keinen einzigen von denen mit nach Paris zu nehmen, die sie bisher bedient hatten. Was aber dieser Menschen Absicht sey, und ob sie mit dem Ritter und Sophien gemeinschaftlich handelten, darüber ließ sich eben so viel für als dagegen sagen, wenigstens konnte man nicht bestimmt die Verbindung angeben, in welcher sie mit und zu einander standen.

Mit der größten Ungeduld erwartete die Marquise die Rückkehr ihres Kammerdieners. Es war ihr und dem Grafen nun im höchsten Grade unangenehm, noch eine Minute länger auf dem Lande zu verweilen, und diesem letztern besonders daran gelegen, es sobald als möglich zu verlassen, da ihre Ankunft in der Stadt auch zugleich der Moment der Erfüllung seiner Wünsche seyn sollte. Unterdessen vernachlässigte die Marquise nichts, um die Bande, mit welchen sie ihn umstrickt hatte, immer fester zu knüpfen; sie wirkte jetzt vorzüglich auf seinen Kopf, zeigte ihm einen sehr gebildeten Verstand, Witz und Belesenheit, und eine seltene Vollkommenheit in

allen den Talenten, die man so gern an Frauen bewundert. Ihre Zeit war zwischen Spazierengehen, Zeichnen, Lesen und der Musik getheilt; die Marquise deklamirte mit einem meisterhaften Ausdruck; man sah es ihr an, daß die Clairon und Lekain ihre Muster gewesen waren; sie zeichnete Blumenstücke und Landschaften mit vieler Wahrheit, und in der Musik nahm sie es mit dem Grafen auf, der kein gewöhnlicher Dilettant war. Je mehr sie aber Talente entwickelte, desto mehr mußte sie der Graf bewundern, und Bewunderung vertritt so oft die Stelle der Achtung, daß sie sehr leicht die unerschütterliche Stütze der Liebe wird. Dies war hier wenigstens der Fall; denn wenn er glaubte nur ihren Talenten den ihnen gebührenden Zoll zu entrichten, war Liebe die Triebfeder davon, und diese äußerte sich, so oft jene ihn zur Bewunderung zwangen.

Unter diesen Beschäftigungen, in stiller ungetrübter Ruhe, vergingen ihnen die wenigen Tage, die sie noch auf dem Lande zubringen sollten, sehr schnell. Den Tag vor der erwarteten Ankunft des Kammerdieners saßen sie im Saal beisammen, als sie auf einmal einen Wagen, den mehrere Reiter zu begleiten schienen, vorfahren hörten. Die Marquise, welche sich darüber wun-

derte, klingelte, und befahl nachzusehen, wer angekommen sey? Ganz verstört und erschrocken stürzte hierauf sogleich ein Bedienter in's Zimmer, und meldete, daß ein Detaschement von der Marechaussee alle Ausgänge des Schlosses besetzt, und der Officier, der ihm schon auf dem Fuße nachfolge, sich sehr angelegentlich nach dem Grafen erkundigt habe. Der Bediente hatte kaum ausgesprochen, als jener auch wirklich, von zwei Mann begleitet, in den Saal trat, in welchem die Marquise und der Graf sich befanden, und nicht wußten, was sie von dem ganzen Vorgange denken sollten.

Der Officier näherte sich lehrerbietig der Marquise, und bat sie um Verzeihung, daß ihm eine unangenehme Pflicht gebiete, sie in ihrer Wohnung zu stören. Darauf wandte er sich zu dem Grafen: — „Im Namen des Königs, Herr Graf, muß ich Sie ersuchen, mir unverzüglich zu folgen; Sie sind mein Gefangener."

Diese Worte, obgleich mit der größten Schonung und Delikatesse ausgesprochen, wirkten nichts destoweniger wie ein elektrischer Schlag auf ihn und die Marquise. Der Graf war ausser Stande, Etwas darauf zu erwiedern; aber die Marquise faßte sich bald, und fragte: „Auf

wessen Befehl arretiren Sie den Herrn Grafen in meinem Hause?"

„Auf Befehl des Königs" — antwortete der Officier.

„Darf ich wissen, wer die Ordre unterzeichnet hat?"

„Der Polizeilieutenant."

„Nun dann können Sie wieder hingehen, wo Sie hergekommen sind; der Polizeilieutenant hat dem Herrn Grafen nichts zu befehlen; er ist Officier, und steht nicht unter ihm."

„Ihre Bemerkung, Frau Marquise, ist sehr richtig; aber ich bin noch mit einem zweiten Befehl vom Kriegsminister versehen."

„Das kann nicht seyn" — erwiederte sie heftig — „denn hier habe ich eine Erlaubniß vom Kriegsminister, wodurch dem Grafen zugestanden wird, mich hier zu besuchen; und was er in meinem Hause verbrochen haben kann, das des Herrn Polizeilieutenants Aufmerksamkeit erregt hat, sehe ich nicht ein."

„Ich gebe Ihnen dies Alles recht gern zu, aber meine Ordre ist später ausgefertigt, als die Ihnen ertheilte Erlaubniß; übrigens weiß ich nicht, und es kommt mir auch nicht zu, zu untersuchen, was der Herr Graf verbrochen haben mag."

„Dem sey, wie ihm wolle" — fuhr die Marquise fort: — „ich lasse ihn in meinem Hause nicht arretiren; ich habe Rechte, und diese will ich behaupten."

„So muß ich Gewalt brauchen."

„Das würde ich Ihnen nicht rathen. Den Augenblick setze ich mich hin und schreibe an den König. Wir wollen doch sehen, ob der Polizeilieutenant es ungestraft wagen darf, eine Frau von meinem Stande in ihrem Hause zu mißhandeln."

Sie sprang bei diesen Worten auf und wollte in ihr Kabinet, aber die Marechaussee vertrat ihr den Weg. — „Zurück!" — rief sie vor Zorn ausser sich — „oder so schwach ich bin, so vergreife ich mich an euch." — Die Wache fuhr fort, ihr die Thür zu versperren. — „Was hat das zu bedeuten?" fragte sie den Officier. — Haben Sie etwa auch Ordre, mich zu arretiren?"

„Wenigstens festzuhalten" — erwiederte dieser ganz kaltblütig — „so lange mir der Herr Graf nicht ausgeliefert ist."

Dieser Schlag war zu hart für die aufgebrachte Marquise, sie konnte ihn nicht ertragen; ohnmächtig stürzte sie zu Boden. Der Graf und der Officier sprangen hinzu, um sie wieder zu

sich zu bringen. Es gelang ihnen in einigen Minuten, und als sie die Augen wieder aufschlug, erklärte der Graf, daß er bereit sey, zu folgen.

„Nein, das sollen Sie nicht" — rief die Marquise wüthend — „Ihre Sache ist jetzt die meinige, und ich bin es mir schuldig, mich und die Ehre meines Hauses zu vertheidigen. Herr Lieutenant, zeigen Sie Ihre Ordres vor."

Es geschah, und man konnte nichts gegen ihre Regelmäßigkeit einwenden.

„Nun gut" — fuhr sie mit verbissenem Zorne fort — „wenn es denn nicht anders seyn kann, so geschehe es. Aber der Herr Polizeilieutenant soll mir den Schimpf, den er mir und meinem Hause angethan hat, theuer bezahlen; dies schwöre ich bei Gott!"

Der Officier erklärte, dies ginge ihn weiter nichts an, und es sey ihm unangenehm genug, daß ihn gerade die Reihe getroffen habe, eine Ordre zu vollziehen, die an und für sich nicht empfehlend sey, und unter solchen Umständen den Ueberbringer derselben noch gehässiger mache. Indessen könne er sein Ehrenwort geben, daß wenn ihm der Graf versprechen wollte, sich nicht länger zu weigern und ihm ohne Widerstand zu folgen, er die mitgebrachte Bedeckung entfernen,

und Alles so einrichten werde, daß es nicht das geringste Aufsehen verursache.

Der Graf gab sein Ehrenwort, und willigte in Alles, was der Officier von ihm verlangte; aber die Marquise war lange nicht dazu zu bewegen. „Das ist des Ritters Werk" — rief sie — „daran erkenne ich den Niederträchtigen und seinen treuen Gehülfen, den Einfaltspinsel von Gouverneur. Aber es soll ihnen nicht gelingen, Himmel und Erde will ich in Bewegung setzen; sie sollen mich nicht wieder von Ihnen trennen; bis in den finstersten Kerker will ich Ihnen folgen!" — Nach einer Pause sagte sie: „Ich gehe mit Ihnen, Herr Lieutenant."

„Dazu habe ich keine Ordre, Frau Marquise."

„Wenn ich es aber verlange?"

„Ich darf es nicht auf meine Gefahr thun."

„Wenn ich aber darauf bestehe?"

„So muß ich Sie mit Gewalt daran hindern."

„Hat man Ihnen das auch befohlen?"

„Nicht geradezu; aber ich soll den Herrn Grafen nur allein verhaften, und dieses giebt mir die Macht, Alles zu entfernen, was mich daran hindern könnte."

„Nun, ich lasse es darauf ankommen; Sie

führen mich entweder mit ihm zu gleicher Zeit fort, oder er kommt nicht von der Stelle."

Es entstand jetzt eine ganz neue Unterhandlung, in welcher der Graf und der Officier alle ihre Beredsamkeit anwandten, um die Marquise von ihrem Entschlusse abzubringen. Alle ihre Bemühungen waren lange vergeblich; aber nach einem sehr hartnäckigen Widerstande ergab sie sich endlich, und willigte darein, daß der Graf allein abreiste. Dagegen aber verlangte sie nun zu wissen, wohin man ihn bringen würde, und als der Officier erklärte, daß er nur Ordre habe, den Grafen bis an die Barrieren von Paris zu begleiten, um ihn einem seiner Kameraden zu übergeben, so nahm sie ihr Wort wieder zurück, und bestand von neuem darauf, mitzugehen. Der Officier war in der größten Verlegenheit; er hatte Befehl, nur im äußersten Falle Gewalt zu gebrauchen, und so nahe dieser auch war, so fürchtete er doch wieder zu sehr den Einfluß der Marquise, wenn er sie wirklich anwendete. Ihre gänzliche Erschöpfung machte sie endlich nachgiebiger; der Officier hatte sie zu rühren gewußt, und es war mehr aus Rücksicht auf ihn selbst, als auf seine Befehle, daß sie nachgab. Jetzt wurden die Bedienten gerufen, des Grafen Garderobe wurde eingepackt, sie steckte ihm

dreihundert Karolin zu, und gegen Mitternacht reiste er mit dem Officier, und von einem einzigen Reiter begleitet, ab.

Wenn der Graf bei diesem Vorfalle sich mehr leidend als thätig verhielt, so war dies weder Folge von Bestürzung, die zum Handeln unfähig macht, noch Gleichgültigkeit. Daß es mit seiner Verhaftnehmung nicht viel auf sich haben werde, sah er ein, und daß er sie dem Ritter und vielleicht Sophien verdanken müsse, daran zweifelte er eben so wenig. Aber daß sie dadurch ihren Zweck erreichten, und ihn gerade in einer Epoche von der Marquise trennten, wo er in ihrer Gesellschaft und in ihren Armen die glücklichsten Momente zu verleben gehofft hatte, dies schmerzte ihn so tief, daß er nicht fähig war, dem, was um ihn her vorging, eine mehr als oberflächliche Aufmerksamkeit zu schenken. Er hatte jetzt Gelegenheit gehabt, die Marquise von einer ganz andern Seite kennen zu lernen, als man sie ihm immer geschildert hatte; mit den ausgezeichnetesten körperlichen Reizen verband sie so viel Geistesvorzüge, wie er sie noch bei keiner Frau angetroffen hatte. Es war ihr gelungen, ihm den Ritter verdächtig zu machen, und er fand es natürlich, daß man über ihren Verlust untröstlich seyn könne; und wenn er auch zuwei-

len

len Sophiens gedachte, so rechnete er auf ihre Nachsicht, die ihm nur gelinde Vorwürfe befürchten ließ. Seine Sinnlichkeit und sein Stolz zeigten ihm beide den Besitz der Marquise, als das schätzenswertheste Gut; und ohne dies gebieterische Dazwischentreten einer höhern Macht würde ihn gewiß nicht leicht jemand vermocht haben, ihr zu entsagen oder sich von ihr zu trennen. Aber er war Offizier und an Subordination gewöhnt; dies und die Ueberzeugung, daß seine Gefangenschaft nur von kurzer Dauer seyn werde, bestimmte ihn, sich in sein Schicksal zu fügen und sich einer Gewalt zu unterwerfen, der zu widerstehn, die größte Thorheit gewesen wäre.

Ganz anders dachte die Marquise. So lange die Marechaussee auf ihrem Schlosse war, so lange sie sich mit dem Offizier herumstritt, oder mit dem Grafen die nöthige Abrede in Ansehung ihres künftigen Betragens nahm, hatte sie keine Zeit, weder über sich selbst, noch über die Schicksale ihres Freundes, deren Veranlassung und Folgen nachzudenken. Aber kaum hatte er sie zum letztenmal in seine Arme geschlossen, kaum war er in den Wagen gestiegen und vor ihren Blicken verschwunden, als eine an Verzweiflung grenzende Abspannung und Gleichgültigkeit sich

ihrer bemeisterte, und sie dem Anschein nach kalt und gefühllos gegen alles machte, was um sie her vorging. Ohne zu wissen was sie that, ließ sie sich von ihrer Jungfer in ihr Kabinet führen; sie wurde ausgekleidet, ohne daß sie es gewahr wurde. Aufs Sopha hingeworfen, ließ sie mit sich machen, was man wollte; keine einzige Bewegung verrieth Gegenwart des Geistes, kein Laut kam über ihre Lippen. Sie antwortete nicht, wenn man sie anredete; ein Wink mit der Hand, daß man sie allein lassen möchte, war das einzige Lebenszeichen, das sie gab. So lag sie in dumpfem Hinbrüten, im Innersten der Seele beschäftigt, aber gedankenlos und unfähig, das, was sie empfand, in Worte einzukleiden, mehrere Stunden lang, bis endlich sich ihr heftiger Schmerz in Thränen auflösete, und ihr erlaubte, eine Idee festzuhalten. Ihr erster Gedanke war dem Andenken des Grafen und ihrer Liebe geweiht. Auch diese hatte sein naher Umgang veredelt und rückwirkend ihrer Vorstellung davon eine Reinheit aufgedrückt, die sie ehemals nicht gekannt und sogar zu verlachen gelernt hatte. Wäre ihr der Graf acht Tage früher entrissen worden, ihre Eitelkeit würde allein darunter gelitten, und sie nur den Mann in ihm bedauert haben; aber jetzt fand sich nicht nur ihr Stolz

dadurch gekränkt, sondern sie beweinte auch in ihm den Verlust eines Herzens, für dessen Schönheit und Adel sie vordem keinen Sinn gehabt hatte.

Diese Empfindungen würden jedoch sehr bald durch die Eingebungen ihrer Eitelkeit überwältigt, und dies mußten sie, da sie ihrer Reinheit ungeachtet, noch immer in sehr genauer Verbindung mit derselben standen. Wie ein schadenfroher und rachsüchtiger Plagegeist trat das Bild des Ritters vor ihre Seele; er war der Mittelpunkt, von welchem jede Störung ihres Glücks ausging, und auf welchen sie jedesmal zurückkam und sich daran festhielt, wenn sie sich von dem Ziele ihrer Wünsche zurück geschleudert sah. Daß dieser gefährliche und neidische Feind ihrer Ruhe und Glückseligkeit den Aufenthalt des Grafen ausgespürt, davon hatte sie vor einigen Tagen schon, wie es schien, sehr zuverläßige Nachrichten erhalten. Aus diesem Grunde, und um ihm auf jeden Fall zuvorzukommen, hatte sie geeilt, sich dem Grafen zu erkennen zu geben und ihm solche Fesseln anzulegen, daß er auch freiwillig ihr treu und ergeben blieb. Von dieser Seite war also nichts mehr zu befürchten, und sie durfte mit Recht erwarten, daß von nun an des Ritters hinterlistige Ueberredungskunst an ihren

Reizen nothwendig scheitern werde. Diese Ueberzeugung machte sie sicher und ließ sie an nichts weiter denken, als wie sie nun das Glück, das sie sich erworben hatte, ruhig genießen und ihm Dauer geben sollte.

Um so unerwarteter, um so heftiger traf sie der Schlag, welchen der Ritter gegen sie geführt haben sollte, und wodurch er sie nicht nur überlistet, sondern auch alle ihre reizenden Plane auf einmal zu Boden geschlagen hatte. Daß nur er der einzig wahrscheinliche Urheber davon seyn könne, davon war sie fest überzeugt. Aber wie er es angefangen habe, um ihren Einfluß in Paris unwirksam zu machen, und so schnell und sicher zu seinem Zweck zu gelangen, darüber konnte sie, nach der Kenntniß, die sie von seinen Verbindungen hatte, sich keinen befriedigenden Aufschluß geben. Indessen er hatte gesiegt und ihr weher gethan, als er es vielleicht selbst ahnete. Diese Kühnheit, diese Ueberlegenheit foderten sie dagegen wieder auf, alle ihre Kräfte aufzubieten, um ihm einen Sieg zu entreissen, an dem ihr jetzt mehr, als je, gelegen war.

Der Tag war angebrochen, und noch immer hatte die Marquise keinen bestimmten Entschluß zur Befreiung des Grafen fassen können. Meh-

reremale hatte sie die Feder ergriffen, um bald an den König, bald an den Minister, bald an den Polizeilieutenant zu schreiben; aber sie warf sie jedesmal wieder weg, entweder weil sie mit dem Geschriebenen unzufrieden war, oder weil sie nicht bestimmt angeben konnte, wohin man den Grafen gebracht und weswegen man ihn festgesetzt hatte. Daß sie keine Anstalten getroffen hatte, um wenigstens das erstere zu erfahren, darüber machte sie sich nun mit Recht Vorwürfe; es wäre so leicht gewesen und hätte, ohne alles Aufsehen zu erregen, geschehen können, wenn sie einem ihrer Leute befohlen hätte, dem Wagen in einiger Entfernung zu folgen. Jetzt war es zu spät dazu, und es blieb ihr nichts anders übrig, als auf gut Glück nach Paris zu reisen, um da irgend etwas über das Schicksal des Grafen in Erfahrung zu bringen. Dies war sie auch wirklich im Begriff zu beschließen, als ihr die nahe Zurückkunft ihres Kammerdieners einfiel. Dieser mußte ihr nothwendig Nachrichten über die Verhaftnehmung des Grafen mitbringen; denn er hatte von ihr Briefe an den Kriegsminister mitgenommen, und je nachdem die Antwort ausfiel, mußte sie auch ihr ferneres Betragen einrichten.

Sie beschloß daher vor allen Dingen die Rückkehr

ihres Kammerdieners abzuwarten. Es war schon sechs Uhr Morgens, als sie sich endlich müde und ermattet zu Bette legte. Aber dessen ungeachtet kam kein Schlaf in ihre Augen, und wenn sie auch einen Augenblick einschlummerte, so ward sie doch gleich wieder von den Schreckbildern erweckt, mit welchen ihre Einbildungskraft angefüllt war, und die sich ihr um so lebhafter darstellten, je weniger ihre Sinne durch fremde äußere Eindrücke in Bewegung gesetzt wurden. Erst gegen zehn Uhr fing eine sanftere Ruhe an sich einzustellen, und wenn sie noch durch Träume unterbrochen ward, so waren es wenigstens liebliche Bilder, die sie umgaukelten und ihr den Grafen als liebend, treu und mit ihr vereint darstellten. Sie waren so lebhaft, daß die Schlummernde laut sprach, und mehrmals den Namen des Grafen nannte, ein Umstand, der ihre Jungfer zu glauben verleitete, daß sie völlig wieder wach sey. Sie trat deswegen in ihr Zimmer, um einen Fremden anzumelden, der sie in sehr wichtigen und eiligen Geschäften zu sprechen verlangt hatte. Durch das Geräusch, welches sie im Eintreten gemacht hatte, war die Marquise wirklich aufgewacht. Als sie hörte, daß ein Fremder sie eilig zu sprechen verlangte, war sie auch sogleich überzeugt, er könne ihr nur gute Nach-

richten zu bringen haben; sie befahl also, ihn unverzüglich einzuführen. Aber man denke sich ihre Bestürzung, als sie in dem Fremden — den Ritter erkannte!

Meine Leser werden sich erinnern, daß grade zu der Zeit, als der Graf von der Marquise entführt wurde, der Ritter in der Schweiz, und Heinrich von Strasburg abwesend und von seinem Herrn nach München geschickt war, um nähere Nachrichten von Sophiens Verschwinden einzuziehn. So still und eingezogen diese auch jederzeit gelebt hatte, so war doch nach einiger Zeit ihr Aufenthalt durch ein Ungefähr der Mutter des Grafen verrathen worden. Glücklicherweise aber erfuhr sie dies noch zeitig genug, um Maaßregeln dagegen zu nehmen, und sich vor den Nachstellungen, welche ihr drohten, in Sicherheit zu setzen. Da sie anfänglich durch ihre Schönheit, ihre Grazie und ihren Anstand, die Neugierde der Männer und Weiber sehr erregt hatte, so vermied sie in der Folge, was sie sich bis dahin erlauben zu können geglaubt hatte, ihre Morgenspaziergänge nach dem Schloßgarten zu richten. Sie ging nun beinah keinen Schritt mehr aus dem Hause, und wenn es geschah, so that sie es in so guter und sicherer Begleitung, daß sie nichts befürchten durfte. Ihrem Gelieb-

ten schrieb sie kein Wort von den peinlichen Verhältnissen, in welche sie der Ehrgeitz seiner Mutter von neuem gesetzt hatte; sie wollte ihm keinen Kummer machen, und nicht als Scheidewand zwischen Mutter und Sohn treten, und so die Bande trennen, welche Natur und Dankbarkeit um Beide geschlungen hatten, und die sogar auch sie nicht weniger mächtig umfaßten. Aber einsam und im Stillen flossen ihre Thränen; sie fühlte zu tief und zu richtig, um nicht unendlich dabei zu leiden, und ihre schöne Seele war ein viel zu rein geschliffener Spiegel, als daß ihn nicht der geringste Hauch hätte trüben sollen. Die Natur bringt nur wenig Geschöpfe hervor die Sophien gleichen; gelingt es ihr aber ein so vollkommen Wesen zu schaffen, und umschließt die sichtbare Hülle einen ätherischen Geist der eben so vollkommen denkt, als die Formen, die ihn umgeben, vollendet sind, dann ragen sie eben so hoch über alle ihres Geschlechts hervor durch Schönheit, Liebe, Sanftmuth und heiße unermeßliche Gefühle, als die Gottheit durchs Unendliche vom Körperlichen sich unterscheidet. Wer Gefühl für hohe, erhabene Schönheit hat, dem genügt es sie zu sehen, und in diesem Himmel der Vollkommenheit Züge zu entdecken, und den blendend reinen Abglanz der Seele zu bewun-

dern; und schwebt ein Schleier, von Schwermuth oder Kummer gewebt, über eine solche holde Gestalt, dann ist es gefährlich, sie anzublicken; veredelt kehrt von ihr der sinnlichste Mensch zurück, und schwört seinen Unglauben an weibliche Tugend und Reinheit der Seele ab.

Zum Dulden, wie es schien, vom Schicksal bestimmt, mußte gerade um diese Epoche ihr das einzige Wesen, an welchem sie hinaufblickte, an das sie sich festhielt, wenn ihr Schmerz zu heftig ward, und Trost und Linderung ihrer Leiden bei ihm fand, eine neue Quelle der Sorgen und des Kummers für sie werden. Sey es nun, daß es einer von jenen dienstbaren Geistern that, die sich in alles mischen, und aus wahrer uneigennütziger Liebe jeden Fehltritt ihrer Freunde und Bekannten zur Warnung Anderer bekannt machen, und mit den lieblosesten Zusätzen in Umlauf bringen, oder lag vielleicht tiefer, geheimer Plan dabei zum Grunde; genug der Graf that keinen Schritt weder in Froheneck, noch in Strasburg, ohne daß ihn Sophie nicht durch anonyme Briefe erfahren hätte. Anfänglich hielt sie diese Nachrichten für das, wofür sie jeder vernünftige Mensch gehalten hätte, für Verläumdungen oder ungegründete Anklagen. Aber sie enthielten in der Folge so umständliche De-

tails, trugen so sehr das Gepräge der Wahrscheinlichkeit, und verriethen mehr einen theilnehmenden Freund als einen Verläumder oder geheimen Ankläger, daß sie endlich nicht umhin konnte, ihnen einigen Glauben beizumessen, und wie man es von ihr verlangte, den Grafen zu warnen, und ihm zu drohen, daß sie ihm nachreisen werde.

Unglücklicherweise traf sie um die nemliche Zeit, an einem dritten Orte, mit irgend jemand zusammen, der eben von Strasburg kam, wo er sich mehrere Wochen lang aufgehalten hatte. Ohne es zu ahnen, wie nahe der Graf ihrem Herzen stehe, erzählte jener der Gesellschaft, daß er ihn kennen gelernt habe, und bei dieser Gelegenheit alles, was wir schon von ihm wissen, bis zu seiner Zurückkunft in die Stadt; aber mit so vielen Zusätzen, mit so vielen Unrichtigkeiten und ganz unwahrscheinlichen Umständen, daß man ihn darnach für den größten, aber auch für den liebenswürdigsten und gesuchtesten Libertin und Liebling der Weiber halten mußte. Hätte der Fremde gewußt, daß er mit jedem Worte das holdseligste Geschöpf auf das empfindlichste verwunde, er würde, und wäre es auch nur aus Mitleid geschehn, auf den kleinen Ruhm, für einen angenehmen Erzähler zu gelten, gern Verzicht

gethan haben. Aber er kannte eben so wenig jemand aus der Gesellschaft als Sophiens Verbindung mit dem Grafen; und wenn sie an seinen Lippen zu hängen schien, und mit der größten Aufmerksamkeit jedes seiner Worte begierig auffaßte, so schrieb er es seiner Darstellungskunst zu, und hielt für weibliche Neugier, für Wohlgefallen, was der höchste Grad der Verzweiflung war, die das Aergste erwartet.

Also war es nicht Lüge, nicht Verläumdung, was man ihr geschrieben hatte! — Dieser Gedanke trieb sie gleich darauf aus der Gesellschaft und in ihr einsames Kämmerlein, wo sie vor seinem Bilde ihrem gepreßten Herzen durch einen Strom von Thränen Luft zu machen suchte. — Es muß ein köstliches Schauspiel für den Himmel seyn, den Tugendhaften, den Edeln mit dem Schicksale im Kampfe zu erblicken, und ihn bei jedem neuen Angriff, bei jedem mißlungenen Versuche, nicht an dem Siege verzweifeln, sondern stets neue Kräfte und einen immer größern Muth entwickeln zu sehen. An einem solchen Schauspiele konnte er sich jetzt weiden, denn auf Gottes weiter Welt stand sie nun allein da; sie gehörte niemand an, sie hatte nichts was sie das Ihrige nennen konnte; alle Bande, die sie an die Menschheit fesselten, hatte ihr Geliebter zerrissen.

Sie mußte ihn hassen, ja verachten; aber aufhören ihn zu lieben, dies fühlte sie, würde sie nie können, so lange sie athmete; und gäbe es ein Jenseits, dann begleitete sie dieses heiße, unaussprechliche Gefühl bis in die Wohnungen der seeligen Geister. Dies war auch in diesem Augenblicke ihr einziger Trost, so wie er das schönste Phanton aller Leidenden ist. Der Schmerz, wenn er einen gewissen Grad erreicht, entkörpert eben so wie die Wollust; aus Uebermaaß empfinden wir endlich beide nicht mehr, und wir eilen hinüber in Regionen, wo wir entweder keine Nahrung dafür mehr finden, oder wo wir nicht mehr empfänglich dafür sind.

Es war nicht Eifersucht, die ihr das Leben zu einer Reihe von Qualen machte, dazu dachte sie viel zu bescheiden von sich selbst, und liebte ihren Eugen viel zu sehr, um ihn nicht einer jeden ihrer Schwestern abzutreten, die ihn heißer geliebt und glücklicher gemacht hätte, wie sie. Aber sein eigenes Verderben war es, was sie unaufhörlich vor Augen hatte; sie sah ihn am Rande eines tiefen Abgrundes taumelnd stehn, ihre Einbildungskraft mahlte ihr seinen Sturz als höchst wahrscheinlich vor, und wenn er nicht bald von Freundes Hand ergriffen und festgehalten wurde, so war er unwiederbringlich verloren.

Diese Retterin durfte und konnte keine andere als sie seyn, und kaum hatte sie den Gedanken gedacht, als sie auch schon an seiner Ausführung zu arbeiten anfing. Ein zweiter Beweggrund, nicht so mächtig als jener, aber in diesem Augenblicke von der größten Wichtigkeit, bestimmte sie, so sehr als möglich damit zu eilen. Die Mutter des Grafen, so hieß es, werde in München erwartet, und die Veranlassung zu dieser ungewöhnlichen Reise konnte sie sich sehr leicht erklären.

In Mannskleidern hoffte sie nicht nur ihr zu entwischen, sondern auch sicherer nach Strasburg zu kommen, und da im Geheim ihren Geliebten zu beobachten. — Sie mußte sich erst durch den Augenschein überzeugen, daß er ihrer Rettung bedürfe; und dann wollte sie vor ihn hintreten, mit inniger heißer Liebe, und wenn sie fände, daß sie ihm das nicht mehr seyn könne, was ihm die Gräfin Dükastel, ihre Nebenbuhlerin wäre, so hielt sie sich für stark genug, um auf seine Liebe ganz Verzicht zu leisten, und in einem Kloster entweder sich selbst und ihren Gram zu vergraben, oder den Moment abzuwarten, wo der Täuschung Schleier von seinen Augen fallen und sein Herz ihn von neuem in ihre Arme führen werde.

Dies sagte sie sich nun täglich, um sich mit dieser Idee vertraut zu machen, und im entscheidenden Augenblicke vor der Ausführung derselben nicht zurück zu beben. Einige Zeit vor ihrer Abreise machte indeß ein Brief der Gräfin Dükastel, der erste, den sie von ihr erhielt, diesen ganzen schönen Plan völlig überflüssig. Sie gestand ihr, daß sie den Grafen geliebt, daß sie ihn noch liebte, und dennoch Ansprüche auf ihre Freundschaft und Hochachtung machen zu können glaube. Um sie davon zu überzeugen, lud sie Sophien ein, nach Strasburg zu kommen und bei ihr abzutreten, ohne sich vorher irgend jemand zu erkennen gegeben zu haben. Sie empfahl ihr die größte Eil, denn, — schloß sie — jeder verlorne Augenblick bringt einem Manne Gefahr, in dessen Herzen ich mich gern begnügen will, den zweiten Platz einzunehmen, wenn Sie, was ich nicht vermochte, ihn zu retten im Stande sind."

Jetzt hatte sie festen Grund, worauf sie fußen konnte, und so reis'te sie, ohne daß es jemand bemerkte, von München ab. Sie hatte keinen Plan, und wollte auch keinen entwerfen; ihre erste Unterredung mit der Gräfin sollte ihre Handelsweise bestimmen; aber fest entschlossen war sie, ihr den Geliebten entweder aufzuopfern

oder sie zu ihrer Freundin zu machen, um mit ihr vereint die Gefahr von ihm abzuwenden, die sie allein zu beschwören, sich zu schwach fühlte. Um dem Grafen ihre Entfernung aus München so lange als möglich zu verbergen, hatte sie mehrere Briefe im Voraus geschrieben, die nach ihrer Abreise von Zeit zu Zeit auf die Post gegeben werden sollten und auch richtig abgingen, bis der zu ihrer Rückkunft angesetzte Termin, einer vorgespiegelten Reise nach Augsburg, verflossen war.

Sie kam glücklich in Strasburg an, stieg in einem Wirthshause ab, und meldete sogleich der Gräfin Dükastel ihre Ankunft. Diese schrieb zurück: sie mögte sich bis gegen Abend ruhig verhalten, wo sie kommen würde, sie abzuholen. Dies geschah; der Wagen der Gräfin hielt vor dem Wirthshause, Sophie wurde gerufen, und ehe drei Minuten vergingen, saß sie, der schönste Junge, der Gräfin zur Seite. Ohne von ihren Leuten bemerkt zu werden, kam sie mit ihrem liebenswürdigen Gaste in ihrem Hotel an; dort war schon alles zu seinem Empfange vorbereitet, und es wurde nun zum Ueberfluß noch ausgesprengt, daß ein Verwandter angelangt sey, der seiner Gesundheit wegen, einige Wochen bei

ihr zubringen würde. Lisette war unterdessen abgeschafft worden, weil sie sich verdächtig gemacht hatte, und die neue Jungfer hatte den gemessensten Befehl, nicht eher in das Kabinet ihrer Gebieterin zu treten, als bis sie gerufen würde. Auf diese Art war es fast unmöglich, zu entdekken, was in den inneren Zimmern vorging, und Sophie konnte ganz ruhig und sicher in Strasburg leben, ohne befürchten zu dürfen, daß ihre Anwesenheit je werde verrathen werden. Nur den Gouverneur mußte man in das Geheimniß einweihen; denn geschah dies nicht und entdeckte er unglücklicherweise das Geringste davon, so konnte man sicher darauf rechnen, daß er aus Rache es der ganzen Stadt wieder erzählt hätte. Seine Gemahlin machte ihn daher schon den andern Tag damit bekannt; aber gewohnt, von ihr und von andern aufgezogen zu werden, war er auch dann noch mißtrauisch, als man ihm Sophien vorstellte. Als er aber den ganzen Plan eingesehn hatte, schmeichelte es seiner Eitelkeit, der Mitwisser eines so wichtigen Geheimnisses zu seyn; auch versprach er sich viel Vergnügen von den komischen Auftritten mit dem Grafen, zu welchen Sophie, wie er meinte, nothwendig Veranlassung geben müßte.

Beide Frauenzimmer waren schon Freundinnen, noch ehe sie es einander gesagt oder gezeigt hatten. Aber es hätte auch schwer gehalten, noch zwei weibliche Wesen zu entdecken, die so seelenvoll und offen, wie sie, sich besser für einander geschickt hätten. Da war auch kein einziger unedler Zug, der die spiegelhelle Oberfläche ihres Seelenadels getrübt hätte; kein Fünkchen von niedrigem Interesse lag in ihrem Herzen; sie waren gleich uneigennützig, gleich großmüthig, und ihren Busen füllten Gefühle, deren Umfang sich über die niedere Erde hinaus erstreckte. Schon bei der ersten Unterredung über den Grafen, und nachdem die Gräfin Dükastel ihr Alles, was sie für ihn empfunden, gedacht und gethan, offenherzig gestanden hatte, überzeugte sich Sophie, wie viel ihr Geliebter bei dem Tausche gewinnen würde, und bemühte sich, bei ihrer Freundin eine Flamme anzufachen und zu erhalten, welche die ihrige, wenn nicht verdunkelte, doch gewiß überflüssig machte. Aber je mehr sie darauf bestand, desto weniger glaubte die Gräfin dieses Opfer der Liebe und Großmuth annehmen zu dürfen; ihr Streit war einzig in ihrer Art, er war der schönste Beweis ihrer vortrefflichen Seelen, und endigte sich, wie man erwarten

kann, damit, daß Sophie die alleinige Geliebte zu bleiben sich entschließen mußte. Der Gräfin war jetzt mehr an der Freundschaft des Grafen, als an seiner Liebe gelegen; nicht weil jene ein Gefühl war, vor welchem sie nicht erröthen durfte, sondern weil sie ein weibliches Wesen kennen gelernt hatte, das jeder ihrer Foderungen mehr, als sie, zu entsprechen geschickt war, und auch ein größeres Recht auf den Besitz des Geliebten hatte.

Am Unangenehmsten war Beiden die Verstellung, zu welcher sie sich vor der Hand entschließen mußten. Der Graf sollte Sophiens Aufenthalt durchaus nicht erfahren; bis er mit ihrer Entweichung bekannt würde, wollte man ihn genau beobachten, und wenn er alsdann irgend etwas unternähme, was nachtheilig für ihn werden könnte, so sollte Sophie ihm schreiben, um ihn davon abzuhalten, ohne ihm jedoch ihren Zufluchtsort zu entdecken. Aber man denke sich ihre Lage! so nahe dem einzig Geliebten, und ihn nicht sprechen, nicht in seine Arme eilen zu dürfen! Die Gräfin Dükastel, so war es ausgemacht, war das Organ, durch welches sie auf ihn zu wirken suchte, und wenn sie ihn sah, so war es nur in dem Augenblicke, wenn er mit Pfeiles-

schnelle auf seinem schönen normännischen Reitpferde vor dem Fenster, hinter dessen Vorhängen sie oft den ganzen Tag seiner harrte, vorüberflog.

Ueber die dem Grafen angedichteten Verirrungen und Ausschweifungen ward sie bald völlig beruhigt. Die Marquise ließ, wie man sich erinnern wird, um diese Zeit nichts von sich vernehmen, und was seine Verbindung mit den Magnetiseurs anbetrift, so glaubte man um so weniger für ihn davon besorgen zu müssen, da beinahe alle junge Leute der Stadt von dem nemlichen Fanatismus ergriffen waren. Schon hofften sie, es sey durchaus nichts mehr für ihn zu befürchten, und standen im Begriff, ihn mit Sophiens Anwesenheit bekannt zu machen; aber das unglückliche Gestirn, welches über ihn und Sophien schwebte, hatte es anders beschlossen.

Beide Freundinnen saßen eines Morgens ruhig beim Frühstück, als der Gouverneur mit einem Unglück verkündenden Gesicht sie ganz unerwartet überraschte. Die Gräfin Dükastel, die ihn kannte, aber auch schon oft die Erfahrung gemacht hatte, daß er bei der geringsten Kleinigkeit so ängstlich that, als wenn es die größte Wichtigkeit von der Welt wäre, bemerkte sogleich

seine Verlegenheit, und fing, ehe er noch ein Wort gesprochen hatte, an, ihn damit aufzuziehen. Aber er ließ sich nicht irre machen, setzte sich ganz gelassen zu Sophien, (denn diese nur allein, meinte er, ginge das an, was er ihnen zu hinterbringen hätte,) und erzählte mit seiner gewohnten Weitschweifigkeit, daß der Graf den Tag vorher spazieren gegangen und noch nicht wieder zurück gekommen sey. Darüber nun hegten die Leute ganz sonderbare Muthmaßungen; einige behaupteten, er sey ihr (Sophien) entgegen gereist; andere, er habe in der Nachbarschaft eine neue Intrigue angesponnen, und noch andere, er habe sich erschossen, das Wahrscheinlichste von allem, da er schon seit einiger Zeit immer sehr tiefsinnig umher gegangen sey.

Die Liebe, so wie die Furcht, erwarten immer das Aergste, und so konnte es nicht fehlen, daß Sophie dieser letzten Meinung beipflichtete und darüber in Verzweiflung gerieth. — „Ich habe ihn umgebracht, durch meine Flucht" — schrie sie schluchzend — „durch die Verheimlichung meines Aufenthalts! — Ach! schon erblikke ich seinen Schatten, wie er zürnend auf mich herabsieht; er winkt mir — fort — fort von hier, ihm nach! — ja, ich folge dir, seliger Geist,

in die Wohnungen des Friedens, wo uns nichts mehr trennen soll." — Sie lief nach der Thür, und man hatte Mühe, sie zurück zu halten.

Die Gräfin war eben so heftig von dieser Nachricht ergriffen worden; aber wie gesagt, sie kannte die Sucht ihres Gemahls, Alles zu vergrößern, und dieser Umstand war schuld, daß sie seinen Worten nicht unbedingt glaubte, und folglich noch eine Hoffnung nährte, die Sophie nicht hatte und nicht haben konnte. Sie wandte die Gegenwart des Geistes, die ihr geblieben war, dazu an, Sophien zu trösten und zu beruhigen; auch der Gouverneur that sein Möglichstes, um sie darin zu unterstützen, und versprach, daß er Alles aufbieten wolle, um über das Verschwinden des Grafen nähere Auskunft zu erhalten. Mit dieser Erklärung verließ er beide Freundinnen, die nun ihren Schmerz und ihre bange Furcht sich einander wechselseitig mittheilten und in diesen Ergießungen Linderung fanden.

Es vergingen mehrere Tage, ohne daß man etwas Sicheres über den Aufenthalt des Grafen erfuhr. Heinrich kam von München zurück, und eilte gerade zur Gräfin Dükastel, als er das Verschwinden seines Herrn erfuhr; der Ritter that nach seiner Ankunft ein Gleiches; alle Freun-

de des Grafen waren bestürzt darüber, und forschten gemeinschaftlich nach seinem Aufenthalte. Aber alle ihre Bemühungen waren vergeblich, und schon fing man an, der Meinung beizupflichten, daß er sich umgebracht habe, als der Gouverneur einen Brief erhielt, in welchem ihn ein Ungenannter meldete, daß der Graf lebe und sich in den Armen einer reizenden Frau sehr wohl befinde. Wenn diesem Schreiben zu trauen war, so war sein Aufenthalt unter den Lebenden doch nun wenigstens gewiß, ob er gleich für Sophien eben so todt war, als wenn sich die erste Nachricht bestätigt hätte. Der Gouverneur meldete jetzt auch das Verschwinden des Grafen seiner Mutter, und setzte hinzu, daß man vermuthe, er befinde sich auf einem der Schlösser der Marquise Julie L. Dieses war eigentlich die Meinung des Ritters, der nach dem, was vorgefallen war, sehr richtig urtheilte, daß sie einen Hauptstreich, um sich seiner zu bemächtigen, ausgeführt haben werde. Dieser Faden wurde daher auch weiter verfolgt, und ehe acht Tage vergingen, erfuhr man die gewaltsame Entführung des Grafen mit allen dabei vorgefallenen Umständen.

Jetzt hatte man Licht, und es kam nur darauf an, seinen Schimmer zu verfolgen, um ihn

selbst zu entdecken. Es wurden also Boten nach allen Schlössern der Marquise ausgeschickt, die sich unter der Hand erkundigen sollten, ob sie zugegen sey oder nicht; denn man war überzeugt, daß der Graf gewiß auch in ihrer Nähe seyn werde. Nach einiger Zeit kamen sie indeß alle mit der Nachricht wieder zurück, daß sie gegenwärtig keines bewohne, und man allgemein glaube, sie sey in Paris. War dies der Fall, so konnte man nur mit Hülfe der Polizei sie zu entdecken hoffen, und dazu wollte man es nicht kommen lassen. Indessen versprach der Ritter, der nach Paris zurückzureisen im Begriffe stand, Alles anzuwenden, um ihren Aufenthalt zu erfahren. Ein Zufall führte ihn jedoch schon an's Ziel, noch ehe er die Hauptstadt erreicht hatte.

Als er auf einer Station, in der Nähe von Paris, die Pferde wechselte, wurde er gewahr, daß der Postmeister und einige andere Bürger von der Verhaftnehmung eines Fremden sprachen, der sich seit einiger Zeit bei einer ihnen unbekannten Frau im Geheim aufgehalten haben sollte. Dieser Umstand erregte die Aufmerksamkeit des Ritters; er ließ sich die Geschichte, von der sie sprachen, noch einmal erzählen. Aus Allem erhellte, daß der Verhaftete kein Anderer,

als sein Freund, und die Frau, bei der er festgenommen worden, Niemand anders, als die Marquise seyn könne. Von der Station bis nach ihrem Schlosse ist es nur eine Lieue, auf einem schlimmen Seitenwege; er läßt anspannen, kommt an, wird von ihren Leuten nicht erkannt, und tritt in ihr Schlafzimmer.

Ende des vierten Abschnitts.

Fünfter Abschnitt.

Weit umher hallte noch der dumpfe Ton der Glocke, die auf dem gothischen Thurm der Kirche zu St. Denis die Stunde der Mitternacht geschlagen hatte, und eine feierliche Stille war über die ganze Gegend verbreitet. — Bei Tage nähert man sich diesem Begräbnißorte der Könige Frankreichs nur mit Ehrfurcht und von einem geheimnißvollen Schauer durchdrungen; nach Sonnenuntergang wagt es Niemand, seinen Umfang zu betreten. Ein verjährter Aberglaube von Jahrhunderten hält das Volk davon zurück; kein neugieriger Horcher, kein Vorwitziger versucht es, die dort verborgenen Mysterien zu entschleiern; man begnügt sich, ihr Daseyn zu ahnen, und vermißt sich nie, sie unaufgefodert ergründen zu wollen.

Die Glocke war verstummt, als plötzlich ein dreimaliges Klopfen an die eiserne Thüre der unterirdischen Gewölbe dieser Kirche die friedliche Stille der Nacht schauerlich unterbrach.

„Wer klopft?" — erscholl es aus dem Innern der Grüfte wieder.

„Einer aus Norden" — wurde von außen geantwortet.

„Sein Name?" — fragte es wieder.

Unvernemlich war die Antwort, die Thür öffnete sich und fiel mit Gerassel wieder zu.

Eine marmorne Treppe von sieben breiten Stufen führt hinunter in das geräumige Gewölbe, aus welchem dem Eintretenden ein kalter Zugwind und Todtengerüch entgegen wehen. In der Mitte desselben hängt eine Lampe, bei deren matten Schimmer man die Größe der Gruft mit Mühe, und von den sie anfüllenden Gegenständen, nur die nächsten erkennen kann. Auf schwarz bemalten Trauergerüsten stehen die Särge der Beherrscher Frankreichs, nach den Epochen ihrer jedesmaligen Beisetzung geordnet; Krone und Scepter zieren ihr Aeußeres, eine in Erz gegrabene Inschrift nennt den Tag ihres Todes, sie enthält ihre Thaten und Namen, mehr oder weniger durch Schmeichelei entstellt; — die Geschichte von Jahrhunderten modert hier unbemerkt, und Staub erscheint die letzte Auflösung aller jener Erscheinungen, deren moralische Größe oder Unbedeutendheit eine Welt bewundert oder beweint hat.

Der Uneingeweihte in die Geheimnisse der Zukunft, die hier vorbereitet wird, betritt diesen Ort mit Schaudern, aber mit hellen Blicken forscht in dem aufgeschlagenen Buche der Vergangenheit der aufmerksame Seher; vor ihm liegt jede Ursache entschleiert da, er entdeckt ihren künstlichen Zusammenhang mit dem, was da war und ist, und ohne dem furchtbaren Rade des Schicksals in die Speichen zu greifen, folgt er seinem Umschwunge, und berechnet, nach sichern Voraussetzungen, den ganzen Umfang der in ihnen verborgen liegenden Wirkungen.

Eine zweite Thür hält den Wanderer an der entgegen gesetzten Seite des Gewölbes auf; sieben Schläge, in bestimmten Absätzen der ungleichen Zahlen, öffnen sie ohne alle weitere Anfrage, und ein langer Gang dehnt sich vor seinen Blicken aus. Zwischen Todten, deren glänzende Gerippe zu beiden Seiten desselben aufgestellt sind, geht er ihn entlang. Der Zweck ihrer Aufbewahrung wird durch nichts angedeutet; sie scheinen nur bestimmt zu seyn, um die leeren Räume der Nischen, in welchen sie stehen, auszufüllen, und sind, nach ihrem physischen Daseyn, was sie im moralischen waren: — leere Zahlen, ohne Kraft und Bedeutung. Ihrer Schwere verdanken sie diesen Platz; sie sind der

Punkt, auf welchem der Hebel der Begebenheiten ruht, die Masse, aus der sie gebildet werden; träg und unfähig, sich selbst zu bewegen; aber unentbehrlich, wenn das Gleichgewicht erhalten werden, nothwendig, wenn der Gedanke zur Ausführung kommen und die beschlossene That sich wellenförmig in's Unendliche fortbewegen soll. So wie sie jetzt dastehen, diese Skelette, eben so unbeweglich waren sie, als noch Leben und Wärme sie durchströmte, und Muskeln und Haut sie deckten. Kolossenartig wirkten sie, ein jedes nach seinem Schwerpunkte hin, die Materie zog sie magnetisch an sich, sie selbst äußerten weder Willen noch eigenthümliche Kraft, und wenn sie auch von dem Rade des Schicksals ergriffen, in seinem Umschwunge fortgerissen wurden, so war ihre Bewegung doch nie etwas anders, als das Resultat einer ihnen völlig unbekannten Ursache, die ihrem Mechanismus jede, zur Erreichung gewisser, ihrer Natur fremdartiger, Zwecke, erforderliche Richtung zu geben verstand.

Am Ende dieses Ganges befindet sich noch eine dritte Thür, die nur durch die Berührung einer verborgenen Feder geöffnet werden kann. Ein Uneingeweihter kann Mittel finden, bis hieher zu gelangen; aber wenn er so weit gekommen ist, muß er, ohne seinen Zweck erreicht zu

haben, wieder umkehren; denn hier helfen weder Klopfen noch Namen, und den geheimen Mechanismus zur Oeffnung der Thür kennen nur diejenigen, deren unbezweifeltes Interesse für ihre Verschwiegenheit bürgt. Alle Andere werden mit verbundenen Augen eingeführt, und empfangen von vermummten Personen die nöthigen Befehle zur Ausführung gewisser Zwecke, deren Absicht und Zusammenhang mit dem Ganzen sie wohl zu ergrübeln bemüht sind, aber nie ergründen.

Ein geräumiger Saal, in Form eines Vierecks, befindet sich hinter der letzten Thür; an dem Gewölbe desselben hängen mehrere Lampen, deren Helle mit der Dunkelheit des Ganges seltsam kontrastirt; in der Mitte steht ein schwarzer marmorner Sarg. Die Aufschrift zeigt, daß er die kostbaren Ueberreste Heinrichs IV. enthält; von der Decke herab schwebt über demselben eine Waage, auf einem sammtnen Kissen liegen Zepter und Krone, und um ihn her sind Trophäen errichtet, deren Schilde die Veranlassung dazu erklären. An der Spitze dieses Sarges, ungefähr sieben Schritte davon, befindet sich ein Altar, zu welchem drei Stufen hinan führen. Beide, der Altar und die Stufen, sind mit weißem Atlas bedeckt, in welchem verschiedene Charaktere und Figuren von Gold gestickt sind. Ein

Buch liegt aufgeschlagen auf dem Altar, und verschiedene Symbole bilden eine symmetrische Verzierung um dasselbe. Hinter dem Altar ist ein Tisch, an welchem drei Stühle stehen, und zu beiden Seiten desselben sind Sitze um den ganzen Saal herum, die jedoch nach den vier Himmelsgegenden Oeffnungen zum Eintritt für diejenigen haben, deren Geschäft die Erscheinung in der Mitte des Kreises nothwendig macht.

Aus diesem Saale führen, außer der schon beschriebenen Gallerie, noch drei andere Ausgänge, durch welche man in eben so viel besondere Abtheilungen von Gemächern gelangt. Die Thür gegen Osten führt die goldene Ueberschrift: Natur; hier ist man bemüht, die geheimen Kräfte der physischen Erscheinungen, ihre Wirksamkeit und Zusammensetzung zu erforschen. — Die gegen Norden ist durch Kunst bezeichnet; das Idealische im Menschen beschäftigt die Meister dieser Abtheilung. — Die gegen Süden ist Vergangenheit überschrieben; hier liegen die Register von dem Thun und Lassen aller derer, die wissentlich oder unwissend zu dem großen Zwecke mitwirken; es ist der Mittelpunkt der Thatkraft jedes mehr als mittelmäßigen Menschen. — Der große Saal selbst führt den Namen: Werkstätte der Zukunft, der mit flammender Schrift

am Innern des Einganges der Gallerie, gegen Westen, jeden, der zum Altar tritt, und insbesondere die Mitglieder der Gesellschaft an die erhabene Bestimmung ihrer Vereinigung erinnert.

Einer von den geheimnißvollen Brüdern hatte, nach der Stunde der Mitternacht, an die äußere Thür der unterirrdischen Gewölbe von St. Denis geklopft, und war eingelassen worden. Die Mitglieder des Bundes hatten sich schon längst eingefunden, und man stand im Begriff, die Sitzung anzufangen, als die Ankunft eines Chefs der geheimen Polizei von Frankreich, der einer ihrer würdigsten Genossen war, der Gesellschaft kund gemacht wurde. Als er in den großen Saal trat, und sich der Vermummung entledigt hatte, deren sich die Brüder bedienten, wenn sie hier zusammen kamen, erhoben sich alle Anwesenden von ihren Sitzen. Mit ernster Miene, ehrfurchtsvoll, aber seines Werths sich bewußt, ging er in die Mitte des Kreises, und verneigte sich siebenmal vor den Ueberresten eines Königs, dessen Andenken jedem Franzosen ewig theuer bleiben muß, siebenmal vor dem Altar und siebenmal vor der Versammlung, trat zurück und nahm seinen Platz unter den Brüdern ein.

„Ich grüße dich, Bruder, im Namen der

Unbekannten; siebenmal seyst du gegrüßt!" — sprach nun der oberste Meister. Es entstand eine Pause. — „Enthüllt" — fuhr er fort — „unsern Augen das Muster, daß wir die Zukunft darnach gestalten!"

Zwei Brüder traten zu dem Sarge und hoben den Deckel ab; zu gleicher Zeit neigte sich die Versammlung tief zur Erde.

„Die Vorbereitung hebe an!" — sprach nun der Meister, — „Musik durchdringe jede unserer Fibern, reinige, heilige uns und mache uns Geistern gleich, geschickt zu sehen, zu fühlen und zu denken, wozu die materielle Natur des Menschen nicht ausreicht."

Aus den mit Natur und Kunst überschriebenen Gemächern ertönte jetzt eine Musik, die durch ihren feierlichen Gesang, so wie durch die Ausführung, ihrem Zwecke vollkommen entsprach. Es war unmöglich, sie anzuhören, ohne veredelt, auf Augenblicke wenigstens idealisirt zu werden. Ein Chor von verschiedenen Stimmen fiel in die Harmonie der Instrumente ein; das Lob der Weisheit entströmte den Lippen; herzerhebend, rührend, einfach und edel war der Gesang, und als die letzten Töne in dem weiten Gewölbe verhallten, fühlten sich alle Anwesenden begeistert und dem Irrdischen entrückt, als umschlösse sie

schon die feinere Hülle höherer, vollkommener Wesen.

Eine tiefe Stille herrschte in der Versammlung, bis sie der Meister mit sieben dumpftönenden Schlägen unterbrach. — „Nahet euch der Weihe," — sprach er alsdann — „und erkennt in der heiligen Flamme das Symbol des Aetherischen, dessen der Mensch, nach ausgestandener Prüfungszeit, theilhaftig wird."

Die Brüder erhoben sich von ihren Sitzen, und der Meister trat vor den Altar. Zwei Mitglieder begleiteten ihn bis an die Stufen desselben, der Obere nur stieg sie hinan, schlug das darauf liegende Buch auf, hob es in die Höhe und legte es wieder hin. In dem nemlichen Augenblicke senkte sich von der Decke herab eine Flamme auf den Altar und entzündete ein Gefäß, das auf demselben stand. Die Brüder neigten sich tief; mit vernehmlicher Stimme rief ihr Meister: — „Die Weihe ist vollbracht!" — und trat wieder zurück an seinen Platz.

„Siebenmal sieben Wochen" — sprach er — „sind verflossen, und die Umstände erlaubten uns nicht, Brüder, über die Beförderung unseres großen erhabenen Zwecks gemeinschaftlich zu berathschlagen. Indessen war keiner von uns in dem ihm angewiesenen Wirkungskreise

unthätig, und noch in keinem Zeitraume habe ich so befriedigende, große und seltene Resultate über die Bemühungen des Bundes erhalten, als in den siebenmal sieben Wochen, seit wir hier nicht zusammenkamen. — Die Brüder aus Osten haben Entdeckungen gemacht, die uns in jedem andern Jahrhunderte das Ansehen von Zauberern oder Wunderthätern gegeben haben würden; sie haben, durch ihre mühsamen Anstrengungen, den Bund in den Stand gesetzt, selbst den rebellischen Kräften der Natur zu gebieten und sie ihm zu unterwerfen, wenn der Moment seiner öffentlichen Anstrengungen erschienen seyn wird." —

„Die Brüder aus Norden sind nicht minder thätig gewesen, ob sie gleich keinen, ihren Bemühungen angemessenen, Erfolg aufweisen können. Leichter, unendlich leichter zu bezwingen sind Elemente, und jede materielle Kraft, als das ungewisse Streben des Geistes, dessen Wirkungen keinen bestimmten Gesetzen unterworfen sind, und oft von Umständen erzeugt werden, die keine menschliche Klugheit weder vorher zu berechnen noch so zu leiten vermag, daß sie in den Plan des Ganzen sich schicken. Nächstdem müssen wir auch bedenken, daß die besten Früchte lange Zeit erfodern, ehe sie zu ihrer völligen Reife gelan-

gen. Alles was man in diesem Fall verlangen kann, ist eine geschickte und vorsichtige Wahl des Bodens und des Saamens, der darin ausgestreut werden soll. Und daß dieses geschehen sey, wird einen jeden von uns seine bessere Ueberzeugung lehren, die Folgezeit aber uns erst die herrlichen Früchte unsrer Bemühungen anbieten.

„Die aus Süden haben dem Bunde große und wichtige Aufschlüsse über Menschen und Begebenheiten verschafft, welche uns einst von dem größten Nutzen seyn werden. Vor ihrem Scharfblick giebt es kein Geheimniß mehr; sie durchschauen das Innere der Gemächer, wie der Herzen; und mit diesem großen Vorzuge ausgerüstet, sind sie im Stande, die Thatkraft jedes Menschen, der sich über das Mittelmäßige erhebt, so zu lenken, wie es der Hauptzweck oder ihre jedesmaligen Nebenabsichten erfodern, und ohne daß weder er selbst, noch sonst jemand, ihre verborgene Einmischung zu ergründen vermag. — In ihrem Wirkungskreise sind ihnen jedoch neuerlich Hindernisse aufgestoßen, die um so mehr eure ganze Ueberlegung erfodern, weil sie in der Folge sehr leicht unsere wichtigsten Operationen vereiteln, oder sie doch sehr erschweren können. Euch sind die Verbindungen von jenen Schwärmern bekannt, die, von Rom aus, sich zuerst in Deutsch-

land ausbreiteten, und alsdann auch einige ihrer geschicktesten Gaukler uns zuschickten. Ihr kennt ihre Zwecke, und wißt, daß sie mit den unsrigen nicht nur nichts gemein haben, sondern ihnen sogar entgegen sind, und da sie vorzüglich auf die Sinne des großen Haufens wirken, und die Mittel welche sie anwenden, auch wirklich dazu gemacht sind, ihn zu bethören, so ist zu befürchten, daß er sich endlich daran gewöhnen und zuletzt für unsere Behandlungsart weniger empfänglich werden könnte, als er unsern Grundsäzzen gemäß, es seyn soll. Ausser diesen haben sich auch noch andere zusammen gethan, die ebenfalls im Geheim zu wirken suchen, und aus der von uns bewirkten Stimmung, die ihren Absichten angemessensten Vortheile zu ziehen bemüht sind. Ihre Zwecke, so wie ihr Vorhaben, sind uns völlig bekannt und keinesweges dazu geeignet, uns Besorgnisse zu verursachen. Aber sie können nichts destoweniger die Schwachen irre leiten, und da es uns um diese vorzüglich zu thun ist, so dürfen wir nicht zugeben, daß sie ihr Wesen noch weiter forttreiben. Der zuletzt in der heutigen Versammlung sich eingefundene Bruder soll euch umständlich darüber unterrichten, und indem er euch seine Verfahrungsart zur Vorbereitung eines deutschen Grafen auseinandersetzen wird,

euch zugleich die Maaßregeln entwickeln, die wir jetzt nothwendig ergreifen müssen, wenn jene Gaukler, bei der mit jedem Mondwechsel immer mehr heranrückenden Epoche unserer öffentlichen Aeusserungen, nicht Parthei gegen uns nehmen, und uns die Verfolgung unserer Plane noch mehr erschweren sollen, als es ihre Natur ohnedies schon voraussetzen ließ."

„Uebrigens können wir aus allen Kombinationen auf den glücklichsten Erfolg unserer Bemühungen schließen. Das Licht scheidet sich immer mehr von der Finsterniß, der Mensch wagt es zu untersuchen, wo er sonst kaum zu denken sich erkühnte, mit jedem neuen Strahle der Wahrheit, der sein Inneres erleuchtet, schwindet der Nebel der Vorurtheile; er hat ihr Daseyn erkannt, und fühlt das Drückende und Entehrende derselben, und bald, bald Brüder, werden wir auftreten können, und ihm den Pfad vorzeichnen dürfen, den er wandeln muß, wenn er den erhabenen Zweck seiner Bestimmung erreichen soll."

Hier schwieg der Meister. — Eine tiefe Stille herrschte einige Sekunden lang in der Versammlung. Endlich erhob sich der angekündigte Sprecher und nahm das Wort:

„Es wird euch bekannt seyn, Brüder, daß wir auf den Antrag unsrer auswärtigen Bundes-

verwandten beschlossen haben, den Grafen Eugen von Rosenau für unsere Plane zu erziehen. Dieser junge Mann berechtigt durch seine Geburt, seine natürlichen Anlagen und genossene Erziehung zu großen Erwartungen, und diese Umstände bewogen unsere Freunde, ihn unserer besondern Aufsicht zu empfehlen. So lange er noch in keinen bestimmten Wirkungskreis getreten war, begnügte man sich blos, ihn zu beobachten und ihn allenfalls zu warnen, wenn er im Begriff stand, sich zu verirren. Sein Benehmen entsprach in jeder Rücksicht unsern Erwartungen, und wir wagten es sogar schon, auf seine Festigkeit des Charakters zu rechnen, als ihm, durch unsere entfernte Vermittelung, seine Jugendgeliebte entrissen, und er auf diese Art der ersten Probe von Ausdauer unterworfen ward."

Aber er kannte damals noch viel zu wenig die Lockungen der Welt, und wir überzeugten uns bald, daß Gewohnheit mehr als Grundsätze ihm dabei zur Richtschnur gedient hatten. Kurz darauf trat er in Strasburg auf, und wurde dort, vermöge seines Leichtsinns, seiner Eitelkeit und der Sucht, sich unter seines Gleichen einen Namen zu machen, sehr bald in ein so fein angelegtes Gewebe von Intriguen verwickelt, daß ein Stärkerer Mühe gehabt haben würde, ihm

zu entgehn, ein unerfahrner und auf seine Selbstständigkeit pochender junger Mann aber sich nothwendig darin verstricken mußte. Sein ganzes Benehmen unter diesen Verhältnissen ließ uns nun auch das Täuschende der Hoffnungen einsehn, die wir in Ansehung seiner gefaßt hatten. Indessen gaben wir ihn nicht auf, warnten ihn sogar zu zwei verschiedenen Malen, obgleich jederzeit ohne Erfolg, und glaubten es dem Bunde schuldig zu seyn, ihn den Gefahren zu entziehn, die ihn bedrohten, auch wenn er nie für seine großen Zwecke sollte geschickt gemacht werden können."

„Es würde zu weitläuftig seyn, wenn ich euch die geheimen Machinerien entwickeln wollte, deren sich ein Mann und zwei Frauen bedient haben, um ihn, gleich einem unmündigen Knaben, nach ihren jedesmaligen Absichten zu leiten, und für ihre selbstsüchtigen Plane zu gewinnen. Da wo die Erreichung gewisser höherer Zwecke nicht klar am Tage liegt, lohnt es sich nicht der Mühe, ihnen nachzuspüren, zumal wenn von einer reizenden Frau, einem eifersüchtigen Liebhaber, und einem unerfahrnen jungen Mann die Rede ist. Wir alle wissen, worauf sich das Streben der dabei interessirten Personen, unter solchen Verhältnissen, zurückführen läßt, und es

kann nur in so fern wichtig für uns werden, als es in das große Rad unserer Operationen einzugreifen verspricht. Aus diesem Grunde nur allein ward der Graf Rosenau nicht mehr aus dem Gesicht gelassen, und dieser Aufmerksamkeit verdanken wir nun die Bestätigung von jenen Angaben über gewisse geheime Verbindungen, die seit Jahren schon in den Archiven von Süden einer nähern Untersuchung und Beleuchtung entgegen sahen."

„Sie lassen sich, den äussern Auszeichnungen nach, in drei verschiedene Klassen eintheilen, aber in Ansehung der Mittel und der Zwecke stimmen sie vollkommen mit einander überein. Wenn wir auf ihren ersten Ursprung zurück gehn, so finden wir, daß sie ihr Daseyn der Herrschsucht und dem Ehrgeitze einiger Mächtigen zu verdanken haben, oder es ist die Furcht, dem Zeitalter zu unterliegen, welche sich, durch diese Verbindungen, vor seinen mächtigen Einwirkungen zu sichern hofft. Um zu diesen Zwecken zu gelangen, ist man nicht bedenklich in der Wahl der Mittel; man rechnet dabei vorzüglich auf die Leichtgläubigkeit der Menge, und indem man sie zu überraschen sucht, schmeichelt man sich, sie nach Willkühr zu leiten. Diese Methode ist einigen vorzüglich gelungen, und die Anzahl derer,

die an Geister glauben und die Kraft des Magnetismus versucht haben, ist schon so groß, daß sie eine wichtige Parthei gegen uns ausmachen würden, wenn wir uns ihnen entgegen stellten. Allein diese Nothwendigkeit war bis jetzt nicht vorhanden, und es würde auch unter unserer Würde gewesen seyn, gegen Luftgebilde aufzutreten. Statt dessen aber haben wir Anstalten getroffen, diese Gaukeleien in ihrer ganzen Blöße darzustellen, und bald werden mehrere Männer von Gewicht auftreten und der Welt die Richtigkeit ihrer Künste vor Augen legen."

„Aber dies ist nicht genug, und ich denke, wir werden zu noch durchgreifendern Maaßregeln uns entschließen müssen. Freilich dürfen wir uns nicht schmeicheln, diese Verbindungen gänzlich zu vernichten; allein wir haben Mittel in Händen, ihren Wirkungskreis zu beschränken, und sie zu hindern, die große Menge mit ihren Gaukeleien noch ferner zu äffen. Zwei ihrer größten Apostel müssen sobald als möglich von der Bühne abtreten, und die andern gezwungen werden, sich zu trennen, und eben dadurch die gemeinschaftliche Verfolgung ihrer Zwecke aufzugeben. Wenn dies geschehen ist, wird auch der Graf Rosenau unabhängiger zu handeln im Stande seyn. So lange aber soll er sich selbst überlassen bleiben;

wir wollen ihn nur unbemerkt beobachten, und zeigt es sich, daß er für unsere Zwecke noch brauchbar werden kann, so dürften wir mit der Zeit nichts dabei wagen, wenn wir ihn unter die Einheiten aufnähmen. Er hat jetzt Zeit zum Nachdenken über sich selbst, denn seit acht Tagen jammert er einsam in den Kerkern der Bastille; wendet er diese so an, wie man es billig erwarten sollte, so haben wir Hoffnung, ihn einst noch für die Rolle geschickt zu machen, die ihm unsere auswärtigen Freunde bestimmt haben.".

Mit diesem Schlüssel, denke ich, werden meine Leser sich nun leicht das Räthselhafte lösen können, das sie in den vorhergehenden Abschnitten über einige Triebfedern in Ungewißheit gelassen haben muß, die dem Laufe der Geschichte eine ganz andere Richtung zu geben bemüht waren, und wirklich gaben, als man, nach der Natur der Verhältnisse, in welchen sich der Graf Rosenau befand, hätte erwarten sollen. Sein Stand, sein Reichthum und seine Fähigkeiten hatten die Aufmerksamkeit von Männern erregt, die, zur Erreichung von gewissen geheimen Zwekken verbunden, in Frankreich und Deutschland einen großen Anhang hatten. Sie bedienten sich zur Vergrößerung ihrer Parthei vorzüglich des

Mysticismus, hatten allenthalben Anhänger und Kundschafter, wie Heinrich und der Kammerdiener der Marquise Julie, und waren auf die Art im Stande, nicht nur über alles Mögliche Auskunft zu geben, sondern auch Dinge zu erfahren, die man sehr sorgfältig in den Schleier des Geheimnisses eingehüllt zu haben meinte. Dadurch überraschten sie diejenigen, die ihre Existenz nicht ahneten, und machten sie zu gehorsamen Werkzeugen ihrer höhern Zwecke, oder bewogen sie, in ihre Verbindung zu treten.

Dies war, wie man gesehen hat, nicht nur die Absicht der Geheimen von St. Denis, sondern auch der übrigen Unbekannten; sie waren alle bemüht, den Grafen in ihre Verbindung zu ziehen, wirkten auf ihn, je nachdem es die Umstände und ihre Grundsätze erfoderten, suchten ihn bald zum Nachdenken über höhere Dinge zu bewegen, bald durch Taschenspielerkünste zu überraschen, und benutzten seine Unerfahrenheit, seine Leichtgläubigkeit und seine Verhältnisse, um in ihm den Wunsch zu erzeugen, eine ihm unbekannte Macht näher kennen zu lernen, von welcher er, nach allen Erfahrungen, schon eine sehr vortheilhafte Meinung haben mußte. Schwerlich würde man diesen Zweck verfehlt haben, wenn die Mittel, die man dazu anwandte, sich

nicht so sehr durchkreuzt hätten. Wenn die einen schon ziemliche Vortheile über ihn erhalten hatten, so vernichteten die andern sie wieder; sie wirkten einander immer entgegen, und diese Verschiedenheit der Behandlung, verbunden mit dem Leichtsinn des Grafen, machte, daß alle ihre Plane scheiterten, und er in dem nemlichen Verhältnisse isolirt wurde, in welchem man ihn mit unsichtbaren Fesseln zu umgeben bemüht war.

Der Graf Eugen war aus diesem Grunde nicht nur der Fangball, welchen sich die Unbekannten abwechselnd zuwarfen, sondern seine Freunde behandelten ihn auch als solchen, und maaßten sich über ihn eine geheime Gewalt an, die sich zwar durch ihre verborgen gehaltenen Absichten erklären, aber nie rechtfertigen läßt. Seine Mutter spielte hierbei auch keine unbedeutende Rolle, und war im Stillen nur um so thätiger, je weniger sie den Anschein hatte, auf seine Schicksale zu wirken.

Aller ihrer Bewegungen im höchsten Grade mächtig, und ausgebildet in der feinen und großen Welt, wußte sie immer zu scheinen, was ihre jedesmaligen Verhältnisse von ihr foderten; kein Blick, keine Miene verrieth die geheimen Regungen ihrer Seele; sie verstand es meisterhaft, einen Jeden über ihre wahren Absichten zu

täuschen, und ohne sich geradezu der Falschheit schuldig zu machen, war ihr Betragen allezeit so eingerichtet, wie es die Umstände und ihre besondere Lage erheischten. — Wenn sich daher der Graf Eugen, bei seiner Trennung von ihr, geschmeichelt hatte, daß sie keinen Verdacht mehr wegen der Entführung Sophiens aus dem Kloster auf ihn habe, so kannte er seine Mutter nicht, und bildete sich ein, eine Frau überlistet zu haben, die es mit weit verschlagenen Männern aufnehmen konnte, als er war. Der aufgefangene Brief des Ritters *) ließ sie sehr richtig schließen, daß ihr Sohn Sophiens Aufenthalt entdeckt, und durch seinen Freund ihre Entführung bewerkstelligt hatte, und daß, wenn ihr zweites Verschwinden nicht überhaupt bloß Maske war, womit man sie zu täuschen suchte, es ihm jetzt nur ein Leichtes seyn werde, die einmal aufgefundene Spur zu verfolgen und sich wieder mit ihr zu vereinigen. Diese Muthmaaßungen, diese Zweifel erhielten nach der Abreise des Grafen mit jedem Tage einen immer höhern Grad von Wahrscheinlichkeit; je mehr sie darüber nachdachte, desto fester ward ihre Ueberzeugung; sie glaubte endlich Gewißheit erlangt zu haben. Dem gemäß traf sie nun die nöthigen

*) Siehe den ersten Theil S. 192.

Anstalten, um nicht nur Sophiens neuen Aufenthalt ausfindig zu machen, sondern sie auch wieder in ihre Gewalt zu bekommen, und zu erfahren, in was für Verhältnissen sie noch mit ihrem Sohne stände.

Sie war lange in ihren Bemühungen nicht glücklich. Da indeß alle aus Strasburg erhaltene Nachrichten es ihr wahrscheinlich machten, daß der Graf bei seinen dortigen Verbindungen endlich eine Leidenschaft besiegt haben werde, deren Umfang und erste Aeußerungen sie eine längere Dauer hatten erwarten lassen, so tröstete sie sich leichter darüber. Nach einiger Zeit ward sie endlich durch ein Ungefähr mit Sophiens Aufenthalte bekannt gemacht.

Eine ihrer Verwandten war nach München gereis't und hatte dort das liebenswürdige Mädchen kennen gelernt. Da sie mit der Gräfin Rosenau in einem ununterbrochenen Briefwechsel stand, so meldete sie ihr unter andern auch ihre hier gemachte Bekanntschaft, und entwarf ihr von Sophien eine so getreue Schilderung, daß sie diese sogleich darin wieder erkannte, ob sie ihr gleich weder ihren wahren Namen, noch ihren Stand genannt hatte. Um sich indeß hierüber Gewißheit zu verschaffen, foderte sie ihre Verwandte auf, ihr mit jedem Posttage von ihrer

rer neuen Bekannten Nachricht zu geben. So erfuhr sie Alles, was sie zu wissen verlangte. Sie beschloß hierauf, selbst nach München zu reisen, sich daselbst wo möglich Sophiens nochmals zu bemächtigen, und sie alsdann auf immer von ihrem Geliebten zu trennen. — Ihre Maaßregeln waren sehr gut genommen worden, und konnten nicht leicht fehlschlagen.

Nur einen Fehler beging die Gräfin, und dieser würde hinreichend gewesen seyn, das arme, verlassene und verfolgte Mädchen zu retten, wenn auch keine andere Umstände sich dazu vereinigt hätten. — Sie kündigte ihrer Verwandten ihre nahe Reise nach München an. — Gewisse Familienverhältnisse machten dies theils nothwendig, theils glaubte sie auch nicht, daß eine, für jeden Fremden so unbedeutende Nachricht, je der Gegenstand des Gesprächs zwischen ihr und Sophien seyn werde. Allein ihre Verwandte, die weit davon entfernt war, die Verbindung zu ahnen, welche zwischen Beiden statt fand, glaubte Sophien auf die Ankunft der Gräfin vorbereiten zu müssen; sie wollte dadurch ihrer Eitelkeit ein Opfer bringen, mit der gemachten Bekanntschaft groß thun, und gewissermaßen ihrem Geschmack eine Lobrede halten, indem Andere ihre Wahl und die innige Vereinigung zwischen ihr und ihrer

neuen Freundin zu billigen, und vielleicht sie gar darum zu beneiden gezwungen würden.

Mit Schrecken hörte Sophie eine Nachricht an, die einen neuen Abgrund vor ihren Füßen öffnete. Sie glaubte in ihrer Verborgenheit schon allen Gefahren der Art entgangen zu seyn, und wenn jetzt noch Kummer und Sorgen ihr gefühlvolles Herz bestürmten, so war es nur ihr geliebter Eugen, der sie veranlaßte, und ihr, durch seine Verirrungen, manche geheime Thräne kostete. Aber daß ihr Unglück von Seiten seiner Mutter noch einen Zuwachs erhalten würde, hätte sie sich um so weniger träumen lassen, da sie sich von ihr schon längst vergessen und aufgegeben glaubte. Die Nachricht von ihrer nahen Ankunft riß sie auf eine schmerzliche Art aus diesem Irrthum, und sie konnte es sich nicht verbergen, (als ihre Freundin hinzu setzte, daß sie die Gräfin schon vorläufig durch Briefe mit ihr bekannt gemacht habe,) daß nur sie allein der Zweck dieser Reise sey. Ihr Entschluß war bald gefaßt; sie wollte die Ankunft der Gräfin nicht abwarten, und würde München verlassen haben, wenn die Gräfin Dükastel sie auch nicht auf eine so zuvorkommende Art zu sich nach Strasburg eingeladen hätte.

Die Zeit ihrer vorgegebenen Zurückkunft nach

München war schon verstrichen, als die Gräfin dort anlangte. Ihre Verwandte machte sie sogleich mit Sophiens Reise bekannt, und begriff nur dann die Wahrscheinlichkeit, daß sie nicht wieder zurückkommen werde, als sie die Gräfin über ihre geheimen Verhältnisse ausführlich unterrichtet hatte. Indessen gaben sie nicht alle Hoffnung auf, sie zu entdecken, so lange sie aus Strasburg keine Nachricht erhielten, daß sie dort den Grafen Eugen aufgesucht hätte. Daß dieses aber nicht geschah, und warum es nicht geschah, wissen meine Leser schon aus dem vorhergehenden Abschnitte. Dabei beruhigte sich indeß die alte Gräfin nicht, sondern fuhr fort, alle ihre Verbindungen in Bewegung zu setzen, um etwas Bestimmteres über sie zu erfahren. Ihrer Meinung nach, konnte Sophie nirgends anders, als bei ihrem Sohne in Strasburg seyn, und sie zweifelte nicht einen Augenblick mehr daran, als man ihr sein plötzliches Verschwinden meldete. So wahrscheinlich man es ihr in der Folge machte, daß die Marquise Julie nur allein die Triebfeder davon seyn könne, so blieb sie doch fest bei der einmal gefaßten Meinung, und fürchtete, durch ihre unbiegsame Härte ihren Sohn zu einem Schritte gezwungen zu haben, den sie bisher mit dem größten Aufwande von List und

Verschlagenheit kaum aufzuschieben im Stande gewesen war.

Ein Mittel blieb ihr noch übrig, um sich nicht von ihm für überwunden zu erkennen, und sie ergriff es, so sehr sich auch ihr mütterliches Herz dagegen sträubte. Durch einen fremden Gesandten in Paris wirkte sie einen Verhaftsbefehl gegen ihren Sohn und Sophien aus; ihrer Absicht nach sollte man sie Beide festhalten, wo man sie entdecken würde, und gelänge es nicht, sich ihrer zu gleicher Zeit zu bemächtigen, so sollte man doch wenigstens den Grafen in Sicherheit bringen. — Der Pariser Polizei ward es nicht schwer, seinen Aufenthalt zu entdecken; man beobachtete ihn lange in der Absicht, auch Sophien dadurch auf die Spur zu kommen, und erst, als man sich von der Unmöglichkeit überzeugt hatte, Beide zu gleicher Zeit zu überraschen, schritt man zu seiner Verhaftnehmung und führte ihn in die Bastille ab.

Den Tag darauf entdeckte der Ritter Peyrier seine Spur, verfolgte sie, und gelangte dadurch bis in das Schlafzimmer der Marquise Julie. In der Hoffnung, tröstende Nachrichten von dem geliebten Freunde zu erhalten, hatte sie den angekündigten Fremden einzuführen befohlen; sie würde in diesem Augenblicke eher jeden

Andern, als den Ritter erwartet haben, und als sie ihn erkannte, als sie sich überzeugte, wie ungeheuer sie sich getäuscht hatte, als der einzige Mensch sich ihr darstellte, der in diesem Augenblicke unter Millionen der Verhaßteste war: was konnte sie anders daraus schließen, als daß er gekommen sey, sich des über sie erhaltenen Triumphes zu freuen, ihrer zu spotten, sie zu demüthigen und zur Verzweiflung zu bringen!

Ihre erste Bewegung war der lebhafteste Ausdruck des Entsetzens; ein zerknirschender Blick voll Abscheu und Verachtung sagte dem Ritter Alles, was er zu erwarten habe; mit gräßlicher Stimme rief sie: „Gott!" und verbarg ihr Gesicht unter die Bettdecke. Es würde eine geringe Kenntniß des menschlichen Herzens verrathen haben, wenn der Ritter es gewagt hätte, sich in diesem Augenblicke wegen seiner Erscheinung zu rechtfertigen. Stumm und mit theilnehmenden Blicken nahte er sich dem Bette, und wartete in einer Stellung, die ihn von jedem Verdacht lossprechen mußte, den Uebergang dieser ersten Aufwallungen von Zorn, Rache und Verzweiflung ab. Sie waren viel zu heftig, das sah er ein, als daß sie von Dauer seyn konnten, und er erwartete um so mehr ihre baldige Abnahme,

je stärker er die Marquise unter der Decke weinen und schluchzen hörte.

„Sie sind noch da!“ — rief sie nach einiger Zeit, und verbarg sogleich wieder ihr Gesicht.

Der Ritter glaubte nun nicht länger schweigen zu dürfen. — „Ja, noch bin ich da!“ — antwortete er mit einem Tone, der sie in jeder andern Lage zur Nachsicht gestimmt haben würde — „ich will mit Ihnen weinen, Marquise, Sie trösten, und gemeinschaftlich mit Ihnen auf Hülfe und Rettung denken.“

„Hülfe? Rettung? — wiederholte sie schon sanfter und wie aus einem Traume erwachend — „Der Ritter Peyrier will auf Hülfe und Rettung mit mir denken? O, wer dich nicht kennte, Heuchler!“

„Sie thun mir Unrecht, Marquise.“

„Ich dir Unrecht thun, Bösewicht? Sieh mich an, sieh meine Verzweiflung, mein Elend und triumphire; es ist dein Werk!“

„Würde ich Sie dann auffodern, sich mit mir zur Rettung des Grafen zu verbinden?“

„Ach, es gereut dich, was du gethan hast! So weit sollte es nach deinem Plane nicht kommen! Ihn von mir trennen, mir ihn entreißen, dies nur war deine Absicht. Aber er hat sich

in seiner Rechnung geirrt, der verschlagene Ritter, und um den am Freunde begangenen Verrath wieder gut zu machen, heuchelt er Reue, und ich soll ihm zum Werkzeuge dienen, damit er sich wieder in seinem Vertrauen festsetzen, und ihn noch länger zum Spielwerk seiner rachsüchtigen Plane machen könne. Aber Sie irren sich, Herr Ritter! Schon längst verachtete ich alle Gemeinschaft mit Ihnen; des Grafen Rettung sey entweder mein Werk, oder nie schließe ich ihn wieder an diesen, nur für ihn klopfenden, Busen!"

„Sehr gern, Marquise, will ich mich aller Ansprüche darauf begeben, wenn Sie mich versichern können, daß meine Theilnahme zu seiner Rettung überflüssig ist."

„Das ist sie" — fiel sie schnell ein — „gewiß, Herr Ritter; Sie haben sich umsonst hierher bemüht, wenn nicht die schändlichsten Nebenabsichten Sie antrieben, mich gerade in diesem Augenblicke zu überraschen."

„Keine Nebenabsichten; nur dem Ungefähr verdanke ich es, Ihren Aufenthalt entdeckt und meines Freundes Verhaftnehmung erfahren zu haben."

„Und das wagen Sie, mir zu sagen? Sie müssen mich für sehr einfältig halten."

„Nicht nur das wage ich, Ihnen zu sagen;

ich wage es sogar, Sie zu bitten, mich zu belehren, wohin man den Grafen Eugen abgeführt hat."

„Herr Ritter, jede Kränkung lasse ich mir gefallen, aber keinen Spott; mein Stand, mein Geschlecht müssen mich dafür schützen, auch wenn es meine Lage und Ihre Delikatesse nicht können."

„Sie verstehen mich unrecht, Marquise; ich schwöre Ihnen, daß ich des Grafen Verhaftnehmung erst diesen Morgen erfuhr, aber nicht entdecken konnte, wohin man ihn geführt hat."

„Auf diesen Schwur muß ich Sie erst noch recht ansehen; ich muß sehen, ob Ihr Gesicht zu dieser Lüge stimmt. — Aber was wage ich einen vergeblichen Versuch? Da ist schon längst jede Falte ausgeglichen, die sonst die innern Regungen des Herzens verrieth; Gewohnheit und Konvenienz haben euch Männern einen Stempel aufgedrückt, der nur gerade das zeigt, was euer jedesmaliges Interesse zu äußern für gut findet; Wahrheit und Trug, Falschheit und Aufrichtigkeit haben bei euch eine und die nemliche Larve; ihr seyd nur Höflinge, und der Mensch ist euch fremd geworden."

„Ich kann Ihnen keinen größern Beweis von meiner Unschuld geben, als wenn ich alle Ihre Ausfälle für das nehme, was sie eigentlich

sind, für Ausbrüche einer tief gekränkten Leidenschaft, und nicht für absichtliche Beleidigung."

„Sie fühlen also, was ich leide, wie schmerzhaft ich leide! O warum bedachten Sie das nicht schon längst, und ersparten mir einen Schmerz, der mich zu Boden drückt!"

„Konnte ich voraussehen, daß die leichtsinnige, die flatterhafte Julie, der jede Aufwallung der Gefühle des Herzens eine unverzeihliche Schwäche schien, daß die Frau, deren Grundsätze und Ausbildung die Männer nur als Spielwerk, als Werkzeug ihrer ehrgeitzigen Absichten betrachtete, jemals in den Fall kommen werde, die Gewalt einer Leidenschaft anzuerkennen, der sie immer gespottet, über welche sie sich jederzeit erhaben geglaubt hat?"

„Sie können recht haben, Ritter, so ungern ich es Ihnen eingestehe. Aber wenn dies der Fall ist, mußten Sie nicht schonender gegen mich seyn, mußten Sie jede Großmuth verleugnen, um mich zu zerschmettern?"

„Und dies fragen Sie? Mich fragen Sie dies? Ihr Gedächtniß scheint Ihnen sehr untreu geworden zu seyn, Sie würden sonst gewiß vermeiden, eine Saite zu berühren, die in meinem Herzen sehr verstimmt wieder tönt."

O Gott, ich weiß nicht mehr, was ich sa-

ge; ein Gedanke nur beschäftigt mich, alles übrige schwindet vor meiner Seele; die Vergangenheit ist verwischt, ich selbst bin nicht mehr, was ich sonst war. Ein neues Daseyn hatte sich angeknüpft, ich wagte zu hoffen, es würde sich sanft fortspinnen, mir Ersatz gewähren für alle Aufopferungen, die ich der Eigenliebe und Eitelkeit gebracht hatte; schon nahete ich dem Ziel meiner heißesten Wünsche; nur ein Schritt noch und ich hatte es erreicht. Da trat ein feindlicher Dämon dazwischen, Menschen und unsichtbare, gestaltenlose Wesen verschwuren sich gegen mich; alles vereinigte sich, ein Glück zu zerstören, das Götter mir beneidet haben würden; ich rang dagegen, stemmte mich mächtig gegen alle Streiche, die man darauf führte; noch durchströmte Kraft meine Adern, ich hätte es mit der ganzen Welt aufgenommen, um ihn zu erringen, und keine Aufopferungen, kein Verlust würde mich abgehalten haben, einen Sieg zu erkämpfen, auf welchen meine Feinde unmöglich den Werth legen könnten, der ihn zum Inbegriff meiner kühnsten und heißesten Wünsche machte. — Vergeblich" — fuhr sie mit schwächerer Stimme fort — „all mein Ringen war vergeblich; im Hafen litt ich Schiffbruch. Die Ritter, oder die geheimnißvollen Unbekannten, oder ein un-

glückliches Gestirn, das über mir waltet, entrissen mir den gewissen Sieg, und es bleibt mir nun nichts anders übrig, als meinen grenzenlosen Schmerz den stummen Wänden anzuvertrauen, und die Vergangenheit wie einen lieblichen Traum zu betrachten, aus welchem Teufel in Menschengestalt mich geweckt haben."

Sie verbarg ihr Gesicht ins Schnupftuch, und weinte von dem Ritter abgewandt. Dadurch entstand eine lange Pause, die dieser nicht zu unterbrechen wagte. Endlich raffte sich die Marquise, wie begeistert auf, heftete ihr feuriges Auge auf den schweigenden Ritter, und mit einem Blick, in welchem Verachtung gegen ihn, hohes Selbstbewußtseyn und große Seelenstärke lagen, rief sie aus: — „Sie haben mich schwach gesehn, Ritter, gedemüthigt, dem Schmerze hingegeben; Sie haben Ihren Zweck erreicht, und können frohlocken. Aber ich ermanne mich wieder; alle Entschlossenheit kehrt zurück, denn noch sind meine Hülfsquellen nicht erschöpft. Betäubt nur war ich und überrascht, aber nicht wehrlos, nicht unfähig zum Handeln. Ich werfe Ihnen und allen meinen Feinden nochmals den Handschuh hin: Sieg oder Tod ist jetzt meine Losung, der Graf muß mein seyn oder ich reiße ihn gewaltsam mit in mein Verderben; dies sagen Sie de-

nen, die Sie hieher geschickt haben, mich zu verhöhnen, und nun verlassen Sie mich.“

Der Ritter versuchte zu sprechen, allein sie klingelte und befahl der eintretenden Jungfer, sie anzukleiden. Von neuem gekränkt, beleidigt und zur Rache entflammt, verließ der Ritter ihr Schloß und eilte nach Paris. Sein Entschluß war schnell gefaßt, und je weniger er sich unlauterer Absichten bei diesem Besuche bewußt gewesen war, je mehr schmerzte es ihn, sich verkannt, gemißhandelt und verspottet zu sehn. In Paris hoffte er Gelegenheit zu finden, sich an ihr zu rächen; dort standen ihm Hülfsmittel zu Gebote, die er in Strasburg hätte entbehren müssen, und obgleich die Marquise daselbst nicht weniger einen weiten Spielraum für ihre Intriguen fand, so glaubte er doch als Mann Dinge auszurichten, wobei sich ihrem Geschlechte mehrere Hindernisse in den Weg stellen würden. — Vor allen Dingen, das fühlte er, mußte er den Verwahrungsort seines Freundes entdecken; dies und die Kenntniß der Ursache seiner Verhaftnehmung waren nothwendige Bedingungen, welche der Festsetzung irgend eines Plans zu seiner Befreiung vorangehn mußten.

Die Marquise beschäftigte, nach der Entfernung des Ritters, ebenfalls kein anderer Gedan-

ke. Frei mußte der Graf seyn, dies war zu ihrem Glück nothwendig; aber er mußte es durch keinen andern, als durch sie werden, dazu foderten sie ihr Stolz und die wahrscheinliche Vermuthung auf, daß sie die Veranlassung seiner Arretirung sey. — Die Erscheinung des Ritters hatte eine seltsame Wirkung auf sie hervorgebracht. Ihr Seelenzustand war ein sonderbares Gemisch von Schmerz, Furcht und Hoffnung. Was sie noch für keinen Mann empfunden hatte, diese innige Anhänglichkeit, dies Zusammenschmelzen aller Empfindungen in ein einziges Gefühl, dieses Entsagen aller egoistischen Nebenabsichten und die stille Zufriedenheit der Seele, die unzertrennliche Begleiterin einer Liebe, die nicht auf Sinnlichkeit gegründet, im ganzen weiten Weltraum keinen Zusatz zu ihrer Glückseligkeit aufzufinden vermag, hatten sich ihres Wesens ausschließend bemächtigt; nie hatte sie sich in einen ähnlichen Zustand befunden; jeder ihrer Pulsschläge brachte beinah noch nie empfundene Berührungen in ihrem Innern hervor. Mit der Wirklichkeit hing sie jetzt nur, durch die schwankenden Plane zusammen, welche sie zur Rettung des Grafen entwarf und wieder aufgab; sie war noch nie so unschlüssig gewesen, wenn es darauf ankam, irgend Etwas durchzusetzen; das Theuerste, das

ganze Glück ihres Lebens stand aber auch hier auf dem Spiele, und wo sie mit sicherm Schritt dem vorgesteckten Ziele sich genähert haben würde, wenn ein fremdes Interesse sie zur Handlung bestimmt hätte, da war sie jetzt ungewiß, zweifelte am Erfolg, und schreckte sich selbst mit Schwierigkeiten, die ihre bange Furcht ihr um so unübersteiglicher darstellte, je weniger ihr Daseyn sich mit Gewißheit angeben ließ.

Der sehnlich erwartete Kammerdiener blieb aus, und dieses erste Fehlschlagen ihrer Erwartung erfüllte sie eben so sehr mit Bangigkeit, als mit neuen Hoffnungen. Nur ein ungewöhnlicher Zufall konnte seine Rückkehr aufgehalten haben. Dieser Gedanke führte sie in ein weites Feld von Vermuthungen, die bald ihren Wünschen schmeichelten, bald ihnen entgegen waren, und erhielt sie in einer fortdauernden Spannung, die aber am Ende ihre physischen Kräfte so zu untergraben drohte, daß man für ihre Gesundheit zu befürchten anfing. Wenn sie den ersten Aufwallungen ihres Herzens gefolgt wäre, so würde sie nach Paris geeilt seyn; wie sollte sie es aber anfangen, um den Grafen dort sogleich zu entdecken? Ueberdieß ließ sich seine Befreiung nicht mit Gewalt erzwingen; nur durch kalte Ueberlegung und eine besonnene Handlungsweise, deren

sie in diesem Augenblicke nicht fähig war, konnte sie das gewünschte Ziel erreichen.

Der längste Tag, den sie je verlebt hatte, war vorüber und noch immer fand sich ihr Kammerdiener nicht ein. Sie sollte noch bis Mitternacht der peinigendsten Ungewißheit Preis gegeben werden, ehe sie einen Blick in die endliche Auflösung ihres Schicksals thun konnte. Harfe und Klavier sollten sie zerstreuen, aber vergeblich; sie sah nur ihn, dachte nur ihn, und was sie auch vornahm, alles führte sie immer wieder auf ihn zurück. Nach eilf Uhr erschien endlich der so sehnlich erwartete Bote; er wurde sogleich zu ihr eingeführt und mit hundert Fragen bestürmt, ehe er eine einzige Antwort geben konnte.

Um seine Gebieterin auf die Nachrichten vorzubereiten, die er ihr zu hinterbringen hatte, händigte er ihr die mitgebrachten Briefe zuerst ein. — Sie riß einen davon auf, aber kaum hatte sie zehn Zeilen gelesen, als er ihren Händen entfiel, und sie selbst auf das Sopha zurücksank. Der Kriegsminister meldete ihr, was meine Leser schon wissen; und bedauerte, daß er ihre Wünsche, in Ansehung des Grafen Rosenau, nicht hätte erfüllen können, weil dieser so lange ein Staatsgefangener zu bleiben gezwungen sey,

als der Gesandte, auf dessen Verlangen man ihn festgesetzt, darauf bestehen würde.

Diese Wendung ihres Schicksals hatte sie nicht vorhergesehn; es war ihr nicht eingefallen, daß politische Gründe bei der Verhaftnehmung des Grafen obwalten könnten, und so mußte sie auch mit Schrecken sehen, daß es nicht in ihrer Macht stand, ihn zu retten. Zurückgelehnt auf das Sopha, bleich wie ein Schatten und in dem gebrochenen Auge eine Thräne, jeder Hoffnung beraubt, und von einem schrecklichen Bewußtseyn gefoltert, war sie der Verzweiflung nahe. Sie würde in diesem Augenblicke ihren heftigsten Feind gerührt und zum Mitleiden gezwungen haben, so allgewaltig und zerstörend hatte die erhaltene Nachricht auf sie gewirkt. Ihr Kammerdiener, der einzige Zeuge dieses peinlichen Zustandes, hatte sie noch nie in einer solchen Lage gesehn; die starke, hochherzige, keine Gefahren, keine Schwierigkeiten scheuende Frau, war plötzlich in ein zitterndes und schwaches Wesen verwandelt worden, und jeder Muth, jede Entschlossenheit schien auf einmal aus ihrer Seele gewichen zu seyn.

Aber dieser Zustand war zu heftig, als daß er hätte anhaltend seyn können. Bald lös'te sich ihr Schmerz in Thränen auf, und sie ward wie-

der

der fähig zu überlegen. Ihr Kammerdiener mußte sich jetzt über sein langes Ausbleiben rechtfertigen. Er war in der Nähe von Paris dem Grafen begegnet, und hatte ihn erkannt, ohne von ihm bemerkt zu werden. Um zu erfahren, wohin man ihn bringen werde, war er ihm bis an die Barrieren gefolgt. Dort hatte ein Offizier von der Polizei auf ihn gewartet, der ihn der Marechaussee abnahm und in die Bastille begleitete. Hier war er nun bemüht gewesen, sich den Eintritt zu ihm zu verschaffen, allein Beide, der Koncierge und der Kommandant, hatten sich standhaft geweigert, ihn einzulassen, und ihre Weigerung mit den strengen Befehlen entschuldigt, die sie, in Ansehung des Grafen, vom Minister erhalten hätten. —

Die Marquise entließ ihren Diener, nachdem sie ihm zuvor befohlen hatte, Anstalten zur Abreise zu treffen. Aber wohin sie reisen wollte, dies wußte sie eigentlich selbst nicht. Zwar schien es ihr einleuchtend, daß sie nur nach Paris gehn könne und müsse, wenn der Graf seine Freiheit wieder erhalten sollte. Allein was für einen Erfolg durfte sie sich von ihren Bemühungen versprechen? — Ihre Hoffnung schwand, jemehr sie darüber nachdachte. Wäre ihr Freund von irgend einer französischen Behörde, und wäre es

wegen eines Staatsverbrechens festgesetzt worden, es würde ihr ein Leichtes gewesen seyn, ihn wieder frei zu machen. Aber er war auf Verlangen einer fremden Macht angehalten worden, und alle ihre Freunde waren dadurch außer Stand gesetzt, seine Befreiung zu bewirken. Hätte sie nur irgend einen Aufschluß über die Ursache seiner Verhaftnehmung erhalten, sie würde doch wenigstens haben beurtheilen können, in wiefern sie auf die Möglichkeit seiner Befreiung rechnen dürfte. Aber über diesen Punkt schwebte ein tiefes Dunkel, und sie konnte auch, durch das angestrengteste Nachdenken, die wahrscheinliche Veranlassung dazu nicht herausbringen. Dieser Umstand war Schuld, daß sie bald ganz daran zweifelte; sie fiel auf den Gedanken, alles nur für einen Vorwand zu halten, wodurch man ihr jede Lust, ihn zu retten, benehmen wollte, und nahm bald den alten Gouverneur, bald den Ritter, für die einzigen Triebfedern seiner Verhaftung an. War dies aber wirklich der Fall, so durfte sie auch hoffen, ihn frei zu machen, denn mit Beiden konnte sie es in Paris aufnehmen. Diese Vermuthung stimmte zu sehr mit ihren Wünschen überein, als daß sie dieselbe nicht hätte festhalten und ihr immer mehr Wahrscheinlichkeit geben sollen. In Paris nur war

es möglich, Gewißheit darüber zu erhalten, dies fühlte sie und dieser Gedanke stand kaum in ihrer Seele fest, als sie auch schon beschlossen hatte, mit Tagesanbruch dahin abzugehn.

Sie traf in Paris noch früh genug ein, um ihre Toilette zu machen, und zu dem Kriegsminister, der ihr besonderer Freund war, nach Versailles zu fahren. Was sie indeß hier widerlegt zu sehn gehofft hatte, ward ihr mit solchen Zusätzen bestätigt, daß sie nicht umhin konnte, sich von der nothwendigen Fruchtlosigkeit ihrer fernern Bemühungen zu überzeugen. Nicht einmal die Erlaubniß, den Grafen zu sprechen, konnte sie von dem Minister erhalten; der Gesandte hatte besonders darauf angetragen, daß kein Frauenzimmer zu ihm gelassen würde, und aus politischen Rücksichten wagte man es nicht, eine Absicht zu vereiteln, die, sie mochte so wichtig oder so unbedeutend seyn, wie sie wollte, den Hof nichts destoweniger, in ähnlichen Fällen, einer gleichen Nachgiebigkeit aussetzen konnte. Alles was ihr der Minister versprach, war, die erste günstige Gelegenheit zu benutzen, um dem Grafen seine Freiheit wieder zu verschaffen, und um ihm dies vielleicht zu erleichtern, rieth er der Marquise, sich geradezu an den Gesandten zu wenden.

Dies war auch wirklich der einzige Weg, welchen sie einschlagen mußte, wenn sie ihren Zweck erreichen und besonders den Grund der Verhaftnehmung des Grafen erfahren wollte. Sie fuhr sogleich zu dem Gesandten, traf ihn aber nicht zu Hause, und was noch unangenehmer für sie war, man sagte ihr, daß er aufs Land gereiset sey, und erst in einigen Tagen wieder zurück kommen werde. Nun blieb ihr nichts übrig, als sich in Geduld zu fassen; ein Zustand, der um so schmerzlicher für sie war, je mehr sie Kraft in sich fühlte, Alles zu wagen, Alles aufzubieten, um ihren Zweck zu erreichen. Indessen hatte sie noch nicht alle Hülfsquellen erschöpft, nicht alle Minen springen lassen, die ihr zu Gebote standen; dies hielt ihren sinkenden Muth einigermaaßen aufrecht und machte die Unthätigkeit schwinden, zu welcher sie sich durch einen unglücklichen Zusammenfluß von Umständen gezwungen sah.

Sie hatte ihre Zuflucht noch nicht zur List, zur Verschlagenheit genommen, und so lange auch diese sich nicht als unzulänglich bewiesen hatten, war es ihr zu verargen, wenn sie die Hoffnung, das Ziel zu erreichen, noch nicht aufgab? — Eine Frau von ihrem Geiste, von ihrer Welt- und Menschenkenntniß mußte billig ein großes

Zutrauen in diese beiden Hülfsmittel setzen, und sie hatte um so mehr Ursache es zu thun, da es wenig Männer und wenig Lagen giebt, auf welche sie nicht mit dem besten Erfolg anzuwenden wären. Um aber doch hiebei dem Ungefähr nichts zu überlassen, war es nothwendig, sich ein Verständniß mit dem Grafen zu verschaffen, und den Ritter, der ihr leicht dabei in den Weg treten konnte, entweder in ihr Interesse zu ziehn, oder ihn außer Stand zu setzen, ihren Absichten entgegen zu arbeiten. Anstatt also, wie sie es sich anfänglich vorgenommen hatte, das strengste Incognito in Paris zu beobachten, erschien sie nun in allen Zirkeln, die sie sonst zu besuchen gewohnt war. Hier stieß sie sehr bald auf den Ritter, und fand Gelegenheit, sein Thun und Lassen zu erforschen, und die Schritte kennen zu lernen, welche er zur Befreiung seines Freundes gethan hatte.

Aus allem, was sie darüber erfuhr, ward es ihr immer mehr einleuchtend, daß er nicht nur an der Verhaftnehmung des Grafen unschuldig sey, sondern ihr auch, mit dem besten Willen es zu thun, weder so sehr geschadet habe, noch so gefährlich gewesen sey, als sie es geglaubt hatte. Die nemlichen Hindernisse, welche sie in ihren Bemühungen aufgehalten hatten, waren auch

ihm entgegen gewesen; dagegen aber hatte er, wie es schien, schon Mittel gefunden, dem Grafen seine Anwesenheit in Paris bekannt zu machen. Hierin nun durfte sie nicht hinter ihn zurück bleiben; es war ihr alles daran gelegen, daß kein Anderer seine Rettung bewirkte; die Liebe, die sie sich schmeichelte, ihm schon eingeflößt zu haben, wollte sie noch durch das Gefühl der Dankbarkeit erhöhen, und ihm so doppelte Fesseln anlegen, von denen er sich unmöglich losmachen konnte.

Die Gefängnisse in der Bastille waren nicht für alle Staatsgefangenen gleich schrecklich; man machte einen großen Unterschied in Ansehung der Aufbewahrung derselben, und die meisten von ihnen genossen, bis auf die Freiheit sie nach Willkür verlassen zu dürfen, alle Bequemlichkeiten, an welche sie vermöge ihres Standes und ihrer Erziehung gewöhnt waren. Nur diejenigen, welche Politik, oder Rachsucht, oder beleidigte Eigenliebe hier festhielt, schmachteten gleich den ärgsten Verbrechern, in unterirrdischen Kerkern oder in hohen Gemächern, in die nie ein Strahl der Sonne drang; sie waren lebendig begraben, und wenn nicht ganz besondere Umstände eintraten, verließen sie ihren Aufenthaltsort nur, um als ein Opfer ihrer Feinde zu fallen, oder wenn der

Tod ihre Fesseln zerbrach. — Den Grafen Rosenau hatte man, bei seinem Eintritt in die Bastille, dem Kommandanten ganz besonders empfohlen; es war diesem überlassen, ihm jede Freiheit und Bequemlichkeit zu gestatten, und nur die einzige Bedingung ihm als unerläßlich vorgeschrieben worden, nie und unter keinem Vorwande, Frauenzimmern den Eingang zu ihm zu gestatten, und überhaupt jedes geheime Verständniß zu verhindern. Wenn also nur dieser Zweck erreicht wurde, so durfte der Graf auch in den innern Höfen frei herumgehn, seine übrigen Mitgefangenen, die gleiche Vorzüge mit ihm genossen, besuchen, und sich Bücher, Schreibmaterialien und seine Instrumente verschaffen.

Diese Nachrichten über seine Lage, hatte sich die Marquise theils durch ihren Kammerdiener, theils durch Bestechungen zu verschaffen gewußt; aber den Gefangenen selbst zu sprechen, oder ihm zu schreiben, war ihr entweder noch nicht möglich gewesen, oder man hatte es ihr widerrathen, um, im Fall ihr geheimes Verständniß entdeckt würde, seinen Zustand dadurch nicht zu verschlimmern. Daß dieses aber nicht geschähe, daran war ihr alles gelegen; der Plan seiner Befreiung beruhte darauf, oder wenn dieser mißlingen sollte, so hoffte sie doch wenigstens,

sich ihm dadurch auf eine Art zu nähern, die man weder verhindern, noch eher zu entdecken im Stande seyn sollte, als sie es selbst für gut finden würde.

Ueber die weitere Ausbildung dieses Plans, wovon sie bis jetzt bloß nur die flüchtigen Umrisse entworfen hatte, sollte ihre Unterredung mit dem Gesandten entscheiden. Sie hatte daher kaum seine Zurückkunft erfahren, als sie ihn auf ihren Besuch vorbereiten ließ, und nachdem sie seine Bekanntschaft gemacht, wirklich bei ihm vorfuhr. So sehr sie gewohnt war, sich über alle Verhältnisse hinweg zu setzen, wenn Ehrgeiz oder Leidenschaft sie antrieben, sich für irgend einen Plan zu verwenden, so wußte sie doch diesmal nicht, wie sie ihre Theilnahme an dem Schicksal des Grafen auf eine Art rechtfertigen sollte, wodurch weder ihre Weiblichkeit litte, noch auch ihrer Fürsprache dasjenige Interesse benommen würde, welches sie nothwendig haben mußte, wenn sie ihren Zweck erreichen sollte. Hätte sie mit einem französischen Minister zu thun gehabt, sie würde nie in diese Verlegenheit gerathen seyn; allein sie hatte einen diplomatischen Pedanten vor sich, der jedes Wort auf der Goldwaage abmaß, die Galanterie gegen ihr Geschlecht kaum dem Namen nach kannte, und eine Kälte verrieth,

die das Feuer der Leidenschaften noch nie zu schmelzen vermocht zu haben schien.

„Womit kann ich Ihnen dienen, Frau Marquise?" — war die steife und kalte Anrede, womit der Gesandte die Unterredung nach den ersten Komplimenten wieder anzuknüpfen suchte. Die Art, wie er dies that, und ein gewisses Ansehen von Beschäftigung, das er sich zu geben bemüht war, verriethen der Marquise augenblicklich den Mann, bei welchem sie wenig Hülfe und nicht den geringsten Trost zu finden hoffen durfte. Sie faßte sich also sehr kurz, erzählte ihm die Verhaftnehmung des Grafen in ihrem Hause, und gab ihm zu verstehen, daß sie es sich selbst und ihrem Stande schuldig sey, einen Schritt gerechtfertigt und aufgeklärt zu sehen, über welchen sie alle Ursache habe, sich laut zu beklagen. Der Gesandte war wirklich, oder affektirte, von ihren Gründen so sehr überzeugt zu seyn, daß er ihr in allen Stücken recht gab, und sich sogar herabließ, die Polizei zu entschuldigen. Aber über die Ursache der Verhaftnehmung ließ er sich nicht aus; und die Marquise mußte alle ihre Künste anwenden, bis er ihr endlich gestand, daß es auf Verlangen der Mutter des Grafen, seiner Cousine, geschehen sey; und zwar aus dem Grunde, weil man vermuthet habe, der Graf

Eugen halte sich irgendwo mit einer gewissen Sophie verborgen, die er entweder schon geheirathet habe, oder doch zu heirathen gedächte.

„Aber, mein Gott!" — unterbrach ihn hier die Marquise lebhaft — „warum wandten Sie sich deswegen nicht vorher an mich? warum befragten Sie mich nicht darüber, als man ihn festgesetzt hatte? denn ganz gewiß konnte man erwarten, daß ich darüber die beste Auskunft zu geben im Stande seyn würde."

Der Gesandte fühlte, daß dies hätte geschehen sollen, entschuldigte sich aber mit der Menge von Geschäften, die ihm nicht erlaubten, über solche Kleinigkeiten weiter nachzudenken.

„Wenn Sie das eine Kleinigkeit nennen" — erwiederte die Marquise — „Jemand auf einen bloßen Verdacht seiner Freiheit zu berauben, so weiß ich nicht, was in Ihren Augen wichtig seyn mag!" — Sie stand auf dem Punkte, sich hier ihrer ganzen Lebhaftigkeit zu überlassen, und dadurch Alles zu verderben, als sie glücklicherweise wieder einlenkte, und dem Gesandten erklärte, daß der Graf diese Sophie, welche man suchte, nicht nur schon längst aufgegeben, sondern daß sich diese Abentheuerin selbst seit einiger Zeit unsichtbar gemacht habe, und so viel ihr davon be-

wußt sey, sich insgeheim bei dem Grafen Dükastel in Strasburg aufhalte.

Die Marquise würde nicht wenig verlegen gewesen seyn, wenn sie ihre Behauptung hätte beweisen sollen; denn im Grunde war es von ihrer Seite nur eine sehr unwahrscheinliche Vermuthung, die nichts weiter als einige nicht ganz zu verwerfende Muthmaaßungen für sich hatte. Aber der Gesandte war froh, einiges Licht erhalten zu haben, und glaubte, die Polizei würde der Sache schon näher auf die Spur kommen, wenn er nur erst so weit wäre, daß er ihre Nachforschungen auf einen bestimmten Punkt hinlenken könnte. Er dankte der Marquise für diese Nachrichten, und versicherte sie, daß er seine Maaßregeln sogleich darnach nehmen, und sobald er die Absichten der Mutter kennen gelernt, die Befreiung des Grafen zu erlangen, sich alle Mühe geben werde. Aber damit war seiner Fürsprecherin nicht gedient; sie wollte ihn sogleich in Freiheit gesetzt sehen, oder doch wenigstens die Erlaubniß haben, ihn besuchen zu dürfen. Beides wurde ihr jedoch auf eine kalte und unangenehme Art abgeschlagen; sie mußte das Hotel des Gesandten verlassen, ohne das Geringste ausgerichtet zu haben; aber fest stand nun der Entschluß in ihrer Seele, den Grafen zu befreien,

oder doch ihn zu sprechen, und wenn gleich alle Diplomatiker der Welt es verhindern wollten.

Sie hielt eine Unterredung mit ihm jetzt für um so nothwendiger, da sie sich schmeichelte, ihn zu bewegen, eine Verbindung aufzugeben, welche allein den Verlust seiner Freiheit und die gewaltsame Trennung von ihr veranlaßt hatte. Sophie war ihr schon längst ein mächtiges Hinderniß bei allen ihren Planen gewesen, und sie glaubte nun, da sie auch auf die Unterstützung seiner Mutter rechnen konnte, die eingetretenen Umstände so benutzen zu müssen, daß sie nie wieder etwas von ihr zu befürchten hätte. Es war jetzt nicht mehr der Wunsch allein, den Liebling ihrer Seele zu umarmen, sich mit ihm vereinigt zu sehen und aus dem erhaltenen Siege jeden Vortheil zu ziehen, der sie zur Thätigkeit antrieb; eine in ihrem Herzen kaum aufgekeimte Eifersucht fing an sich mächtig zu regen, sie wollte ihn ohne alle Theilnahme beherrschen, ihm ausschließend eben so Alles seyn, wie er ihr Alles war, und im Bewußtseyn des Besitzes eines lange noch nicht erschöpften Schatzes von heißen, unnennbaren Gefühlen, ihn für den Verlust seiner Sophie und jede andere Aufopferung zehnfach schadlos halten. Sophiens gänzliche Vernichtung, und ihre baldige Vereinigung mit dem Grafen oder

seine schnelle Befreiung, waren dazu unumgänglich nothwendig, und zwar mußte Beides sobald als möglich geschehen, wenn ihr der Ritter nicht zuvorkommen, oder die Gräfin Dükastel, die allem Anschein nach sich Sophiens angenommen hatte, seine Mutter unterdessen nicht auf andere Gesinnungen bringen, und so ihr mühsam aufgeführtes Gebäude wieder zerstören sollte.

Sie ließ also jetzt den Ritter genauer, als jemals, beobachten. Indeß alle Nachrichten, die sie über ihn erhielt, waren beruhigend, und schienen keinen Widerstand von seiner Seite befürchten zu lassen. Um die Mutter des Grafen zu verhindern, sich durch die Gräfin Dükastel mit Sophien aussöhnen zu lassen, meldete sie ihr Alles, was sie durch ihre Getreuen in Strasburg von dem wahrscheinlichen Aufenthalt derselben erfahren hatte, beschwur sie, ihren Sohn in Freiheit zu setzen, und wenn sie dieses ihrer Konvenienz noch nicht gemäß finden sollte, ihr wenigstens zu erlauben, ihn besuchen zu dürfen, auf welchen Fall sie sich anheischig machte, Alles anzuwenden, um ihn zu bewegen, eine Verbindung aufzugeben, die seinen Verwandten gewiß nicht unangenehmer, als ihr selbst, seyn könnte. Mit diesem Briefe schickte sie einen klugen und verschlagenen Menschen ab, der ihr von dem Er-

folge seiner Sendung, wie auch von dem, was er über Sophiens Aufenthalt erfahren würde, unverzüglich Nachricht zu geben, Befehl hatte.

Nachdem auf diese Art die entlegenen Minen gefüllt worden waren, suchte sie dem Grafen selbst näher zu kommen. Allein hier fand sie Schwierigkeiten, die sie weder erwartet hatte, noch sobald zu besiegen sich schmeicheln durfte. Der strenge Diensteifer des Kommandanten vereitelte alle ihre Versuche, dem Grafen zu schreiben; entweder gelang es ihr nicht, Briefe in die Bastille zu schaffen, oder wenn sie so weit kamen, wurden sie ihr unerbrochen mit der Bemerkung zurückgeschickt, daß sie dadurch den Gefangenen der Gefahr aussetzte, in engere Verwahrung genommen zu werden. Es blieb ihr also kein anderer Ausweg übrig, als sich selbst auf eine oder die andere Art in die Bastille bringen zu lassen. Und diesen wählte sie, nicht weil er der einzige, nicht weil er kühn und abentheuerlich war, sondern weil sie mit ziemlicher Gewißheit voraussehen konnte, daß dieser Schritt ihren Triumph über den Grafen vollenden, und ihn ganz in ihre Hände geben würde.

Es kam nur darauf an, ihre Maaßregeln so zu nehmen, daß man ihre Absicht dabei nicht errieth und jedes Aufsehen vermied. Den Mi-

nister durfte sie selbst um keinen Verhaftsbefehl ersuchen, denn er kannte ihre Verbindung mit dem Grafen; derselbe Fall fand in Ansehung des Polizeilieutenants statt. Die große Aufgabe bestand darin, auf eine solche Art in die Bastille gebracht zu werden, daß Niemand ihren dortigen Aufenthalt ahnen, und einer solchen Freiheit im Innern derselben zu genießen, daß sie sich dem Grafen unbemerkt nähern, und ihn von ihrer Anwesenheit unterrichten konnte. — Meine Leser werden gestehen, daß es keine Kleinigkeit war, diese verschiedenartigen Bedingungen zu vereinigen, und es gehörte die Kühnheit der Marquise dazu, um sie aufzustellen, und ihr Genie und ihre vertraute Kenntniß mit den geheimsten Springfedern der Intrigue, um sie zu erfüllen.

Sie konnte ihren Zweck auf eine doppelte Art erreichen, indem sie sich entweder durch einen ihrer Freunde einen Verhaftsbefehl verschaffte und unter einem fremden Namen in die Bastille bringen ließ, oder mit Jemand tauschte, der eines geringen Vergehens wegen dahin abgeführt werden sollte. Da die erstere verwickelter war und größere Schwierigkeiten voraussehen ließ, so wählte sie die letztere. Unter ihren Bekannten befanden sich viele junge Leute, die ihren Verwandten zu Klagen Veranlassung gaben, und die

man nicht anders, als durch einen kurzen Aufenthalt in der Bastille, bessern zu können glaubte. Unter diesen stand der Vicomte Lafleche oben an. Er war einer der liebenswürdigsten Pflastertreter von Paris, brachte große Summen durch, und hatte bei seiner Mutter schon längst die gegründete Besorgniß geweckt, daß die Schulden, die ihn seine täglichen Ausschweifungen zu machen nöthigten, das Vermögen bei weitem übersteigen würden, welches er nach erlangter Volljährigkeit zu erwarten hatte. Sie hatte schon alles Mögliche angewandt, um seine Thorheiten einzuschränken, allein alle ihre Versuche waren bis jetzt vergeblich gewesen; und so ungern sie es sich eingestand, so sah sie doch ein, daß ihr nichts anders übrig bleibe, um ihn zu retten, als eine gänzliche Trennung von seinen bisherigen Gesellschaftern. Diesen Zweck aber durfte sie nicht zu erreichen hoffen, wenn sie ihn auf Reisen schickte oder von Paris entfernte. Die Bastille war der einzige Ort, wo er zum Nachdenken über seine Aufführung und zur Besserung gebracht werden konnte.

Um jedoch ihrem einzigen Sohn und Liebling nicht zu viel zu thun, beschloß sie zuvor, ihre Freunde darüber zu Rathe zu ziehen, und wenn diese ebenfalls ihrer Meinung wären, die

Sache

Sache so einzuleiten, daß der Vicomte in der Bastille wenigstens alle Bequemlichkeiten genießen könnte und nur allein von Ausschweifungen abgehalten würde. Die Marquise gehörte nicht zu denjenigen, deren Gutachten sie sich erbeten hatte; aber sie erfuhr ihre Absicht sehr bald durch Andere, und nahm sich sogleich vor, sie nicht nur darin zu bestärken, sondern auch den Verhaftsbefehl des Vicomte auszuwirken und die Bedingungen dabei so festsetzen zu lassen, wie sie sich zu ihren geheimen Zwecken am besten schickten. Das erstere gelang ihr über alle Erwartung, und da sie bei dem Minister sehr viel galt, so wußte ihr die Familie noch überdies Dank dafür, als sie sich anheischig machte, die Sache ganz nach ihren Absichten einzuleiten. Der Verhaftsbefehl wurde bald darauf ausgefertigt, der Kommandant der Bastille über die Aufnahme und Behandlungsart des Vicomte unterrichtet, und alle Anstalten wurden getroffen, um ihn ohne Aufsehen und Geräusch dahin abzuführen. Man war überein gekommen, ihn nicht in seiner Wohnung, sondern an einem jener Orte festnehmen zu lassen, wo er gewöhnlich die Nächte mit Spiel und Orgien zubrachte.

Als auf diese Art die Rollen vertheilt waren und die Zustimmung der Theilnehmer fest-

stand, kam es darauf an, den Vicomte davon zu benachrichtigen, und ihn zu bewegen, der Marquise die seinige abzutreten und sich eine Zeitlang verborgen zu halten. Er wurde also vor der Ausführung dieses Plans zu ihr gebeten, und man wird sich seine Bestürzung leicht denken können, als ihn die Marquise mit der Gefahr bekannt machte, in welcher er schwebte. Seinem Charakter gemäß, wüthete er gegen seine Verwandten und gegen alle diejenigen, welche er im Verdacht hatte, daß sie seine Mutter zu diesem Schritt vermocht hätten. — Die Marquise überließ ihn eine Zeitlang seiner Verzweiflung, und machte sich ein schalkhaftes Vergnügen daraus, als er sie bat, ihn zu retten, seine Bitte nicht nur geradezu abzuschlagen, sondern ihm sogar zu gestehen, daß sie selbst den Verhaftsbefehl gegen ihn ausgewirkt habe. Auf diese Entdeckung, glaubte er, bleibe ihm nun kein anderes Mittel mehr, als die Flucht, und er konnte nur durch die Versicherung davon abgehalten werden, daß wenn er es versuchen wollte, zu fliehen, die Polizeibedienten, welche jeden seiner Schritte beobachteten, ihn sogleich festhalten und in die Bastille führen würden.

Da dies sehr wahrscheinlich war, so hielt er es für besser, sich in sein Schicksal zu ergeben,

und mit Geduld zu ertragen, was man über ihn zu verfügen für gut befinden würde. Dahin hatte ihn die Marquise eigentlich haben wollen. Als sie daher gewahr wurde, daß er wieder zum Nachdenken fähig war und sich alle Bedingungen gefallen lassen würde, rückte sie mit ihrem Plane hervor. Wenn er bestürzt gewesen war, als sie ihm seine Verhaftnehmung angekündigt hatte, so war er nun sich selbst ein Räthsel, als sie ihm erklärte, worauf es dabei angesehen sey. Wie konnte er begreifen, daß irgend Jemand, am wenigsten eine Frau, wie die Marquise, es sich zum Glück anrechnen könne, in die Bastille gebracht zu werden? Hätten es ihm seine Ausschweifungen erlaubt, sich nach ihren geheimen Verhältnissen genauer zu erkundigen, er würde höchstens ihre gutwillige Aufopferung belächelt, aber sie keinesweges unbegreiflich gefunden haben. Die Marquise fand natürlich nicht für gut, ihm ihre wahren Absichten anzuvertrauen; sie rechtfertigte diesen Schritt mit irgend einem glaubhaften Vorwande, und da es ihm im Grunde gleichviel war, warum sie sich in die Bastille einsperren lassen wollte, wenn er nur seine Freiheit behielt, so nahm er Alles, was sie ihm darüber sagte, für baare Münze, und war froh,

eine so großmüthige Retterin an ihr gefunden zu haben.

Sie kamen überein, wie sie es anzufangen hätten, um die Polizeibedienten, welche den Vicomte festhalten sollen, in Ansehung der Person zu täuschen. Da sie ihn wahrscheinlich nicht so genau kannten, um ihn in der Dunkelheit zu unterscheiden, so glaubte man, dies würde keine Schwierigkeit haben. Die Marquise war ungefähr von seiner Größe; sie hatte sich Mannskleider machen lassen, wie er sie gewöhnlich trug, und sollte von ihm gegen Abend an den Ort hingeführt werden, wo er seine Orgien zu feiern pflegte. Wenn dies geschehen wäre, sollte er sich entfernen, und sogleich, entweder Paris, unter einem fremden Namen, verlassen, oder sich so lange verborgen halten, bis es die Marquise für gut finden würde, wieder öffentlich aufzutreten. Die größte Verschwiegenheit und Vorsicht waren die einzigen Bedingungen, welche sie ihm als Schadloshaltung für das Opfer auflegte, das sie zur Erhaltung seiner Freiheit ihm zu bringen sich entschlossen hatte.

Beide Theile trafen nun Vorkehrungen, welche ihre Rollen nothwendig machten. Der Vicomte versah sich mit Geld und miethete vorläufig eine

Wohnung in der Vorstadt St. Marceau. Er wünschte in Paris zu bleiben, ob er gleich hier der Gefahr der Entdeckung mehr, als in der Provinz, ausgesetzt war, und war entschlossen, nur auf den äußersten Fall die Hauptstadt zu verlassen. Die Marquise hingegen machte bekannt, daß sie nächstens verreisen würde; sie unterrichtete Lisetten, die jetzt bei ihr in Diensten stand, wie sie sich während ihrer Abwesenheit zu benehmen hätte; ihr Kammerdiener sollte sich verborgen halten, den Ritter beobachten, und ihr von Allem, was er erfahren würde, Nachricht zu geben suchen; ein kleines Bündel Wäsche und das erforderliche Geld wurde bereit gehalten, um es mit in die Bastille zu nehmen.

So vorbereitet und mit der Familie des Vicomte einverstanden, erwartete sie den Abend, wo sie, der Abrede gemäß, in die Bastille abgeführt werden sollte, mit der größten Ungeduld. Eine Menge widersprechender Gefühle durchkreuzte ihre Brust. Sie konnte es sich nicht verhehlen, daß, wenn sie entdeckt oder ihr Plan verrathen werden sollte, sie ein Gegenstand des Spottes und der Satyre von ganz Paris seyn würde. Eine Aufopferung, wie die ihrige, und für einen jungen Mann, dessen Charakter ihr unmöglich für die Dauer seiner Gefühle, wenn

sie auch wirklich mehr als Trieb der Sinnlichkeit wären, Gewähr leisten konnte, mußte in dem Zirkel, in welchem sie lebte, als eine Thorheit angesehen werden, die man kaum einem sechzehnjährigen Mädchen verziehen hätte. Die Liebe und alle jene Empfindungen, die doch nur allein der im Grunde nichts als thierischen Vereinigung der Geschlechter, den die Würde des Menschen herabsetzenden Charakter zu benehmen fähig sind, waren ehemals von ihr selbst, und wurden auch von allen denen, die zu ihrem Stande gehörten, als Ueberbleibsel gothischer Sitten und Mangel an Erziehung und feiner Lebensart verspottet und lächerlich gemacht. Genuß und Beförderung irgend eines Interesse ließ man allein als gegründete Motive der Liebe gelten; wo keins von beiden statt fand, da schalt man jede andere Verbindung Thorheit, und selbst diejenigen, in deren Busen das heilige Feuer lodert, das die Menschheit veredelt und sie der Gottheit näher bringt, sahen sich genöthigt, es sorgfältig vor der Welt zu verbergen, und Gefühle zu verspotten oder sie zu unterdrücken, die ihnen Seligkeiten gewährten, welche alle Sophismen der feinen Welt ihnen nicht zu ersetzen vermochten.

Wie durfte sie also erwarten, vor ihnen einen Schritt zu rechtfertigen, den sich wenige als

möglich denken konnten, und der, wenn er mißlang, ihrem Kopfe eben so, wie ihrem Herzen, nicht zur Ehre gereichen mußte? — In so fern es auf sie selbst dabei ankam, war sie freilich gesichert; aber wie wenig gehörte dazu, um in dem Augenblicke der Ausführung den ganzen Plan scheitern zu machen? So lange sie noch nicht auf dem Wege nach der Bastille war, wagte sie es daher nicht, sich ihrer Sache für gewiß zu halten; und auch dann durfte sie nicht triumphiren, dies fühlte sie, bis sie den Grafen in ihre Arme geschlossen hatte.

Eine bange Furcht überfiel sie, als es anfing dunkel zu werden, und die Stunde herannahte, wo der Vicomte sie abholen sollte. Sie mußte alle ihre Geistesstärke zusammennehmen, um dem Gefühl nicht zu unterliegen, welches die gewohnten Vorstellungen von der Bastille in diesen Augenblicken auf das lebhafteste in ihr rege machten, und nur der Gedanke hielt sie aufrecht, daß, nach den getroffenen Vorkehrungen, die Schrecknisse derselben sie unmöglich treffen konnten, und der Graf sie für Alles schadlos halten werde, was sie aus Liebe zu ihm Unangenehmes erfahren möchte. — Die Ankunft des Vicomte machte ihrem Nachdenken, das mit jedem Augenblicke düsterer und melancholischer wurde, ein

Ende; sie ließ sich von ihm in die Straße des bons enfans führen. Hier traf sie mehr Gesellschaft an, als sie erwartet hatte; lauter junge Leute, die sie sich nie gesehn zu haben erinnerte, und denen sie auch, wie der Vicommte sie versicherte, völlig unbekannt war. Späterhin fanden sich noch andere ein; man spielte, scherzte, sang und jubelte, aber man schien nicht besonders aufmerksam auf sie zu seyn, und entschuldigte ihre Zurückgezogenheit und ihr furchtsames, schüchternes Wesen mit ihrer Jugend und ihrem Mangel an Erfahrung und Ausbildung. Gegen Mitternacht setzte man sich zu Tische; nur der Vicomte entfernte sich, nachdem er der Marquise zuvor die Hand gedrückt und einem der Anwesenden etwas ins Ohr gesagt hatte.

Die Stunde, wo die Polizeibedienten sich einfinden sollten, nahte nun mit jeder Minute, und die Marquise ward in dem nemlichen Verhältnisse immer ängstlicher und nachdenkender. Sie hatte bemerkt, daß der Vicomte einigen von der Gesellschaft ihr Geschlecht, und wie sie vermuthete, auch die Absicht ihrer Gegenwart verrathen habe; dies und die Besorgniß, er möchte wider sein Versprechen ihnen ebenfalls ihren Stand und Namen entdeckt haben, machten ihre Lage zu der peinlichsten, in welcher sie sich je

befunden hatte. Doch nun war sie schon viel zu weit vorwärts gegangen, als daß sie sich wieder hätte zurückziehn können; sie mußte die Folgen ihres Unternehmens abwarten.

Ein heftiges Pochen an die Hausthür verkündigte die Ankunft der Polizeibedienten; einige aus der Gesellschaft, die nichts mit ihnen zu thun haben wollten, verbargen sich schnell so gut sie konnten, die übrigen blieben, dem Anschein nach, ruhig bei Tische sitzen; die Marquise zitterte an allen Gliedern. Drei Mann traten in's Zimmer; der Exemt fragte, als er die Gesellschaft gemustert hatte, nach dem Vicomte Lafleche. Niemand antworte, so daß die Marquise gezwungen war, sich, der Abrede gemäß, zu nennen, und sich für ihn auszugeben. — „So muß ich Sie bitten, Herr Vicomte" — fuhr der Exemt fort — „mir zu folgrn."

„Darf man wissen wohin?" — hatte nun die Marquise den Muth zu fragen.

„Das sollen Sie sogleich erfahren" — war die Antwort.

Um ihrer Rolle den höchsten Grad der Täuschung zu geben, brachte sie der Gesellschaft noch ein volles Glas aufs Wiedersehn, und ließ sich von den Polizeibedienten singend und gutes Muths

abführen. Vor der Thür stand ein Wagen, sie stieg ein und eilte ihrer Bestimmung entgegen.

Die Nacht war finster, die Straßen, durch welche sie fuhr, waren nur unvollkommen erleuchtet, sie konnte sich nirgends wieder erkennen, wahrscheinlich weil sie noch nie in der Gegend der Bastille gekommen war. Aber sie hatte den Verhaftsbefehl des Vicomte in Händen gehabt, sie war ihrer Sache gewiß, und konnte ganz ruhig seyn. Doch schien es ihr, nachdem sie schon eine ziemliche Weile gefahren war, als wenn sie der Weg über eine Brücke führte. Von der Straße des bons enfans, bis an die Bastille, hat man keine Brücke zu passiren, denn sie liegen Beide am linken Ufer der Seine. Sollte sie sich vielleicht geirrt haben? — Sie fragte ihre Begleiter darüber; diese beruhigten sie aber, und sie gab sich zufrieden. — Endlich kamen sie an. — „Wer da!" ruft die Schildwacht — zwei weite Thore öffnen sich, der Wagen fährt über mehrere Höfe, und hält endlich still. Die Marquise wird ersucht auszusteigen; man führt sie in ein elegant meublirtes Zimmer, dessen Gitterfenster auf den Garten gehn; sie findet in demselben Klavier, Harfe, Musikalien und Bücher, stutzt über die so außerordentlich weitgetriebene Galanterie des Kommandanten, und verliert

fast die Besinnung, als sie einen Schrank öffnet, und weibliche Kleider und Wäsche darin bemerkt. — „Wo bin ich?" — kann sie nur noch stammeln; — man antwortet ihr: in der Salpetriere *) — und sie stürzt bewußtseynlos zu Boden.

Sophie, die sich immer gleiche Sophie, war nach dem Verschwinden des Grafen ein ganz anderes Wesen geworden. Sie ließ es sich nicht ausreden, daß ihre zu weit getriebene Delikatesse und der Betrug, den sie sich erlaubt, ihren Geliebten der Marquise in die Arme geworfen und ihn in einen Abgrund gestürzt hatten, von welchem sie ihn, ohne die kalte Ueberlegung ihrer Freunde, mit einem einzigen Worte, einem Blikke hätte zurückhalten können. — „Warum folgte ich nicht den Regungen meines Herzens?" — sagte sie zu sich selbst in einsamen Stunden, wenn sie sein und ihr Schicksal überdachte, und Thränen flossen ihre Wangen herab. — „Warum hörte ich auf den Rath von Menschen, die es zwar gut mit ihm und mir meinen, aber nicht so lieben, wie Sophie liebt?"

*) La Salpetrière ist ein in der Gegend des botanischen Gartens gelegenes Narrenspital für weibliche Wahnsinnige, und zugleich ein Gefängniß für lüderliche und ausschweifende Frauenspersonen aus den niedern Ständen. A. d. H.

Dieser Gedanke verfolgte das gute, liebevolle Mädchen Tag und Nacht. Bald sah sie den Grafen in schrecklichen Gefahren, bald schmachtete er in unterirrdischen Kerkern; wo sie ging und stand, drängten sich ihr düstere Vorstellungen auf; die schrecklichste von allen für ihre Weiblichkeit blieb jedoch die, ihn in den Armen der Marquise zu wissen, und von ihm vergessen zu werden. Diese Bilder, die Geburten ihrer lebhaften Einbildungskraft, und die so oft sich widersprechenden Nachrichten, welche man in dem Hause des Gouverneurs fast täglich über den Aufenthalt und das Schicksal des Grafen erhielt, zogen sie von allem, was um sie herumvorging, gänzlich ab; sie lebte, mitten unter Menschen, mit Wesen ganz anderer Art; die Wirklichkeit war für sie nicht da, und wenn etwas sie daran erinnerte, so waren es ihre Leiden, ihr Schmerz, und der heftige Kummer, der an ihrem Herzen nagte.

Die glücklichsten Augenblicke verlebte sie in der Einsamkeit, an der Pyramide im Garten zu Froheneck, oder in ihrem vom Geräusche des Hauses entfernten Zimmer. Musik und Lektüre beschäftigten sie hier abwechselnd, und diesen und ihrem Aufenthalte im Kloster verdankte sie jetzt die stille Ergebung in ihr Schicksal.

Ihr Geist, durch so viele Widerwärtigkeiten gestärkt, hatte für ihr Alter und ihren Charakter eine seltene Festigkeit erlangt, ohne daß dadurch ihrem Herzen und ihrer Weiblichkeit, jene ganz eigenthümlichen Reize geraubt worden waren, die der ausgebildeteste Verstand eines Weibes nicht zu ersetzen vermag. Aber tief in ihrem Innern fühlte sie es nichts destoweniger, wenn sie ihr Schicksal überdachte, und fand, daß sie von Kindheit an, zum Leiden bestimmt, mit allen Anstrengungen, mit der größten Aufmerksamkeit auf jeden ihrer Schritte, und ohne sich einer Schuld bewußt zu seyn, diesem Ausspruch eines höher waltenden Wesens, oder dem blinden Ungefähr nicht hatte entgehen können. Es war ihr zu verzeihen, wenn sie an einer allgemeinen Weltordnung zweifelte; denn hingeschleudert mitten in dem Strudel der Welt, wie ein leichter Kahn, der auf den Wellen des Ozeans herumgetrieben wird, mußte sie da nicht, wenn nicht Zwecklosigkeit, doch gewiß eine schwer zu ergründende Absicht in Ansehung ihrer Schicksale bemerken?

Uebrigens lebte Sophie in dem Hause des Gouverneurs zu Strasburg sehr angenehm. Sie hatte die männliche Kleidung beibehalten; man hielt sie allgemein für einen Verwandten der

Gräfin Dükastel, die sich mit jedem Tage immer enger an sie anschloß; und da ihr Gemahl, im Geiste der ächten Galanterie, sich für verbunden hielt, den Ritter der liebenswürdigen Fremden zu machen, so gab dies zu mehreren sehr komischen Auftritten Veranlassung, und unterbrach auf Augenblicke die traurige Einförmigkeit, welche eine Folge der geheimen Stimmung beider Freundinnen war.

Vom Ritter liefen lange keine Nachrichten ein; er wollte, wie es schien, Sophiens Herz nicht noch mehr verwunden, und als er schrieb, begnügte er sich zu melden, daß der Graf in Paris sey, getrennt von der Marquise und so eingezogen lebe, daß er ihn selbst noch nicht habe sprechen können. Jemehr diese Nachricht Wahrheit enthielt, je mehr beunruhigte sie seine Freunde; es lag ein schreckliches Geheimniß darunter verborgen, dies fühlten sie alle, und doch wagte es keiner, diese Vermuthung laut zu äußern.

Kurz darauf kam Heinrich zu ihnen gestürzt, und meldete die Ankunft der Gräfin Rosenau in Strasburg. Niemand erschrak so sehr darüber, als Sophie. Es war um ihre Freiheit geschehen, wenn jene ihren Aufenthalt entdeckte, und weder der Gouverneur noch seine Gemahlin würden sie

haben schützen können. — Wenn es auf sie angekommen wäre, sie würde noch in dem nemlichen Augenblicke die Reise nach Paris angetreten haben. Ihr Geliebter war da, und was bedurfte es mehr? Wo sie ihn dort aufsuchen sollte? — Dies kümmerte sie nicht; sie getraute sich, ihn unter Millionen herauszufinden, und hoffte, von ihrem Herzen und der Liebe geleitet, den Einzigen nicht zu verfehlen, der ihr in diesem Leben alles war, und den kein anderer ihr ersetzen konnte. Ueberdies war ja auch der Ritter da, und wie leicht konnte ihr dieser Nachricht von ihm geben! Wenn man liebt, schwinden alle Hindernisse; man sieht sie entweder gar nicht, oder hält sie doch für geringer, als sie wirklich sind, und stößt man dann endlich auf sie, und findet, daß sie unbezwingbar sind, so tritt Verzweiflung an die Stelle des Leichtsinns, oder wir raffen die letzten Kräfte zusammen, um wenigstens mit Ehren zu unterliegen.

Sophie ließ sich indeß noch von ihren Freunden bereden, wenigstens so lange zu bleiben, bis man die Absichten der Gräfin genauer kennen gelernt haben würde. Da nicht zu vermuthen war, daß sie ihren Aufenthalt in Strasburg schon entdeckt habe, so wagte sie nichts dabei, wenn sie es darauf ankommen ließ, was für ei-

nen Vorwand sie über ihre Reise angeben würde, und verrieth sie dabei auf eine entfernte Weise irgend einen geheimen Plan, so war es noch Zeit genug, sie in Sicherheit zu bringen. Sophie konnte dagegen nichts einwenden, aber im Geheim hatte sie schon beschlossen, die Reise nach Paris zu wagen; nur wollte sie sich vorher, wo möglich noch bestimmtere Auskunft über des Grafen Schicksal verschaffen. — Sie befand sich im Kabinet der Gräfin Dükastel, als man dieser die Gräfin Rosenau meldete, die auch so schnell eintrat, daß Sophie kaum so viel Zeit hatte, sich in das Nebenzimmer zu flüchten. Hier war kein Ausgang, durch welchen sie hätte weiter kommen können; sie mußte also in demselben das Ende des Besuchs abwarten. — Diesem Umstand verdankte sie eine Entdeckung, die ihre ganze Thatkraft von neuem belebte, und sie in ihrem Vorsatze, Strasburg zu verlassen, bestärkte.

Die Gräfin Rosenau hatte die Verhaftnehmung ihres Sohns mit vielem Mißvergnügen erfahren, als man ihr meldete, daß ihre Absicht, Sophiens dadurch ebenfalls habhaft zu werden, nicht gelungen war. Sie war von ihrem einmal gefaßten Vorurtheile gegen diese Verbindung nicht nur noch nicht zurückgekommen; sondern ihr Widerwille hatte auch mit den Jahren und mit der

gänz-

gänzlichen Entwöhnung von Sophiens Anblick und in dem Verhältnisse zugenommen, in welchem sie ihren Sohn eine seines Standes und seiner Geburt würdigere Wahl treffen zu sehn wünschte. Indessen gab sie die Hoffnung nicht auf, Sophien noch einmal in ihre Gewalt zu bekommen, oder ihren Sohn auf immer von ihr zu entfernen; und da sie, bis auf diesen Punkt, die besten Absichten in Ansehung Sophiens hegte, so glaubte sie auch ihre Beharrlichkeit in dem Bestreben, ihrer habhaft zu werden, vor sich und vor jedermann entschuldigen zu können. — Sie war schon so gut wie entschlossen, dem Gesandten zu schreiben, daß er die Befreiung ihres Sohnes bewirken möchte, als sie, gegen alle Erwartung, von ihm und an dem nemlichen Tage auch von der Marquise Julie, die bestimmte Versicherung erhielt, daß Sophie in Strasburg sey, und sogar bei ihrer Freundin, der Gräfin Dükastel, im Hause wohne.

Diese Nachricht überraschte sie sehr, und einen so großen Anstrich von Wahrscheinlichkeit man ihr auch gegeben hatte, so sah sie doch das Ganze, wenn nicht für eine Falle, in welche man sie und den Gesandten zu locken gesucht, doch für ein Mährchen an, das man ersonnen habe, um sie

von der wahren Spur abzuleiten. Diese letzte Meinung würde auch ganz gewiß die Oberhand bei ihr erhalten haben, wenn der Gesandte ihr seinen Gewährsmann angeführt hätte. Aber gleich vielen seiner Kollegen, die ihren Höfen Zeitungsnachrichten als die wichtigsten Entdeckungen mittheilen, hatte er sich wohl gehütet, die Marquise zu nennen. Durch diese scheinbare Uebereinstimmung erhielten jene Nachrichten bei der Gräfin Rosenau einen Grad von Wahrscheinlichkeit, welchen sie sonst schwerlich gehabt haben würden. Sie war jedoch noch weit entfernt, davon überzeugt zu seyn, und dies würde überhaupt um so schwerer gehalten haben, je bestimmter sie wußte, daß ihr Sohn das Glück gehabt hatte, der Gräfin Dükastel ein sehr lebhaftes Interesse einzuflößen, folglich eine Verbindung zwischen ihr und Sophien gar nicht gedenkbar war. Da man ihr aber die Existenz derselben dennoch so bestimmt versichert hatte, so glaubte sie das Ganze nicht völlig außer Acht lassen zu dürfen. Sie hatte sich ohnedies schon längst vorgenommen, ihre Freundin in Strasburg zu besuchen; bei dieser Gelegenheit mußte sich Alles aufklären, und bis dahin sollte ihr Sohn in der Bastille bleiben.

Um ihn jedoch nicht unnützer Weise zu lan-

ge seiner Freiheit zu berauben, reis'te sie gleich darauf nach Strasburg ab, und zwar ohne ihre Freundin zuvor davon zu benachrichtigen. Ihre Absicht war, sie zu überraschen, und es würde ihr wahrscheinlich auch gelungen seyn, wenn Heinrich sie nicht von ungefähr hätte ankommen sehen. — Sophie konnte in dem Zimmer, in welches sie sich geflüchtet hatte, jedes Wort, das neben an gesprochen wurde, verstehn, und sie ward aufmerksam, als sogleich, nach den ersten Höflichkeits-Bezeugungen, die Unterredung auf sie und den Grafen fiel. Seine Mutter erkundigte sich sehr angelegentlich nach seinen Verbindungen, nach der Marquise Julie und nach seinem plötzlichen Verschwinden, und da die Gräfin Dükastel ihr über jeden dieser Punkte Aufklärung gab, ohne nur ein einzigesmal der Theilnahme oder Einwirkung Sophiens zu erwähnen, so fing sie an Verdacht zu schöpfen, und den aus Paris erhaltenen Nachrichten einen verhältnißmäßig höhern Grad von Wahrscheinlichkeit beizumessen. Um ihrerseits zu ergänzen, was ihre Freundin nicht zu wissen oder ihr verbergen zu wollen schien, ließ sie sich sehr weitläuftig über die Liebe des Grafen zu Sophien aus, suchte das Unschickliche und Nachtheilige dieser Verbindung aus einander zu setzen, und indem sie

dies that, sich zugleich über ihre dagegen genommenen Maaßregeln zu rechtfertigen. Die Gräfin Dükastel hörte sie aufmerksam an, und wagte es, Sophien und den Grafen gegen seine Mutter zu vertheidigen. Sie zeigte dabei eine Wärme, eine Theilnahme, die einen tiefern Grund als den der Freundschaft haben mußte, und diese Bemerkung entging der Gräfin Rosenau um so weniger, da jene, im Feuer ihrer Rede, einzelner Umstände erwähnte, die sie nur von Sophien selbst erfahren haben konnte.

Diese Entdeckung gab dem schon gefaßten Argwohne der Gräfin Nahrung, und überzeugte sie, daß ihre Freundin mit den beiden jungen Leuten gemeinschaftliche Sache gegen sie gemacht habe. Aber räthselhaft schien ihr dies Benehmen nichts destoweniger; sie wußte, daß die Gräfin Dükastel ihren Sohn liebte, man hatte Sorge getragen, sie von Allem zu unterrichten, was zwischen Beiden vorgefallen war, und jemehr heftige Leidenschaft daraus hervorleuchtete, desto unbegreiflicher war es ihr, sie eine glückliche Nebenbuhlerin vertheidigen und gegen ihr eigenes Interesse in Schutz nehmen zu sehn. Je seltener solche Charaktere sind, je weniger es Frauen giebt, die aus Ueberzeugung und Grundsätzen freiwillig zurücktreten, und einer andern den Vorzug einräu-

men, je mehr hatte die Gräfin Mühe, den hohen Schwung der Imagination ihrer Freundin und die daraus entstehende Handelsweise mit der Natur der Leidenschaften und ihrer Lebhaftigkeit zu vereinigen.

Verstellung gegen ihre Freundin folgte der gemachten Entdeckung von der Theilnahme derselben an Sophiens Schicksal. Sie schien diese zu bedauern, und es kostete der Gräfin Dükastel, die sie von dieser Seite noch nicht kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatte, viel Mühe, ihr das Geheimniß von Sophiens Aufenthalt nicht sogleich mitzutheilen. Aber sie hatte sich über das Verschwinden ihres Sohnes geäussert, ohne sich bestimmt darüber zu erklären, und darüber wünschte die Gräfin genauer unterrichtet zu seyn. Mit einem Ausdruck, der Reue zu verrathen schien, erzählte jene ihrer Freundin den ganzen Zusammenhang; machte ihr auch kein Geheimniß daraus, daß sie geglaubt habe, ihr Sohn lebe irgendwo in Frankreich mit Sophien verborgen, und um Beide zu trennen, habe sie in Paris Beider Verhaftnehmung zu bewirken gesucht. Dieses Schicksal habe jedoch ihren Sohn allein getroffen, der nun in der Bastille Zeit zum Nachdenken über seine Thorheit und seinen Ungehorsam habe. Indessen sey sie schon halb und halb

entschlossen gewesen, ihn wieder in Freiheit setzen zu lassen, und würde es gewiß gethan haben, wenn sie nicht vor kurzem aus Paris selbst sehr sichere Nachrichten über Sophiens Aufenthalt bekommen hätte.

„Und darf man wissen, wer Ihnen diese gegeben hat?" — unterbrach sie die Gräfin Dükastel.

„Zwei Personen, die sehr genau davon unterrichtet zu seyn scheinen."

„Und so lange also Sophie nicht entdeckt ist, halten sie den Grafen in der Bastille?" — fragte die Gräfin Dükastel weiter.

„Kann ich es anders machen? — Dies ist das einzige Mittel, wodurch ich die Flüchtige bewegen kann, sich mir wieder zu überliefern; sie ist Schwärmerin, und sonach kann es gar nicht fehl schlagen. — Aber sie wollten ja wohl wissen, liebe Gräfin, wo man mir gesagt hat, daß ich Sophien suchen sollte? Lachen Sie nur über die Leichtgläubigkeit der Menschen! — Hier, in Ihrem Hause, — bei Ihnen, — schreibt man mir aus Paris, — würde ich sie finden."

Was der Ton dieser Worte Scherzendes und Bedeutungsloses hatte, das ersetzte der scharfe feste Blick, von welchem sie begleitet waren. Jenen würde die Gräfin Dükastel widerstanden ha-

ben, aber diesen konnte sie nicht ertragen, ohne auf ihrem Gesicht die Bestätigung der erhaltenen Nachricht lesen zu lassen. Die Gräfin Rosenau faßte die Spuren davon sogleich auf; sie hatte nun Gewißheit, und mehr verlangte sie in diesem Augenblicke nicht. Ihre Freundin sicher zu machen, sich in das alte Zutrauen bei ihr wieder einzuschleichen, Sophien mit Aufpassern zu umgeben, und ohne Geräusch und Aufsehn sich ihrer zu bemächtigen — dies war der heimliche Plan, welcher nach dieser Entdeckung vor ihre Seele trat, und dem ihre Freundin es verdankte, wenn ihre Verlegenheit nicht noch höher gespannt, die Unterredung über diesen Gegenstand abgebrochen und von gleichgültigeren Dingen gesprochen wurde, bis sie sich entfernte.

Sprachlos stürzte nun Sophie der Gräfin Dükastel in die Arme; beide Freundinnen hielten sich fest umschlungen, sie sprachen kein Wort, aber ihre Seelen verstanden sich, und jeder Schlag des klopfenden Busens kündigte dem zagenden Herzen die nahe Trennung an.

Die Gräfin Dükastel versuchte es, ihre Freundin zu trösten, aber Sophie war schon entschlossen, und so kam jeder Trost zu spät. Die nun erhaltene Gewißheit, daß der Graf nur um ihretwillen seiner Freiheit beraubt worden war,

hatte sie unwiderruflich bestimmt; sie mußte ihn retten, für ihn dulden und ihm jedes Opfer darbringen, um ihm Glück, Zufriedenheit und Freiheit wieder zu geben. Dieser heroische Entschluß war die Frucht eines Augenblicks; die Gräfin Rosenau hatte kaum geäussert, daß es, bei der Verhaftnehmung ihres Sohnes, vorzüglich auf sie abgesehen gewesen sey, als er schon fest in ihrer Seele stand; sie triumphirte, daß es ihr endlich einmal so gut geworden war, dem Einzig Theuern mehr als Geliebte seyn zu dürfen. Schon glaubte sie seine Fesseln zu tragen, und das Bewußtseyn, ihm die Freiheit wieder gegeben zu haben, schuf ihr den Kerker zum angenehmsten Aufenthalt um. Im ersten Taumel dieser Schwärmerei wäre sie beinah aus ihrem Schlupfwinkel hervorgeeilt, und hätte sich der Gräfin Rosenau selbst überliefert. Aber die Falschheit derselben, und die gegen sie bewiesene gefühllose Härte hatten sich ihrem Gedächtniß so tief eingepräget, daß sie ihr Schicksal lieber dem größten Barbaren, als dieser stolzen, blos für Konvenienz lebenden Frau, anvertraut hätte. Alles wollte sie über sich ergehen lassen, wenn sie nur nicht mehr in ihre Gewalt käme, und dieser Abscheu bewog sie, ihren Aufenthalt nicht zu entdecken, und den abentheuerlichen Gedanken auszuführen, die Be-

freiung des Grafen in Paris persönlich zu bewirken.

Sie hatte sehr richtig vorausgesetzt, daß man sie nicht würde reisen lassen, wenn sie irgend Jemand mit ihrer Absicht bekannt machte. Um also von dieser Seite keine Schwierigkeit zu finden, verrieth sie ihr Vorhaben nicht mit einer Miene. Aber dies war noch nicht genug; sie mußte auch wissen, wie sie reisen sollte, ohne entdeckt zu werden, und wenn sie glücklich bis nach Paris käme, an wen sie sich dort wenden sollte, um des Grafen Befreiung gegen ihre Verhaftnehmung zu bewirken. Hätte sie Zeit gehabt, einen jeden dieser Umstände zuvor genau zu überlegen, so würde ihre weibliche Verschlagenheit sie ihren Zweck vollkommen haben erreichen lassen. Aber jeder Tag, den sie jetzt in Strasburg länger weilte, war ein Jahrhundert für ihren gefangenen Freund; wenn er gerettet werden sollte, mußte es bald, so schleunig als möglich geschehen, oder seine Retterin erwarb sich nur ein halbes Verdienst um ihn. Ueberdies mußte sie befürchten, daß Andere ihr darin zuvor kommen und ihr diesen Triumph entreißen würden. Sie begnügte sich also, von der Gräfin Dükastel sich die nähern Umstände seiner Verhaftnehmung erzählen zu lassen. Des Ritters

Adresse wußte sie sich unbemerkt zu verschaffen; vom Gouverneur selbst erfuhr sie, wie man am bequemsten und schnellsten nach Paris reisen könne, ohne angehalten oder erkannt zu werden, und ehe vier und zwanzig Stunden verflossen waren, hatte sie, mit Hülfe ihrer männlichen Kleidung, schon die nöthigen Anstalten getroffen, um mit der ersten Postkutsche nach der Hauptstadt abzugehen.

Die Gräfin Dükastel fand ihren Vorschlag, sich auf eine Zeitlang nach Froheneck zu begeben, den Umständen sehr angemessen, und hatte nichts dawider, als Sophie schon den folgenden Tag dahin abging. Man glaubte dadurch ihre Aufpasser irre zu führen, und da es doch möglich war, daß die Gräfin Rosenau, so lange sie in Strasburg blieb, ihre ehemalige Pflegetochter zu sehen bekommen konnte, so schien ihre Entfernung für den Augenblick der einzige Ausweg zu seyn, wodurch allen wahrscheinlichen Gefahren vorgebeugt wurde. Aber auch ganz unbemerkt mußte Sophie sich nach Froheneck begeben, und dies ging um so leichter an, da sie in Gesellschaft der Gräfin Dükastel schon sehr oft dort gewesen war, und auf dem nächsten Dorfe einen Wagen nehmen konnte, wenn ihr das Gehen zu beschwerlich würde. Sie bestand darauf, zu Fu-

ße und ohne alle Begleitung die Stadt zu verlassen, und ihre Freunde konnten nicht umhin, nachzugeben, da sich gegen ihre Gründe nichts einwenden ließ. Von Froheneck versprach sie ihnen sogleich zu schreiben; zu ihrer Aufnahme durften keine vorläufigen Anstalten getroffen werden; ein Brief vom Gouverneur war hinreichend, um ihr dort jede Bequemlichkeit zu verschaffen.

Mit Thränen im Auge und innig gerührt entriß sie sich der Umarmung der Gräfin Dükastel; sie waren Beide mehr erschüttert, als sie es erwartet hatten, und Sophie hatte alle ihre Fassung nöthig, um in diesem entscheidenden Augenblicke ihren geheimen Plan nicht zu verrathen.

Es war vier Uhr Nachmittags, als sie die letzte Wache am Thore hinter sich hatte. Da der Wagen in kurzer Zeit nachkommen mußte, so ging sie langsam die Allee hinunter, und lagerte sich am Ende derselben hinter einer Hecke. Sie durfte hier nicht lange warten; das Knallen der Peitsche weckte sie sehr bald aus dem Nachdenken, in welches sie versunken war; die Postchaise hielt still, Sophie stieg ein, und mit Sonnenuntergang hatte sie schon mehrere Stationen zurückgelegt. Sie war ganz allein mit dem Schirrmeister, und würde bange gewesen seyn, daß sie mit einem Manne mehrere

Nächte durchreisen sollte, wenn sie hätte vermuthen können, daß ihr Geschlecht ihm bekannt sey. Aber sie konnte ganz ruhig seyn, denn man hielt sie allgemein für einen jungen Menschen, der nach Paris reis'te, um dort seine Erziehung zu vollenden. Vor den Frauen nur mußte sie sich in Acht nehmen, denn diese ließen sich weder durch ihre Kleidung, noch durch ein gewisses entschlossenes Aeußere, das sie anzunehmen suchte, abhalten, ihr Geschlecht zu errathen, und wo dies nicht der Fall war, kam man ihr mit Anträgen entgegen, die sie weder annehmen, noch geradezu von sich zu weisen wagen durfte. Ohne die außerordentliche Schnelligkeit, mit welcher die Post allenthalben befördert wurde, würde sie gewiß manche komische und kritische Auftritte erlebt haben. Aber wenn sich irgendwo eine solche Scene kaum angesponnen hatte, knallte der Postillion, der Schirrmeister rief: „Eingestiegen!" sie mußte sich losreißen, und gaffend sahen ihr die Umstehenden nach, wie sie zum Orte hinausrollte, und stritten sich den ganzen Tag und die ganze Woche darüber: ob sie ein Mädchen oder ein Junge, verdächtig oder nicht, entsprungen, entlaufen, entführt, und weiß Gott, was Alles sey.

Je mehr sie sich Paris näherten, desto auf=

merksamer schien man auf sie zu werden, und dies setzte sie in nicht geringe Verlegenheit. Hierzu kam noch der Umstand, daß sie gar keinen bestimmten Entschluß gefaßt hatte, wie sie sich in Paris benehmen und des Grafen Befreiung bewirken wollte. Als sie sich vorgenommen hatte dahin zu gehen, glaubte sie, es sey genug, wenn sie nur dafür sorgte, wie sie die Reise am sichersten zu machen, und an wen sie sich bei ihrer Ankunft in Paris zu wenden hätte. Aber diese Maaßregeln waren im ersten Taumel des Enthusiasmus genommen worden; selten reichen sie über denselben hinaus, und nur zu bald zeigt sich alsdann ihre Unzulänglichkeit. Dies war auch mit Sophien der Fall, und vermehrte jetzt auf eine ganz besondere Art ihre Verlegenheit. Daß sie aufs Gerathewohl nicht hätte die Reise unternehmen und eben so wenig das ganze Gelingen ihres Plans den Umständen und dem Zufall überlassen sollen, dies fühlte sie sehr lebhaft, und doch wußte sie nicht, wie sie ihre Uebereilung sogleich wieder gut machen oder dies Alles hätte vorhersehen sollen, ohne sich bei ihren Freunden in Strasburg zu verrathen. Sie hatte und dachte im Grunde nur eine Idee, und an diese schloß sich der ganze übrige Befreiungsplan des Grafen an. Nur keine bestimmte Vorstellung

hatte sie weder von seinen Theilen, noch von der Folgezeit derselben, sie lagen alle verwirrt und dunkel in ihrer Seele, und sollten sich in dem nemlichen Verhältnisse daraus entwickeln, in welchem es der Fortgang der Begebenheiten nöthig machen würde.

So kam sie an der Barriere der Vorstadt St. Antoine an. — Sie wußte, daß der —sche Gesandte den Grafen hatte verhaften lassen; durch ihn hoffte sie seinen Aufenthalt zu entdekken, zu ihm zu gelangen, ihn zu befreien und seine Stelle im Kerker einzunehmen. — Mehr dachte sie sich in diesem Augenblicke nicht, und hätte man die Postkutsche an der Barriere angehalten, sie würde, voll von dieser Idee, sich bei dem ersten Pariser nach der Wohnung des — — schen Gesandten, der Bastille und dem Grafen Rosenau erkundigt haben. Zum Glück für sie rollte die leichte Postchaise in die Straßen hinein, bog in die Boulevards ein, und brachte ihr so viel mannigfaltige und neue Gegenstände vor's Auge, daß sie über der Menge derselben und ihren unaufhörlichen Abwechselungen am Ende gar nichts mehr zu denken fähig war. Der Schirrmeister, ein Pariser von Geburt, nannte ihr jede Straße, vor welcher sie vorbeifuhren. Eingenommen für seine Geburts-

stadt, wie es Pariser nur seyn können, machte er sie auf Alles aufmerksam, was, nach seiner Meinung, in keiner andern Hauptstadt angetroffen würde; die hier befindlichen Theater stellte er ihr als die würdigsten Tempel Thaliens dar, Häuser, Palläste und öffentliche Gebäude waren ihm Meisterwerke der Kunst, und ihre Bewohner die feinsten und gebildetsten Menschen.

Auf dem Place des Victoires gerieth der gute Mann fast außer sich; ein Monument, wie das hier befindliche, behauptete er, hätte keine Nation. Er sey in seinem Leben schon viel gereis't, aber noch nie sey ihm etwas Aehnliches vorgekommen, und so wie der große König einzig in seiner Art und von keinem übertroffen sey, so wäre auch sein Denkmal, und verdiente, daß man vor ihm mit eben der Ehrfurcht den Huth abzöge, wie vor dem Allerheiligsten. Der Schirrmeister war ein guter Franzose und wußte sich Etwas damit. Nur hatte er die Wuth, seinen Patriotismus jedem Fremden auf eine wirklich lästige Art vorzudemonstriren, und wer ihn darin unterbrach oder ihm widersprach, der zog die ganze Allgewalt seiner Zunge auf sich, und hatte nicht eher Ruhe vor ihm, als bis er ihm das Tugendregister aller Könige von Frankreich, von Heinrich IV. an bis auf Ludwig XVI. auseinan-

der gesetzt hatte. — Sophie stand besonders gut bei ihm angeschrieben, weil sie bisher immer zu Allem Ja sagte, was er ihr gepredigt hatte; nur hier versah sie es auf einmal und zog sich seinen ganzen Unwillen zu. Daß sie vor dem Monumente den Huth nicht abnahm, ließ er ihr hingehen, weil es die meisten Pariser eben so wenig thun; aber daß sie es wagte, die dabei zum Grunde liegende Idee mehr noch, als die Ausführung selbst zu tadeln, dies konnte er ihr nicht vergeben; und ich bin überzeugt, wäre sie in diesem Augenblicke mit ihm von Paris nach Strasburg abgereis't, so wie sie von dort ankamen, er würde auf der ganzen Reise weder gegessen noch getrunken haben, um nur keine Minute Zeit zu verlieren, ihr die Vortrefflichkeit derselben begreiflich zu machen, und sie würden angekommen seyn und er hätte gewiß den zehnten Theil seiner Rede noch nicht anbringen können.

Dies schmerzte ihn jetzt wirklich am meisten; denn sie hatten nur noch eine Straße zu passiren, um an der Post anzulangen. Aber Sophie sollte deswegen seiner Redseligkeit nicht entgehen; sobald er seine Geschäfte abgemacht haben würde, versprach er, sie im Hotel de Toscane aufzusuchen. Ein Fiacre brachte sie in das Hotel; man wies ihr

im

im dritten Stock ein niedliches Zimmer an, und bekümmerte sich weiter nicht um sie. Diese Bescheidenheit gefiel ihr außerordentlich; sie konnte nun ungestört über ihre Lage nachdenken, war der Gefahr, entdeckt zu werden, weniger ausgesetzt, und erhielt die nöthige Ruhe, um alle Vorkehrungen zu treffen, die ihre Verhältnisse nothwendig machten. So brachte sie die erste Nacht in Paris zu; Niemand, außer dem Hauswirth, hatte sie gesehen, und sie hatte noch mit keinem andern Menschen, als mit ihm, gesprochen.

Der erste Gegenstand, womit sie sich den Morgen nach ihrer Ankunft sehr ernstlich beschäftigte, war ihr Anzug. Sollte sie die Mannskleider beibehalten oder die ihres Geschlechts anlegen? Diese Frage mußte entschieden werden, ehe sie einen Schritt aus dem Hause thun durfte. In Beiden war sie gleich großen Gefahren und Unannehmlichkeiten ausgesetzt; sie machte sich verdächtig, wenn sie sich auf einmal als Mädchen zeigte, und errieth man ihr Geschlecht, so war sie in Mannskleidern dem Argwohn noch weit mehr ausgesetzt. Diese Umstände hatte sie bei ihrer Abreise von Strasburg ganz in Anschlag zu bringen vergessen, weil sie dort in dem Hause der Gräfin Dükastel ihr Geschlecht so leicht hatte verbergen können. — Es gehört auf-

ßerordentlich viel Uebung und Weltkenntniß dazu, um irgend einen angenommenen Charakter so zu behaupten, daß Niemand Verdacht schöpft, und doch bildete sich die gute, unschuldige und unerfahrne Sophie ein, die Pariser Weiber und Mädchen über ihr Geschlecht zu täuschen, indem sie beschloß, ihre männliche Verkleidung beizubehalten. Hätte sie eine weniger ausgezeichnete Figur gehabt, sie würde nicht soviel dabei gewagt haben, weil sie alsdann nicht so sehr aufgefallen wäre. Aber ihr schönes Auge, das glückliche Ebenmaaß und der Ausdruck ihrer Gesichtszüge, ihr blondes Haar, die sanfte Grazie, die jede ihrer Bewegungen auszeichnete, das Schüchterne und Bescheidene ihres Anstandes und das Harmonische ihrer Stimme, Alles mußte nothwendig einen jeden, der sie sah, aufmerksam darauf machen, und wenn nicht immer ihr Geschlecht verrathen, doch sie Anträgen aussetzen, von welchen sie keine Begriffe haben konnte.

Sophie fühlte das Mißliche ihrer Lage in Paris sehr lebhaft; aber sie wußte es nicht abzuändern, und im Grunde lag ihr auch wenig daran, was man von ihr dachte, wenn sie nur dadurch nicht abgehalten wurde, ihren Zweck zu erreichen. Um selbst keine Veranlassung dazu zu geben,

nahm sie sich vor, ihr Zimmer nicht anders, als im höchsten Nothfall, und zwar nur in den Augenblicken zu verlassen, wo ihr Schicksal seiner gänzlichen Entscheidung nahe seyn würde. Ihrem Plane nach, sollte der Gesandte von ihrer Anwesenheit in Paris unterrichtet werden, ohne jedoch ihren Aufenthalt zu erfahren; sie wollte mit ihm wegen der Befreiung des Grafen in Unterhandlung treten und sich ihm selbst als Gefangene überliefern, wenn er ihr die schriftliche Versicherung ausstellte, daß man sie weder mißhandeln, noch der Gräfin Rosenau ausliefern wolle. Dieser Plan setzte eine Verschlagenheit und Kenntniß des Terrains voraus, wie sie Sophie nicht hatte und auch nicht haben konnte. Aber sie rechnete dabei stark auf den Beistand des Ritters, und um mit ihm zuvor Alles genau zu überlegen, auch von ihm zu erfahren, was er über die Schicksale des geliebten Freundes entdeckt hätte, lud sie ihn, sobald es der Anstand erlaubte, durch ein Billet zu sich ein.

Der Ritter war gleich nach seiner Ankunft in Paris in eine Intrigue verwickelt worden, die ihm nur gerade so viel Zeit übrig ließ, um sich über die Lage seines Freundes einige höchst unzuverlässige Nachrichten verschaffen und die Schritte der Marquise Julie beobachten zu können. Als

Mann von Kenntnissen, feiner Bildung und sehr angenehmer Gesellschafter, suchte man ihn in allen Kotterien zu fixiren; jede Frau, die er einige Minuten lang unterhielt, war stolz darauf, denn nun konnte sie gewiß seyn, daß sie nicht zum Trosse der gewöhnlichen Weiber gehörte, und machte er einer von ihnen gar den Hof, so ward sie auch sogleich der Gegenstand des Neides ihrer Freundinnen. Diese günstige Stimmung des schönen Geschlechts wurde an keinen Undankbaren verschwendet; der Ritter wählte mehr mit Geschmack als Ueberlegung, und hatte wirklich in den ersten vierzehn Tagen keine Ursache, sich über die Frau von Dalancourt zu beschweren. Aber destomehr suchte sie im Geheim Alles von ihm zu entfernen, was den Eindruck, welchen sie auf ihn gemacht hatte, schwächen oder verwischen konnte; alle seine Leute standen in ihrem Solde, sie kannte jeden seiner Schritte, und so frei er sich dünkte, so durfte er sich doch niemals über die Grenzlinie hinauswagen, die sie seinem Wirkungskreise unbemerkt gesteckt hatte. Als Mann von Welt und Erfahrung konnte nur eine nicht gemeine Frau sich eine solche unsichtbare Gewalt über ihn anmaßen, und da dies die Frau von Dalancourt war, und der Ritter theils sein Interesse dabei fand, sich nur innerhalb ih-

rer Netze zu bewegen, theils auch sie nicht allezeit ahnete, so ward es ihr um so leichter, ihn nach ihren jedesmaligen Absichten zu lenken. Dabei wußte sie meisterhaft ein sehr bescheidenes Aeußere zu beobachten; sie verstand zu herrschen, ohne den Anschein davon zu haben, und wenn sie gehorchte und nachgab, geschah immer gerade dasjenige, was sie beabsichtigt hatte.

Von allen Schwächen des Ritters schien ihr seine Flatterhaftigkeit die gefährlichste; sie zitterte, wenn er in Gesellschaften solche Weiber unterhielt, von denen sie bestimmt wußte, daß sie Absichten auf ihn hatten; wenn er sie verließ, befürchtete sie jedesmal, ihn um ein gutes Theil kälter oder gar nicht mehr zu sich zurück kehren zu sehen, und so wie sie in seiner Gegenwart stets neue Reize entfaltete und jeden Tag liebenswürdiger zu seyn bemüht war, so wandte sie auch seine Abwesenheit an, um sich zu seinem Empfange vorzubereiten, und Alles zu entfernen, was ihn ihren Umarmungen entreißen konnte. Aus diesem Grunde wurde ihr auch das Billet überliefert, welches Sophie an ihn geschrieben, und unglücklicherweise zu einer Zeit in seiner Wohnung hatte abgeben lassen, als er ausgegangen war. Da die Frau von Dalancourt eine Frauenzimmerhand zu erkennen glaubte und ihr

argwöhnischer Charakter sie in der Verfasserin des Briefes sogleich eine Nebenbuhlerin erblicken ließ, so nahm sie keinen Anstand, das Billet zu erbrechen. Sophie schrieb dem Ritter, daß sie unter ihrer gewöhnlichen männlichen Verkleidung in der bewußten Angelegenheit nach Paris gekommen sey und im Hotel de Toscane logire; sie bat ihn, sobald als möglich sich zu ihr zu bemühen und zum zweiten Male die schöne Rolle ihres großmüthigen Retters zu übernehmen.

In diesem Billet war, bis auf die Verkleidung und die bewußte Angelegenheit, im Grunde gar nichts Verdächtiges enthalten. Aber die Frau von Dalancourt hatte von den Strasburger Verbindungen ihres Anbeters die seltsamsten Dinge gehört — die Entfernung hatte das dort Vorgefallene dazu umgeschaffen — Sophie schien ihr geheimnißvoller zu seyn, als sie es sich wollte merken lassen, und übrigens hätte sie kein Weib seyn müssen, wenn sie nicht diese Gelegenheit benutzt hätte, um im Namen des Ritters ein Abentheuer zu bestehen, dessen Ausgang ihr auf keinen Fall gleichgültig seyn konnte. — Sie ließ sogleich anspannen; der Wagen fuhr vor. „In's Hotel de Toscane!" — befahl sie beim Einsteigen, und während sie da-

hinrollte, überlegte sie erst, unter was für einem Vorwande sie sich bei Sophien einführen sollte.

Das Stockwerk und die Nummer des Zimmers, in welchem sie anzutreffen seyn würde, waren in dem Billet genau bemerkt; sie fand daher Beides ohne Mühe. Eine klagende Stimme, von einer Harfe begleitet, tönte ihr aus dem Gange entgegen, in welchem Sophie wohnte; um die Sängerin durch ihre plötzliche Erscheinung nicht zu unterbrechen, horchte sie einige Minuten lang im Vorzimmer, und Worte und Gesang waren dazu gemacht, ihren Argwohn zu rechtfertigen. Sie machte ein kleines Geräusch; Sophie schwieg, und die Frau von Dalancourt trat im eleganten Morgenanzug zu ihr in's Zimmer.

Die hohe Würde Sophiens, ihre Unschuld und die Reinheit der Seele, welche auch unter der männlichen Verkleidung aus ihrem ganzen Wesen hervorstrahlten, überraschten die Eintretende eben so sehr, als jene über die Erscheinung einer Frau bestürzt ward, deren Anzug und ganzes Aeußere keine von den Absichten verrieth, die man unter ähnlichen Umständen hätte voraussezzen können. Diese in dem nemlichen Augenblikke gemachten Entdeckungen brachten sie daher Beide zu gleicher Zeit auf die Idee, daß sie sich

geirrt hätten, und die Frau von Dalancourt fing wirklich schon an, sich deswegen zu entschuldigen. Ihrem angenommenen Charakter getreu, konnte jedoch Sophiens Galanterie dies nicht dulden; sie bot der Fremden einen Stuhl an und hatte Unbefangenheit genug, sich Glück zu wünschen, daß ihr der Zufall eine so schätzbare und liebenswürdige Bekanntschaft zugeführt habe. Dieses Kompliment ward mit einer gewissen Feinheit und Geläufigkeit angebracht, so daß die Frau von Dalancourt in Ansehung ihrer immer zweifelhafter ward. Sie befand sich in einer sonderbaren Lage, bei einem ganz fremden jungen Manne auf dem Zimmer, und wenn er zu ihrem Geschlechte gehörte, höchst wahrscheinlich bei einer eben so verschlagenen als gefährlichen Nebenbuhlerin, deren Feindin sie zu seyn um so mehr gezwungen war, je anziehender ihr Aeußeres schien.

Diese wechselseitigen Vermuthungen, dieser Argwohn und dieser bei Beiden zugleich sich äussernde Verdacht, waren das Werk einiger Sekunden; länger durften sie nicht überlegen; die Frau von Dalancourt mußte sich entweder entfernen oder über die Absicht ihres Besuchs näher erklären. Sie wählte das letztere, indem sie Sophien das an den Ritter geschriebene Billet zeigte, und sie fragte, ob sie es geschrieben habe?

So gern Sophie es geleugnet hätte, da schon der Ton der Fragenden, und eine gewisse kalte Geringschätzung, die ihn begleitete, sie nichts Gutes erwarten ließen, so verrieth sie doch ihr Gesicht, noch ehe sie die Antwort hervorgestammelt hatte.

„Darf ich Sie auch fragen, Madame," — fuhr sie schüchtern fort — „wie Sie zu diesem Billet gekommen sind?"

„Auf die natürlichste Weise von der Welt" — war ihre höhnische Antwort; — „der Ritter befand sich gerade bei mir, als man es ihm brachte, erkannte eine Frauenzimmerhand, nahm sich nicht die Mühe es zu erbrechen, und wollte es eben ungelesen zerreißen, als ich es aufgriff und ihn mit dem Inhalt bekannt machte; da er nicht Lust hatte, das angetragne Abentheuer zu bestehn, übernahm ich es, und so sehen Sie mich nun hier, mein schöner Herr, fest entschlossen, Ihre Eroberung zu machen."

Sophie sah sie starr von den Füßen bis auf den Kopf an; ihr Blick verrieth unverkennbar, was sie in diesem Augenblick empfand: es war Schmerz über getäuschte Hoffnung, Unwillen gegen den Ritter, und Verachtung gegen seine Geliebte.

„Nun, Sie sehen mich an," — fuhr diese fort, als sie keine Antwort erhielt; — „ich hoffe

doch nicht, daß Sie an meinen Worten zweifeln? Oder verlangen Sie noch stärkere Beweise von der Aechtheit meiner Sendung?"

„Madame!" — nahm Sophie nun kalt und ernst das Wort — „wenn Sie im Namen des Ritters hier sind, so wird er Sie auch mit der Absicht meiner Reise bekannt gemacht haben und"

„O, ganz gewiß! wie können Sie daran zweifeln? Uebrigens braucht man Sie nur eine Minute lang zu sehn, um sogleich die Absicht zu errathen, in welcher Sie einen Mann, wie der Ritter ist, aufsuchen können."

Sophie, ohne sich irre machen zu lassen, fuhr fort, wo man sie unterbrochen hatte: — „und kennen Sie die Absicht meiner Reise, so muß ich mich mit Recht verwundern, wie Sie sich gegen mich einen Ton, ein Benehmen erlauben können, das Sie und mich gleich stark herabsetzt, und sich für meine Lage um so weniger schickt, je größere Ansprüche ich auf den Schutz und das Mitleiden eines Jeden zu haben glaube."

Diese letzten Worte sprach sie mit einer Würde, welcher Frau von Dalancourt nicht widerstehn konnte. Aber gerade je mehr Vorzüge Sophie entwickelte, je gefährlicher schien sie ihr

und je mehr glaubte sie ihr den Ritter verdächtig machen zu müssen. — „Eben deswegen" — antwortete sie — „eilte ich ja so sehr, Ihnen, meine kleine Schöne, jede Hülfe, die Sie in Paris zu Ihrem Fortkommen nöthig haben können, anzubieten. Sie verkennen wahrlich meine und des Ritters Absichten; Ihr Glück interessirt uns Beide ausserordentlich, und Sie dürfen nur befehlen, wie und worin wir Ihnen dienen können, so sollen Sie sehn, wie sehr ich mir es angelegen seyn lassen will, Ihre Wünsche zu befriedigen. Nur eins bitte ich Sie; den Ritter beschweren Sie nicht damit. In Strasburg, ja, da mag es ganz anders gewesen seyn; aber nicht alles gefällt in der Hauptstadt, was in der Provinz interessirt. Dies schlagen Sie sich nur aus dem Sinn, und Sie sollen, hoffe ich, vollkommen mit mir zufrieden seyn."

Sophie fing hier vor Schaam und im tiefen Gefühl des ihr angethanen Unrechts an, bitterlich zu weinen; sie war auf jede andere Mißhandlung, von Seiten ihrer Feinde, in Paris gefaßt gewesen, nur auf diese nicht, nicht auf Beleidigungen, welche die Reinheit ihres Herzens und den Adel ihres Charakters und ihrer Grundsätze angriffen, und am allerwenigsten hatte sie geglaubt, einer solchen Behandlung im Namen

des Ritters und von einer ihres Geschlechts ausgesetzt zu seyn, die sie in diesem Augenblick zum erstenmal sah, sonach nicht einmal dem Namen nach kannte. Da lag nun das schöne Gebäude, welches sie von der Befreiung ihres Geliebten, durch eigene Aufopferung, errichtet hatte, zertrümmert und vernichtet da! sie selbst war in ein Labyrinth gerathen, aus welchem sie sich nicht zu retten wußte, und die mächtigste Stütze, die sie in Paris hatte, der Ritter, war auf immer für sie verloren, wenn die Fremde wahr redete, oder ihn auch nur verhinderte, sie zu sprechen. Aber das erste konnte nicht seyn, dazu hatte sie eine viel zu gute Meinung von dem Ritter, und das andere mußte sie befürchten, so lange sie der Frau von Dalancourt nicht eine bessere Meinung von sich beibrachte. Doch dazu konnte Sophie sich so leicht nicht entschließen; ihr Stolz ließ es nicht zu, die Rechtfertigung ihrer Unschuld zu übernehmen, und indem sie damit zauderte, bestärkte sie jene immer mehr in der einmal gefaßten nachtheiligen Meinung. Man ward von beiden Seiten bitter, und sagte einander Dinge, die man bei mehr Ueberlegung, als höchst unanständig, verworfen haben würde.

Auch das sanfteste weibliche Wesen kann die Geduld verlieren, wenn man es bis aufs äußer-

sie treibt; Sophie hielt lange an sich, aber als es ihr endlich zu arg ward, fragte sie mit festem Ton und Blick: — „Darf ich Sie bitten, mir zu sagen, Madame, mit welchem Recht Sie sich herausnehmen, ein unschuldiges, wehrloses Geschöpf zu mißhandeln?"

Sieh da, das sanfte Täubchen braust auf!" — war ihre Antwort — „O, es steht Ihnen wunderschön, meine Kleine! fahren Sie fort Ihrem Herzen Luft zu machen; ich lerne Sie in dieser Stimmung vielleicht eher kennen, als wenn Sie in Ihren weiten Tugendmantel gehüllt bleiben."

„O möchten Sie dies! Sie würden mir in meiner Wohnung Kränkungen ersparen, die ich mir verbitten muß."

„Wirklich? — Nun ich will einlenken; lassen Sie uns über Ihre Angelegenheiten sprechen. Wie lange gedenken Sie diese Vermummung beizubehalten? Sie steht Ihnen nicht vortheilhaft, und ich zweifle, daß Sie darin Aufsehn erregen werden."

„Madame, wenn Sie in diesem Tone fortfahren, so zwingen Sie mich das Zimmer zu verlassen. Wollen Sie etwas für mich thun, besitzen Sie so viel Großmuth, und können Sie sich überzeugen, daß Sie keine Nebenbuhlerin

vor sich haben, so verschaffen Sie mir eine Unterredung mit dem Ritter. Sie dürfen dabei zugegen seyn, und ich hoffe, Sie werden dann einsehen, wie sehr Sie mich verkannt, wie unrecht Sie mich beurtheilt haben. Können Sie dies aber nicht, glauben Sie dabei zu wagen, nun dann, so überlassen Sie mich meinem Schicksal, und spotten Sie einer Unglücklichen nicht, die sich stark genug fühlt, Alles zu ertragen, nur keine Kränkungen ihrer Ehre."

Sophie verbeugte sich hier mit der ihr eignen Würde und verließ das Zimmer. — „Welch' eine Keckheit! Welch' ein Stolz!" — brach die Frau von Dalancourt los, als sie sich allein sah. — „Man muß gestehn, daß sie ihre Rolle ganz vortrefflich spielt. Sollte man nicht sagen, sie sey die Unschuld selbst? Und doch kommt sie von Strasburg, ganz allein in Mannskleidern, läßt den Tag nach ihrer Ankunft einen Mann zu sich bitten, den sie in der Provinz gekannt hat, hält sich verborgen und spielt die Tugendheldin, als sie sich entlarvt sieht. — Nein, meine Kleine, wir lassen uns dadurch nicht irre machen; entweder Sie geben den Ritter auf und ersetzen ihn durch einen Andern, den wir Ihnen zuschicken wollen, oder Sie machen eine kleine Promenade in die Salpetriere. — Ja, ja,

in die Salpetriere!" — und damit hüpfte sie zum Zimmer hinaus.

Indem sie noch unter dem Thorwege auf ihren Wagen wartete, jagte der junge de Bremont, ein vertrauter Freund des Vicomte Lafleche, in seinem Kabriolet vor dem Hotel de Toscane vorbei. Die Frau von Dalancourt kannte ihn, als einen der ersten Roues von Paris und wünschte sich Glück, daß ihn der Zufall ihr gerade in diesem Augenblicke zuführte. — „Halten Sie, Herr von Bermont, wenn Sie keine Eile haben" — rief sie ihm zu, und der junge Mann, so schnell er fuhr, war nichts destoweniger so galant, auf der Stelle anzuhalten, auszusteigen und sich ihre Befehle zu erbitten. Seiner Meinung nach, galten diese jedoch mehr seinem Fuhrwerke, als ihm selbst; er bildete sich ein, die Frau von Dalancourt sey wegen ihres Wagens in Verlegenheit; er bot ihr also, ohne sie weiter zur Sprache kommen zu lassen, oder zu fragen, sogleich den Arm, und wollte sie an sein Kabriolet führen.

„Einen Augenblick, Herr von Bremont, Sie sind ja außerordentlich eilig; Ihren Wagen brauche ich nicht, aber Sie selbst. Haben Sie Zeit mich anzuhören?"

„Eine Ewigkeit, wenn Sie befehlen. Aber

wie komme ich zu dem seltenen Glück, von Ihnen, Madame, einer Vertraulichkeit gewürdigt zu werden, die" —

„Die Sie weder erwarten, noch verdient zu haben fühlen? Nicht wahr, mein junger Herr? Aber seyn Sie ruhig, Sie wagen nichts bei mir, und mein Name, hoffe ich, soll Ihre Liste eben so wenig vergrößern."

„Sie sind mir ein unerklärbares Räthsel."

„Dacht ichs doch! Wenn man nicht gleich eine gewisse Saite berührt, die bei Herren Ihrer Art nur allein anklingt, so ist man ein unerklärbares Räthsel. Aber trösten Sie sich, Sie sind auch noch zu sonst etwas gut, und können mir jetzt einen sehr wesentlichen Dienst leisten."

„Befehlen Sie, und sollte ich auch nichts zu hoffen haben."

„Wie egoistisch! Aber da kommt mein Wagen. Lassen Sie Ihr Kabriolet hier halten, und wenn Sie wollen, machen Sie eine Tour mit mir in das Boulogner Wäldchen; unterweges erkläre ich Ihnen alles, und setze Sie dann wieder hier ab."

Sie stiegen ein, und fuhren nach den elysäischen Feldern, und durch diese in das Boulogner Wäldchen.

Als die Frau von Dalancourt Sophiens

Zim-

Zimmer verließ, war sie fest entschlossen, ihre Unschuld hinzuopfern, wenn sie keine Maske war, und war sie es, so mußte sie ihr diese nicht minder abreißen, theils um vor ihr nicht mehr erröthen zu dürfen, theils auch um ihr den Reiz derselben zu rauben, und sie eben dadurch für Männer weniger gefährlich zu machen. Sie ging gerade mit sich darüber zu Rathe, wem sie unter den jungen Leuten von ihrer Bekanntschaft den Auftrag geben wollte, sie zu rächen, als ihr das Ungefähr den Herrn von Bremont, einen eben so liebenswürdigen als verderbten Libertin, zuführte. Er gehörte zu den wenigen jungen Leuten, die zwischen Galanterie, Ausschweifung und Lüderlichkeit eine scharfe Grenzlinie zu ziehen verstehen, und sich nie aus den Schranken herauswagen, wegen deren Ueberschreitung ihnen der Zutritt in die ersten Häuser versagt werden könnte. Er war Meister in der Verstellungskunst, und wußte, je nachdem es die Umstände erfoderten, jede Maske vorzunehmen, und jede Rolle aufs Täuschendste zu spielen. Er war gesetzt und überlegend, flatterhaft, leichtsinnig und im höchsten Grade unbeständig; schwärmerisch, zärtlich und von den reinsten Gefühlen für Tugend, Sitte und Unschuld durchdrungen, und dann wieder spottend der Liebe, der Schaamhaftigkeit

und aller Grundsätze der Moral und des Anstandes; ganz der Sinnlichkeit ergeben, schien Plato keinen würdigern Schüler gehabt zu haben; jedes Mittel war ihm gleichgültig, wenn es nur zum Zweck führte; Feind jeder tugendhaften Frau, handelte er treulos und verrätherisch an denen, die schwach gegen ihn waren; keine Gefahr scheuend, brach er mit kühner Hand in jedes Heiligthum, und kaum hatte er den gesuchten Schatz daraus entwandt, als er schon wieder auf neuen Frevel bedacht war.

Dieser Mann, ein Original, wie sie Paris nur allein hervorbringt, versprach die Wünsche der Frau von Dalancourt zu übertreffen, wenn er Zeit und Lust hatte, gemeinschaftliche Sache mit ihr zu machen. Sie hatte ihn daher kaum erblickt, als sie beschloß, ihn zu gewinnen; und daß er sich so bereitwillig finden ließ, sie in das Boulogner Wäldchen zu begleiten, hielt sie für die glücklichste Vorbedeutung für ihre Absichten.

„Aber das ist doch komisch" — fing er an, als sie in die elysäischen Felder einbogen — „ich lasse mich von Ihnen entführen, ohne zu wissen, weswegen, noch wohin? und spiele eine Rolle, wie sie mir noch gar nicht vorgekommen ist."

„Daran zweifle ich nicht einen Augenblick, denn bisher entführten Sie ja wohl immer.

Aber das ist noch nicht alles; Sie sollen noch ganz andere Dinge erfahren, über die Sie staunen werden."

„Sie haben es doch nicht etwa darauf angelegt, mich zu fixiren?"

„Und das in allem Ernste."

„Nun dann bedaure ich Sie; denn länger als eine Ewigkeit — von höchstens vier und zwanzig Stunden, würde es mir kaum möglich seyn, treu zu bleiben."

„Seht doch! Ich glaube gar, Sie bilden sich ein, daß ich Ihre Eroberung machen will?"

„Und ist es nicht Ihre Absicht?"

„Ich muß gestehn, Sie besitzen eine ziemliche Dosis Eigenliebe. Wir kennen uns ja doch wohl, sollte ich meinen, und dann wäre es gewiß die größte Thorheit von der Welt, wenn wir Absichten auf einander hegten, die wir Beide weder zu erfüllen fähig, noch geneigt seyn können."

„Wahrhaftig, Sie haben recht. Es lebe die Offenherzigkeit! Aber noch weiß ich nicht, was Sie von mir wollen. Ist es eine flüchtige Liebschaft, oder ein Rendezvous, oder was ist es?"

„Keines von beiden; Ihre Unschuld ist nicht in der geringsten Gefahr, wohl aber Ihr Herz,

und zwar von Seiten eines Geschöpfs, wie Sie nicht im Stande sind, mir in ganz Paris ein ähnliches aufzuweisen."

„Das will viel sagen, sehr viel; aber lassen Sie hören."

„Eine allerliebste Kleine ist seit gestern in Paris; sie ist eine gute, einfältige Deutsche, die in Mannskleidern ihrem Geliebten nachgereiset ist. Dies muß ich wenigstens vermuthen, denn nur um eines Geliebten willen, kann ein deutsches Mädchen eine solche Thorheit begehn. Heute Morgen schrieb sie an den Ritter." —

„Jetzt begreife ich alles," — fiel ihr Bremont ins Wort — „Sie fingen das Billet auf, fanden, daß es eine Einladung zum Rendezvous enthielt, begaben sich selbst hin, trafen eine Schwärmerin, (denn das sollen die deutschen Mädchen alle seyn,) sahen vorher, daß sie Ihnen gefährlich werden könnte, wenn der Ritter sie entdecken sollte, beschlossen sie durch irgend einen Andern kapern zu lassen; ich komme Ihnen in den Weg, Sie halten mich an, führen mich in das Boulogner Wäldchen, fodern mich auf Sie zu retten und zu rächen, und zeigen mir als Belohnung ein paar blaue Augen, die himmlisch seyn würden, wenn sie der Glanz dieser schwarzen nicht verdunkelte."

„Keine Schmeicheleien, wenn ich bitten darf; die Sache ist sehr ernsthaft und keine Zeit dabei zu verlieren."

„Kann man ernsthafter seyn, meine Verehrungswürdigste? Lassen Sie umkehren; ich fliege zu der Kleinen, es ist zwölf Uhr, wir haben noch vier Stunden bis zum Mittage, mehr als ich brauche, um Ihnen jede Unruhe zu benehmen. Ein neuer Jason überreiche ich Ihnen im Herausgehn aus der Oper das goldene Vlies. Sind Sie damit zufrieden?"

„Sie sind unvergleichlich, lieber Bremont, wahrhaftig, zum Küssen."

„Und was hindert Sie daran?"

„Gehn Sie! Was würde die Welt dazu sagen?"

„O, allerliebst! diese Frage steht Ihnen vortrefflich. Sie fürchten wohl gar, an dem Ritter eine Untreue zu begehn?"

„Ohne Zweifel. Und können Sie mich deswegen tadeln?"

„Ganz und gar nicht. Aber fast hätte ich Lust Ihre Treue auf die Probe zu stellen."

„Sie würden Ihr Spiel verlieren."

„Wer weiß?"

„Ich versichere Sie, Sie würden nichts ausrichten."

„Unter keiner Bedingung?"

„Unter keiner, so lange ich den Ritter liebe."

„Auch wenn ich die schöne Deutsche nicht besuchte?"

„So würden sich Andere finden."

„Aber wenn ich sie den Ritter in die Arme führte?"

„Sie sind ein Teufel! — Ich gebe mich überwunden."

„Das ist etwas, aber es ist nicht genug."

„Nun, und was verlangen Sie noch mehr?"

„Ich verlange Beweise."

„Aber wie kann ich?"

„Alles, wenn Sie wollen, und sogar in Gegenwart des Ritters."

„Ich glaube, Sie sind verrückt."

„Ganz und gar nicht. Dies ist eben, was die Sache pikant macht."

„Und wie wollen Sie das anfangen?"

„Nichts leichter in der Welt. Aber wenn es nicht Verstellung ist, so möchte ich fast Ihre Unschuld bewundern. Doch davon diesen Abend ein Mehreres. — Ich steige an der Drehbrücke aus, und gehe durch die Tuillerien zu Fuß, ins Hotel de Toscane."

„Gehn Sie, Ungeheuer; nur bleiben Sie diesen Abend nicht aus.“

„Um Ihretwillen, oder wegen der kleinen Deutschen?“ — fragte er im Aussteigen.

„Wegen Beider“ — war die Antwort; der Wagen flog dahin, und die Frau von Dalancourt gestand sich mit Erröthen, daß Bremont ein Ungeheuer sey, welches man lieben müßte.

Sophie hatte tief gekränkt und erschüttert das Zimmer verlassen, um einem Arwohn auszuweichen, den sie von niemand, und am wenigsten von der Frau von Dalancourt verdient hatte. Sie befand sich in einer schrecklichen Lage; mitten in dem ungeheuren Paris fremd und von jedermann verlassen, allen Gefahren der Verführung ausgesetzt, und ohne einen Freund, der sie davor schützen, der sie retten konnte. Zu ihrem Glück übersah sie das Schauderhafte ihres Zustandes nicht in seinem ganzen Umfange. So rein, so unerfahren in den Künsten der Intrigue und Verführung, mußte sie schon vor jedem Worte zurückbeben, das mit ihren innern Gefühlen etwas grell abstach, und nun denke man sich die ganze Tendenz der gehabten Unterredung mit der Frau von Dalancourt! — Anfänglich verstand Sophie nicht sogleich ihr Gespräch,

und errieth von ihrer Absicht höchstens nur so viel, daß man sie für eine Nebenbuhlerin ansah. Aber als ihr das Ganze deutlich ward, als sie den entehrenden Verdacht zu ahnen anfing, den man gegen sie hegte, da empörte sich ihr Stolz; ihr inneres Gefühl regte sich mächtig gegen diese Beschimpfung, und ihre weibliche Würde, die Würde der Tugend und Unschuld, flößte ihr Muth zu einem Widerstande ein, den sie sich selbst kaum zugetraut hätte.

Dieser Zustand war jedoch zu gespannt, als daß er hätte von Dauer seyn können. Sophie sah sich kaum allein, als ihre Weiblichkeit in alle ihre Rechte wieder eintrat. Hingeworfen aufs Sopha, zerfloß sie in Thränen; sie kannte jetzt nur ein Gefühl, das ihrer Hülflosigkeit. Dazu kam die Gewißheit, daß sie sich noch manche Mißhandlung, noch manche Kränkung von der Frau von Dalancourt und von Andern würde gefallen lassen müssen, ehe ihre Unschuld und Reinheit der Seele allgemein anerkannt seyn, und sie den Zweck ihrer Reise erreicht haben würde. Und wer stand ihr dafür, daß sie ihren Eugen befreien, ihn je wiedersehen würde? Dieser Zweifel war eine natürliche Folge des ersten fehlgeschlagenen Versuchs; denn nichts macht uns bei einem jeden Unternehmen kleinmü-

thiger, als wenn wir, bei den ersten Schritten schon, auf unerwartete Schwierigkeiten stoßen.

Wie konnte Sophie sich einbilden, daß man sie in Paris für eine Geliebte des Ritters halten werde? Die Umstände mußten gerade so zusammen treffen, wie es geschah, um sie einer Stütze zu berauben, die ihr, aller Wahrscheinlichkeit nach, gar nicht fehlen konnte. — Unbekannt mit dem Geschäftsgange, mit dem Lokale und allen politischen Verhältnissen, durfte sie sich nun auch eben so wenig davon versprechen, wenn sie sich dem Gesandten überlieferte. Wer stand ihr dafür, daß sie dadurch ihren Zweck erreichte? Und konnte sie dieser Schritt nicht neuen Kränkungen ihrer Ehre und ihrer Unschuld aussetzen? — Sie mochte es überlegen, wie sie wollte, das Resultat war jederzeit, daß sie ohne einen männlichen Begleiter, ohne die Unterstützung eines Freundes, im höchsten Grade hülflos sey, und sich nicht schmeicheln dürfe, den ihr drohenden Gefahren zu entgehen oder ihren Zweck zu erreichen. — „Wie wäre es, wenn ich es noch einmal wagte, dem Ritter zu schreiben?" — dachte sie, als der erste heftige Schmerz vorüber war. — „Aber wenn es wahr ist, daß er mein erstes Billet ungelesen ließ, wird er es der Mühe werth halten, das zweite zu erbrechen? —

Doch ich kann mich nicht überreden, daß der Ritter so gleichgültig von mir denken sollte; er hat das Billet nicht erhalten; die wüthendste Eifersucht hat es ihm entzogen, und es käme nur darauf an, ihn von meiner Lage zu unterrichten, und ich bin überzeugt — Ja, so ist es am besten" — fuhr sie nach einigem Nachdenken in ihrem Selbstgespräch fort — „ich schreibe ihm nochmals, und sorge dafür, daß das Billet in seine Hände kommt. — Sie wollte sich eben an den Schreibtisch setzen, als Herr von Bremont hereintrat.

Sophie bemerkte sogleich an dem Eintretenden eine gewisse Dreistigkeit, die ihr gefährlich schien, und der sie vorbeugen mußte, wenn sie nicht einem ähnlichen Auftritt mit ihm, wie mit der Frau von Dalancourt ausgesetzt seyn sollte. Sie empfing ihn mit einem Blicke, in welchem der Ausdruck der hohen Weiblichkeit lag, dessen Allgewalt kein Mann widersteht und der den größten Wollüstling in die Schranken der Zucht und des Anstandes sogleich wieder zurückzuweisen im Stande ist. Sie erreichte ihre Absicht; denn verlegen stammelte ihr Bremont eine Entschuldigung her, von welcher sie kein Wort verstand. Aber indem sie sich vor Beleidigungen sicherte, ühlte sie auch, daß sie ihr Geschlecht verrieth;

denn den allgewaltigen Blick der weiblichen Unschuld, Hoheit und Würde, besitzt kein Mann, und diese Entdeckung machte sie beinahe eben so verlegen, wie ihren Besucher.

Zum ersten Male in seinem Leben wußte Bremont nicht, womit er die Unterredung anfangen sollte; aber auch noch nie hatte er sich in Gegenwart eines weiblichen Wesens befunden, das solche Gefühle in ihm erregt hätte, wie er sie, zu seiner größten Ueberraschung, in diesem Augenblick empfand. Es entstand nun zwischen Beiden eine Scene, die nicht stumm war, die aber ein Dritter auch gewiß nicht für beredt angesehen haben würde. Sophie und Bremont sprachen einzelne Worte, und waren offenbar bemüht, in das, was sie sagten, Verständlichkeit und Zusammenhang zu bringen; aber ihre Verlegenheit, und die große Verschiedenheit ihrer wechselseitigen Gefühle, machten es ihnen unmöglich, in den ersten Momenten ihrer Zusammenkunft, sich mit Unbefangenheit gegen einander zu erklären. Endlich erhielt bei Bremont der Gedanke die Oberhand, wie lächerlich ihn die Frau von Dalancourt in allen Gesellschaften machen würde, wenn er, dem jede weibliche Unschuld ein Spott, und Tugend eine Chimäre war, sich hier von diesen Phantomen abhalten ließe,

einen Sieg zu erringen, der gerade, wegen der ihn begleitenden Umstände, nur um so mehr Reize für ihn haben mußte. Als hätte ihn plötzlich ein anderer Geist beseelt, zeigte er sich nun als den liebenswürdigsten und kühnsten Verführer; er war ganz wieder der unwiderstehliche Liebling der Weiber, bereit zu drohen oder zu schmeicheln. Um aber ja keine falsche Saite zu berühren, fand er für gut, in Sophien das Geschlecht zu verkennen und den Jüngling erst zu verführen, damit er alsdann das Mädchen desto leichter verderben könne.

Diese plötzliche Veränderung in Bremonts Benehmen setzte Sophien in die größte Verlegenheit. Es war ihr unmöglich, die Rollen eben so schnell zu wechseln, und sie mußte entweder einem Unbekannten, der sich noch nicht einmal über die Ursache seines Besuchs erklärt hatte, das Geheimniß ihres Geschlechts verrathen, oder in einen Ton mit einstimmen, gegen den ihre Weiblichkeit sich mächtig empörte. Sie mochte sprechen oder schweigen, der Fremde ließ sich nicht abhalten, sie mit Reden zu bestürmen: versuchte sie, das Gespräch auf die Absicht seines Besuchs zu lenken, so wußte er ihm augenblicklich eine andere Wendung zu geben; schien sie empfindlich über das, was er sagte, so brach er sogleich da-

von ab, um sie durch einen andern Gegenstand wieder mit sich auszusöhnen. Nachdem sie lange vergeblich gesucht hatte, ihn entweder zu entfernen oder sein Benehmen gegen sie zu verändern, blieb ihr nichts übrig, als ihm ihr Geschlecht zu entdecken, und für dieses eine Schonung und Achtung zu fodern, die sie für den jungen Mann nicht hatte erlangen können.

Bremont schien von dieser Entdeckung äusserst überrascht zu seyn; aber im Geiste der wahren französischen Galanterie wußte er auch Vortheile daraus zu ziehen, und wünschte sich Glück, daß er zu den Füßen der holden Schönen einen Tribut legen dürfte, den ihre Reize von jedem Manne zu fodern das größte Recht hätten. In diesem Tone ward nun die Unterredung eine Zeitlang fortgesetzt. Sie war nicht mehr beleidigend für Sophiens Weiblichkeit; aber ihre Bescheidenheit, ihre Anspruchlosigkeit litten jetzt eben so sehr dadurch. Sie hätte Bremont gern nach dem Ritter gefragt, allein er ließ sie entweder nicht zu Worte kommen, oder that, als ob er ihn nicht kennte. Bei allem Aufwande von Witz, Liebenswürdigkeit, Galanterie und Verschlagenheit fühlte Bremont, daß er sich nicht im Geringsten seinem eigentlichen Zwecke näherte; es verging eine Viertelstunde nach der andern, und noch immer

ließ es sich nicht absehn, ob er überhaupt glücklich seyn werde.

Er beschloß nun, die Batterie zu ändern, lenkte allmählig ein, gab Sophien zu verstehen, daß sie in Paris ihr Glück machen könnte, wenn sie sich seiner Leitung anvertrauen wollte, und schilderte den Genuß des Lebens mit den reizendsten Farben; Tugend und Enthaltsamkeit wurden mit einigen treffenden Epigrammen abgefertigt, und die ganze Tendenz seiner Rede so eingerichtet, ihre Einbildungskraft zu erhitzen, und wo möglich einen schwachen Augenblick, ihr selbst unbemerkt, zu seinem Vortheil herbei zu führen. Der Gang, welchen er bei diesem neuen Angriff beobachtete, war so versteckt, so künstlich, daß nur die größte Unschuld oder die feinste Verschlagenheit das Verdächtige und Zweideutige, das in ihm lag, errathen konnte. Auf alle seine Ausfälle antwortete ihm Sophie, die nun das Gefährliche ihrer Lage immer mehr einsah, so bündig, so gefaßt, daß er oft in Verlegenheit gerieth und der Gedanke sich ihm aufdrang, ihrer zu schonen und sich nicht zum Werkzeuge der Rache einer Frau gebrauchen zu lassen, die er eben so sehr verachtete, als er die Unbekannte hochschätzen mußte. Aber es war um seinen Ruf geschehn, wenn er hier scheiterte, und dieser ging

ihm über Alles. — Da er gegen Sophiens Kopf nichts ausrichten konnte, so richtete er nun seine Angriffe auf ihr Herz.

Seiner chamäleontischen Natur nach ward er nun eben so bescheiden und sogar schüchtern, als er vorher kühn und unternehmend gewesen war. Diese neue Verwandlung hatte für ihn die vortheilhafteste Wirkung; dies zeigten ihm der von Sophiens Gesicht schwindende Ernst und ihre allmählig sich äußernde Stimmung zur Mittheilung. Sie hätte gern gewünscht, ihm ihr Herz zu öffnen; aber nach dem, was zwischen ihnen vorgegangen war, wie konnte sie es wagen, und noch überdies gegen einen jungen Mann, den sie zum ersten Mal sah! Allein es liegt zu sehr in der Natur eines jeden Unglücklichen, sich mitzutheilen und anzuschließen, wo er nur einen leisen Ton bemerkt, der mit seinem Innern harmonirt; und hat er auch keine Hülfe, keine Rettung zu erwarten, so findet er doch schon Trost und Linderung in dem Gedanken, Andere für seine Leiden empfänglich gemacht zu haben. — Die nun statt findende Scene ward eben so rührend und empfindsam, als die andern herzlos gewesen waren. Auch mit dieser Gattung war Bremont nicht unbekannt; so selten er in Paris Gelegenheit gefunden hatte, sich darin

zu üben. Das Studium ersetzte bei ihm den Mangel an Erfahrung; die Heloise diente ihm als Muster, und wo diese nicht ausreichte, ein Fall, der ihm zwar noch nie vorgekommen war, da, hoffte er, würde Richardson ihn gewiß nicht im Stiche lassen.

Freilich mochte er nie geglaubt haben, daß er je in eine so sonderbare Lage kommen würde, als die war, in welche er sich jetzt durch die Frau von Dalancourt versetzt sah. Bei seinen ersten Angriffen auf Sophiens Unschuld hatte er nur Gelegenheit gehabt, ihre körperlichen Reize und ihren Verstand zu bewundern; aber nun entwikkelte sie ihm ihre Gefühle, ihr Herz, und führte ihn in eine Sphäre weiblicher Vollkommenheit ein, wie er sie vorher nie gekannt, ja, deren Möglichkeit er nicht einmal geahnet hatte. Nach seinen vielfältigen Erfahrungen war er von jedem Mädchen, von jeder Frau überzeugt, daß bei ihren Verbindungen mit Männern, Sinnlichkeit oder Eitelkeit sie jedesmal leiteten, und verriethen sie auch manchmal Gefühle, die nichts mit jenen Schwächen gemein zu haben schienen, so hatte er am Ende doch immer gefunden, daß jene sie auf die Länge allemal überwogen.

Aus diesem Grunde benahm er sich nun auch ganz, wie ein Neuling, und fühlte lebhaft, daß er,

er, mit aller seiner Uebung, Frauen und Mädchen nach seiner jedesmaligen Absicht zu stimmen, hier nichts ausrichte. Sophie hingegen erhielt mit jedem seelenvollen Blick, der die tief aus dem Innern ihres Herzens kommenden Töne ihrer Rede begleitete, eine größere Gewalt über ihn; er gestand sich dies selbst ein, und doch wußte er sich keine Erklärung darüber zu geben, so wenig bekannt war er mit der Macht der Tugend und Unschuld. Wenn Sophie eine kleine Dosis Verstellungskunst, und mehr Kenntniß der Pariser Welt und Menschen besessen hätte, sie würde in diesem Augenblicke Alles aus ihm haben machen können. Aber sie hatte nur das Gefühl der Lästigkeit seines Besuchs, der Gefahr, welcher sie mit ihm ausgesetzt war, und den einzigen Wunsch, ihn sobald als möglich los zu werden. Bremont war nun eben so geschmeidig und furchtsam, als er vorher keck und unternehmend gewesen war; Sophie schien ihm ein Wesen höherer Art zu seyn, und seine Natur, seine Grundsätze waren plötzlich verändert worden. Daß er sie, so wie sie sich ihm jetzt zeigte, so engelrein, mit dem unwiderstehlichen Reiz der Unschuld, nicht zu verführen im Stande seyn würde, das fühlte er, und in seiner Seele stand sogar der Entschluß fest, sie gegen die Frau von

Dalancourt in Schutz zu nehmen, wenn diese sich von ihrer ungegründeten Eifersucht nicht zurück bringen ließe und sonst noch Anschläge auf ihre Tugend oder ihre Unabhängigkeit machen sollte.

In diesem Gedanken fühlte er eine gewisse Erleichterung, die ihn wieder mit sich selbst aussöhnte, und es freute ihn, eine Saite seines Herzens kennen gelernt zu haben, auf die er bei seiner wüsten Lebensart noch nie zu merken Gelegenheit gefunden hatte. Um den, von dem bessern Theile seines Ich, erhaltenen Sieg nicht unvollendet zu lassen, glaubte er nun auch sogleich Hand an's Werk legen zu müssen. Wie alle Schwärmer, die mit ihrer feurigen Einbildungskraft schnell einen Gedanken fassen, und wenn sie ihn kaum fixirt haben, nicht ruhen, bis er in That und Wirklichkeit übergegangen ist, eilte nun auch der Herr von Bremont Sophien bei der Frau von Dalancourt zu vertheidigen. Ehe er jene verließ, konnte er jedoch nicht Worte genug finden, seine Zudringlichkeit zu entschuldigen; nur von seinem Vorhaben verrieth er keine Silbe, er wollte ihr durch sein Benehmen zeigen, daß er auch Fehler wieder gut zu machen und ihren Werth zu schätzen verstehe.

Beim Herausgehn aus der Oper sollte er

der Frau von Dalancourt seinen Triumph verkündigen, so waren sie übereingekommen, und früher durfte er nicht hoffen, sie zu sprechen. Aber bis dahin dünkte ihm die Zeit zu lang; er wollte sobald als möglich die nähern Umstände von Sophiens Reise nach Paris erfahren, sich überzeugen, in was für Verhältnisse der Ritter mit ihr stehe, und wenn er fände, daß ihre Tugend, ihre Unschuld nicht Maske sey, und keine Leidenschaft sie taub gegen die Empfindungen machte, von welchen er sich für sie durchglüht fühlte, zu ihren Füßen Grundsätze und eine Lebensart abschwören, die mehr durch Betäubung der Sinne, als durch Genuß, auf Augenblicke froh und zufrieden machen. — Es war noch nicht sechs Uhr, als er schon in die Oper eilte und im Foyer den Anfang der Ouvertüre und die Ankunft der Frau von Dalancourt erwartete. Unruhig lief er die schimmernden Spiegelsäle auf und ab, er schien keinen von seinen Freunden zu kennen, jede Schöne ging heute unbemerkt bei ihm vorüber; man sah ihn mit sich selbst in einem heftigen Kampfe begriffen, und eine ganz ungewöhnliche Veränderung schien mit ihm vorgegangen zu seyn. Diese Nachricht hatten die jungen Leute schon in allen Logen verbreitet, und man erwartete nur das Ende des ersten Aufzu-

ges, um den Helden des Tages in seiner Verwirrung zu beobachten. Einige wagten die Beschuldigung: er sey verliebt; aber dawider stritten Weiber und Männer; man hielt ihn dieser Abweichung von dem guten Ton nicht fähig, und welche Schöne hätte sich schmeicheln dürfen, diesen Freigeist in der Liebe gefesselt zu haben?

Der Aufzug war noch nicht zu Ende, als man ihm die Ankunft der Frau von Dalancourt meldete; sie war von einigen Freundinnen begleitet, die, gleich ihr, aller ernsthaften Gefühle spotteten, und mit der seltenen Kunst begabt waren, durch Witz und Laune zu siegen, wo Grundsätze nicht Stich halten. Er sammelte sich einige Minuten lang und eilte zu ihnen in die Loge. Kaum erblickte ihn die Frau von Dalancourt, als sie ihm entgegen rief: ob man ihm Glück wünschen dürfte? und kaum hatte man ihn in ihre Loge treten sehen, als auch alle Uebrige sogleich darauf aufmerksam wurden. Wer die Stimmung der verschiedenen Kotterien kannte, mußte bemerken, daß irgend eine ungewöhnliche Erscheinung sie mehr, wie die Oper und alles Andere, beschäftigte. Der Herr von Bremont, dem dies jetzt erst auffiel, ahnete sogleich die Ursache davon, ließ sich aber dadurch nicht irre machen, und antwortete der Frau von Dalan-

court, daß er große Ursache habe, mit sich zufrieden zu seyn.

„Und mit mir doch auch, hoffe ich?“ — fuhr sie fort — „denn so Etwas findet man nicht alle Tage.“

„Ganz gewiß! Und ich zweifle sogar, ob es in ganz Paris Etwas giebt, das ihm gleicht.“

„Sie sind sehr enthusiasmirt, wie es scheint?“

„Das bin ich wirklich!“

„Dies pflegt doch sonst nicht der Fall zu seyn, wenn man schon glücklich war.“

„Das hängt von der Natur des Glücks ab, welches man genossen hat.“

„Giebt es denn mehr als ein Glück für Sie?“

„Sonst nicht; aber seit ungefähr sechs Stunden habe ich eins kennen gelernt, von dessen Daseyn ich sonst nichts wußte.“

„Ich falle aus den Wolken, Herr von Bremont! O, die allerliebste Geschichte! — Sie? — Sie? — Nein, Sie wollen mich mit einem Mährchen unterhalten, um sich in der Folge über mich lustig machen zu können, wenn ich gutmüthig genug bin, es zu glauben.“

„Was ich Ihnen sage, ist weder Mährchen, noch übertrieben; und so lächerlich ich der Ge-

sellschaft vorkommen mag, scheue ich mich doch nicht, das Geständniß abzulegen, daß Ihre Unbekannte mich mit weiblichen Reizen bekannt gemacht hat, wie ich sie vorher noch nirgends gefunden hatte."

„Das ist nicht sehr schmeichelhaft für uns; aber ich für mein Theil lasse es Ihnen gern hingehen, und wünsche Ihnen sogar Glück, daß Ihre Erwartungen übertroffen worden sind."

„Das sind sie, und zwar auf eine Art, daß ich bis jetzt noch nicht wieder zu mir selbst habe kommen können."

„Nun, so erzählen Sie doch, wie benahm sich die Kleine? widerstand sie tapfer? — Ich hoffe, sie wird doch wenigstens eine Zeitlang die Vestalin gespielt haben? — sonst wäre sie ja keine Deutsche!"

„Nicht gespielt, meine gnädige Frau, hat sie die Vestalin, dies braucht sie nicht; ihre Unschuld, ihre Tugend machen sie selbst dazu, und um Ihnen auf einmal einen Irrthum zu benehmen, in welchem ich Sie ungern sehe, muß ich Ihnen geradezu gestehen, daß ich die Unbekannte mit Gefühlen und einer Ehrerbietung verlassen habe, wie noch kein weibliches Wesen sie mir einzuflößen im Stande gewesen ist."

„Nein, das ist zu arg!" — rief hier auf

einmal die ganze Loge, und es entstand ein so gellendes Gelächter, daß man Mühe hatte, es vor dem Publikum zu verbergen.

„Sie sind von dem allen nicht unterrichtet" — nahm hier die Frau von Dalancourt das Wort, indem sie sich zu der übrigen Gesellschaft wandte; — „aber ich versichere Sie, es giebt nichts Komischeres, als diese Schwärmerei des jungen Herrn da." — Sie erzählte den ganzen Vorfall, nicht wie er sich wirklich zugetragen hatte, sondern wie es für ihre Absichten paßte, und der arme Bremont erschien in eben dem Verhältnisse nur um so lächerlicher, in welchem sie es wahrscheinlich zu machen wußte, daß Sophie nichts weiter, als eine ganz gemeine Abentheurerin sey. — „Wahrhaftig" — so schloß sie ihre Erzählung — „wäre ich nicht fest überzeugt, daß das Ganze nur ein zu unserer Unterhaltung ersonnenes Mährchen, oder eine kurze, bald vorübergehende Raserei ist, ich würde dafür stimmen, Sie ins Bicetre, und Ihre Dulcinee in der Salpetriere unterzubringen; denn so wie Ihr da seyd, gehört Ihr Beide in's Narrenhaus!"

„Nicht anders!" ertönte es in der ganzen Loge wieder; die anwesenden Schönen fanden sich beleidigt, wenn seine Schilderung der Unbe-

kannten nicht übertrieben war, und doch war jede überzeugt, daß sie es seyn müßte, da weibliche Tugend und Unschuld in ihren Augen nichts als Luftgebilde waren, womit man Leichtgläubige und Einfältige in Sorglosigkeit einwiegte. — Das Betragen des Herrn von Bremont im Foyer und die lebhafte Unterhaltung der Frauen in der Loge, erregte allgemeine Aufmerksamkeit; ehe eine Viertelstunde verging, war jener der Gegenstand des Spottes von halb Paris, Weiber und Männer machten sich über seine Laune lustig, denn nur dafür wollte man seine Aeußerungen, aus Schonung für ihn, noch halten.

So gern indeß die Frau von Dalancourt, mit der übrigen eleganten Welt sein Betragen für Laune des Augenblicks, für eine schnell vorübergehende Verirrung gehalten hätte, so konnte sie doch nicht umhin, sich einzugestehn, daß Sophie wohl einen stärkern und tiefern Eindruck auf ihn gemacht haben konnte. Und wenn dies war, wie sie fast nicht daran zweifeln durfte, so gerieth sie in Gefahr, daß über kurz oder lang der Ritter Nachricht von ihr erhielt, und dann war er für sie verloren. Daß dies aber nun beinah gar nicht ausbleiben konnte, bewies ihr das allgemeine Aufsehn, welches Bremont machte; es mußte dem Ritter endlich auch zu

Ohren kommen, und dann mußte ferner ganz natürlich zwischen beiden jungen Leuten eine Erklärung folgen, die in keiner Rücksicht vortheilhaft für sie ausfallen konnte.

Diese Besorgnisse beschäftigten sie in der Oper stärker, als es ihre Umgebung, nach den Grundsätzen der guten Lebensart, eigentlich zuließ. Aber sie konnte sich nicht überwinden und war in der peinlichsten Verlegenheit. Wenn man ihr nachgegeben hätte, sie würde die Assemblee nach der Oper nicht besucht haben; sie fühlte, daß sie so lange für jede Gesellschaft nicht tauge, als der große Stein des Anstoßes, die Klippe, an der ihre ganze gegenwärtige Glückseligkeit scheitern konnte, — Sophie, — nicht aus dem Wege geräumt sey. — Ungern folgte sie dem Zureden ihrer Freundinnen, und ließ sich gewissermaßen ganz unwillkürlich führen, wohin man sie haben wollte. Ihre eigentliche Absicht war, sich mit den Mitteln zu beschäftigen, Sophien zu entfernen, ehe der Ritter ihre Anwesenheit kennen lernte, und Bremont durch seine Thorheit noch mehr von ihr sprechen machte. Sie konnte diesen Zweck auf verschiedenen Wegen erreichen, aber sie waren ihr alle theils zu lang, theils mit mehr Umständen verbunden, als sie dabei zu machen wünschte. Es würde ihr wahrscheinlich nicht

schwer gefallen seyn, Sophien durch einen Dritten zu schrecken und eben sie dadurch zu bewegen, Paris wieder zu verlassen. Aber dazu mußte sie noch Mehrere in ihr Geheimniß ziehen, und dies konnte verrathen, und wenn Bremont das Geringste davon entdeckte, sie durch ihn zum Mährchen der Stadt gemacht werden. Es kam überhaupt darauf an, daß dieser geschont, und ihr Name dabei nicht genannt wurde, denn in dem einen und andern Falle konnte er sich sehr leicht und sehr empfindlich an ihr rächen. — Entführen aus Paris, durfte sie Sophien eben so wenig, denn dabei wagte sie eine fast unvermeidliche Entdeckung. Wenn jene auch noch so unbekannt in Paris war, und nichts leichter gewesen wäre, als ihr eine Falle zu legen, in der sie sich gewiß gefangen hätte, so konnte doch dies nicht geschehn, ohne daß ein gewisses Aufsehn dadurch erregt, und eben deswegen ihr Plan der Gefahr zu scheitern, mehr als sie es wünschte, ausgesetzt wurde.

Mit diesen Gedanken beschäftigt, nahm sie an nichts Antheil, was in der Gesellschaft vorfiel, und antwortete zerstreut, wenn man sie anredete. Auf einmal erzählte jemand in einer Ecke des Salons, die Geschichte der Verhaftnehmung der Marquise Julie, ohne sie jedoch zu nennen,

und mit so viel veränderten Umständen, daß sie sich noch weit abentheuerlicher ausnahm, als sie schon an und für sich war. Diese Erzählung erregte plötzlich bei der Frau von Dalancourt die größte Aufmerksamkeit; sie nahm so lebhaften Antheil daran, als wenn sie selbst eine Rolle dabei gespielt hätte, ließ sich alle Nebenumstände auf das genaueste aus einander setzen, und schien einen großen Werth darauf zu legen, daß ein Frauenzimmer Mannskleider angezogen habe, um sich in dem entscheidenden Augenblicke, an der Stelle ihres Geliebten, in Verhaft nehmen zu lassen. Nur darüber konnte man ihr keinen befriedigenden Aufschluß geben, warum man sie in die Salpetriere abgeführt, da doch der Verhaftsbefehl für die Bastille gelautet habe. Aber dieser räthselhafte Umstand erhöhte noch den Werth der Handlung, und gab Gelegenheit, daß in der Frau von Dalancourt sich eine Idee, die ihr gleich anfangs, als die Geschichte aufs Tapet gebracht wurde, dunkel vorschwebte, immer mehr entwickelte, und endlich zum festen unveränderlichen Entschluß ward.

Was konnte sie hindern, Sophien auf eben die Art aufheben, und ohne alles Geräusch in die Salpetriere bringen zu lassen? — Sie sah einer Abentheurerin im Grunde nicht unähnlich, ver-

barg ihr Geschlecht unter Mannskleidern und war nach Paris gekommen, um Kapereien zu treiben. Jede dieser Beschuldigungen war an und für sich schon mehr als hinlänglich, um ein armes, unschuldiges, unbeschütztes und hülfloses Wesen zu verderben, wenn auch der Polizeilieutenant nicht zu ihren Freunden gehört hätte. — Die Frau von Dalancourt erhielt nun ihre ganze Heiterkeit wieder; sie war jetzt wieder eben so witzig und liebenswürdig, wie gewöhnlich, und nur in gewissen Augenblicken verrieth sie noch Ungeduld, die man sich aber auf eine ganz andere Art erklärte. Sie konnte jetzt den Morgen kaum erwarten, die Minuten flossen ihr viel zu langsam dahin, und wenn es angegangen wäre, sie hätte schon, gleich nach Mitternacht, den Polizeilieutenant aufgesucht.

Zu ihrem größten Mißvergnügen aber konnte dies nicht eher, als den folgenden Tag Mittags gegen zwölf Uhr geschehen. — Der Polizeilieutenant empfing sie mit einem gewissen Lächeln, welches ihr seine Bekanntschaft mit dem Gegenstande ihres Besuchs fast zu verrathen schien. Dieser Umstand überhob sie einer langen und unangenehmen Einleitung.

„Sie wollen eine Nebenbuhlerin los seyn" — fiel er ihr ins Wort, als sie kaum Sophiens

Namen ausgesprochen hatte; — „nichts ist natürlicher, besonders wenn sie so gefährlich ist, wie die kleine Deutsche, die Sie mir in Sophien empfehlen wollen.“

„Eben die,“ — erwiederte die Frau von Dalancourt — „sie wohnt im Hotel de Toscane.“

„Ganz richtig, ich kenne sie, und noch ehe Sie sich zu mir bemühten, waren schon alle Anstalten getroffen, sie in Sicherheit zu bringen.“

„Ich begreife Sie nicht, mein Herr!“

„Das glaube ich wohl, aber deswegen können Sie nicht weniger ruhig seyn. Sophie war mir bekannt, noch ehe sie nach Paris kam, aber ich zweifelte, ob sie die nemliche sey, als sie hier eintraf. Ihr gestriger Besuch bei ihr, und der Roman, den Herr von Bremont mit ihr anzuknüpfen gesucht hat, haben mir Gewißheit verschafft. — Ich denke, in diesem Augenblicke sind Sie eine Nebenbuhlerin los, die mehr in Ihrer Einbildungskraft, als in der Wirklichkeit existirte. Sophie hatte keine Absichten auf den Ritter; ihre Plane waren weit größer und kühner, sie haschte nach Dingen, wie sie nur Schwärmerei und Jugend sich möglich denken.“

Ein Polizeioffizier trat ins Zimmer. — „Ist's geschehn?“ — fragte der Polizeilieute-

nant. — „Alles, wie Sie befohlen haben" — war die lakonische Antwort. — „Gut!" — erwiederte jener, und der Polizeiofficier entfernte sich.

„Sophie mit ihren kühnen Planen, ihren schimärischen Wünschen," — sprach der Polizeilieutenant — „ist verschwunden; Sie sollen nie mehr von ihr sprechen hören."

Ende des fünften Abschnitts.

Sechster Abschnitt.

Die gehabte Erschütterung bei seiner Verhaftnehmung und die nächtliche Reise, hatten dem Grafen Rosenau eine Unpäßlichkeit zugezogen, welche die Hülfe eines Arztes nothwendig machte. Den zweiten Morgen, nach seiner Abführung in die Bastille, erwachte er mit einem so heftigen Fieber, daß er dadurch in eine Art von Bewußtlosigkeit gerieth, die ihn weder der Wirklichkeit ganz entzog, noch ihm auch erlaubte, das was um ihn her vorging, genau zu bemerken, und die Verhältnisse seines gegenwärtigen Zustandes, von den Bildern abzusondern, die aus der Vergangenheit seinem Gedächtnisse vorschwebten.

Wenn es nicht ein bloßer Traum, oder ein trügerisches Spiel seiner Phantasie gewesen war, so hatte er in dem Arzte, der ihn besucht hatte, den Alten wieder erkannt, der ihm zuerst in der Pyramide erschienen war, und ihm in der Folge versprochen hatte, sich ihm in Paris näher zu erkennen zu geben. Auch für einen nicht kran-

ken Kopf würde ein solches Zusammentreffen manches Unerklärbare gehabt haben; für sein durch physische Leiden fast eben so sehr, als durch eine Reihe von wunderbaren, seltsamen Begebenheiten geschwächtes Gehirn, und seine irre geführte Urtheilskraft, mußte es ein unauflösliches Räthsel seyn.

Unterdessen war man um seine Genesung ernstlich bemüht; es fehlte ihm nicht an Pflege und Wartung, der Arzt kam fleißig, erkundigte sich jedoch öfter bei den Wärtern nach seinem Befinden, als bei ihm selbst, verordnete neue Heilmittel, oder befahl die gebrauchten fortzusetzen, nickte freundlich mit dem Kopfe, wenn er kam und ging, und schien sonst jede andere Erklärung mit dem Kranken sorgfältig zu vermeiden. Das Fieber blieb nach einigen Tagen ganz aus; der Graf befand sich stark genug, das Bette zu verlassen, und so traf ihn der Arzt eines Morgens an, als er, wie gewöhnlich, sich nach seinem Befinden zu erkundigen kam.

Sie waren nicht allein, aber dies hielt den Grafen Eugen nicht ab, ihn, als er sich entfernen wollte, bei der Hand zu fassen, ihm scharf ins Gesicht zu blicken, und mit forschenden Augen den ruhigen Alten zu fragen: „War es Ih-

re Meinung, daß wir uns so wieder sehn würden?"

„Wie anders? Herr Graf," — erwiederte der Arzt mit festem Ton, suchte sich loszumachen, lispelte im Hinausgehn dem Grafen zu: — „Um Mitternacht!" — und eilte davon.

Worüber der Graf in Ungewißheit geschwebt hatte, davon hatte er nun volle Ueberzeugung erhalten; sein Arzt und der Alte aus der Pyramide waren eine und die nemliche Person. Was dieser aber mit dem: Um Mitternacht! habe sagen wollen, wußte er sich nicht zu erklären. Indessen machte er sich auf irgend eine seltsame Erscheinung gefaßt; er war daran gewöhnt worden, Licht und Aufklärung auf Wegen zu erhalten, die nicht leicht betreten zu werden pflegen, und wenn er auch dadurch nicht selten in neue Schwierigkeiten verwickelt, in neue Labyrinthe eingeführt worden war, so glaubte er doch dies nun nicht mehr befürchten zu dürfen, da man ihm Paris, als das Ziel genannt hatte, wo jeder Schleier von seinen Augen fallen sollte.

Seine Gefangenschaft, und die gleich darauf erfolgte Krankheit, hatten große Veränderungen in ihm bewirkt, und ihn zum Nachdenken über sich selbst gebracht. Es bedurfte auch wirklich nur dieses einzigen Umstandes, um ihm bei

seinen glücklichen Anlagen alles Falsche, Ueberspannte und Zweckwidrige in seinem Benehmen, seinen Wünschen und seinen Erwartungen lebhaft darzustellen. Zum erstenmal, seitdem er Sophien entrissen war, regte sich in ihm der Trieb nach einer ernsthaften, nützlichen Thätigkeit; er mußte sich gestehn, daß er keinem der schönen Vorsätze treu geblieben war, die er bei seinem ersten Eintritt in die Welt und auf Schulen auf das feierlichste gefaßt hatte, und mit Erröthen vor seinem bessern Ich bekennen, daß er bisher immer nur einem bloßen Phantom nachgelaufen sey, und nichts für den Staat, die Menschheit und die Ehre gethan habe.

Aber wenn ihn von der einen Seite das Gefühl der Nichterfüllung seiner Obliegenheiten, als Mitglied der Gesellschaft, und sein Ehrgeiz antrieben, sich durch Thätigkeit auszuzeichnen, und nützlich zu wirken; so war er von der andern wieder sehr ungewiß, welche Richtung er der in ihm wohnenden Thatkraft geben sollte. Zur bloßen Maschine, zum Mittel sich gebrauchen zu lassen, dazu fühlte er sich theils zu stolz, theils zu kraftvoll; er wollte sich seinen eigenen Wirkungskreis schaffen, in diesem ein Gott seyn, unumschränkt darin gebieten, alles nach Willkür und immer zum Besten lenken, Segen spen-

den, von jedem erkannt, von allen verehrt und geliebt, von niemand erforscht werden. Das jugendliche Gefühl der Kraft, eine verzeihliche Unbekanntheit mit dem Lauf der Dinge, und ein gewisses Selbstgefühl, mit welchem man jede Schwierigkeit besiegen zu können wähnet, hatten ihm, ungeachtet seiner geringen Aufmerksamkeit auf das Treiben der Menschen, nichts destoweniger schon ein weites, ausgedehntes Feld gezeigt, wo er seinen Muth würde erproben und seine Ausdauer und Beharrlichkeit zeigen können. Er sah und fühlte oft sehr tief, daß nicht alles so war, wie es seyn sollte, und wenn es auf ihn angekommen wäre, er würde in gewissen Angenblicken, in welchen ihn seine Lebhaftigkeit und der Eifer fürs Schöne, Große und Vollkommene hinrissen, mit furchtbarer Gewalt an den morschen Säulen des den Einsturz drohenden Staatsgebäudes sich versucht, und gewiß sich und andere unter den Ruinen desselben begraben haben. Es ist so leicht niederzureißen, was alt und baufällig ist; aber aufzubauen, irgend ein Ganzes, wenn auch kein besseres, kein vollkommneres an die Stelle zu setzen, darüber steigen Millionen ins Grab, ohne ein anderes Bewußtseyn mit hinab zu nehmen, als höchstens

den ungeheuren Schutthaufen vermindert zu haben.

Doch daran dachte er in den Augenblicken, wo er sich von ungewöhnlicher Schöpferkraft durchdrungen fühlte, so wenig, als sey mit dem Niederreissen schon alles gethan, und das daraus entstehende Chaos keine natürliche Folge der gestörten Harmonie, der in ein Ganzes verbunden gewesenen Theile. Der Gedanke der Wirksamkeit beschäftigte ihn sehr lebhaft; aber sie nützlich, zweckmäßig und planvoll zu machen, dazu war er mit ihrer Anwendung noch zu wenig bekannt und mit sich selbst zu uneinig. Daß die in seiner Seele tief verborgen liegende Erwartung, von den Unbekannten näher hierüber bestimmt zu werden, nicht manchen Antheil daran gehabt haben sollte, möchte ich nicht in Abrede seyn. Wenn er auch nicht umhin konnte, viele ihrer Schritte als Gaukeleien zu betrachten, so mußte er doch gestehn, daß Plan dabei zum Grunde lag, und die meisten von ihren Handlungen tief durchdacht waren, und gewisse Absichten auf ihn zu verrathen schienen, die wenigstens seine Neugierde äußerst rege machten.

Ein wahres Unglück für ihn, war die Verbindung mit der Gräfin Dükastel gewesen. Ohne sie würde er wahrscheinlich der Marquise Julie

nicht aufgefallen seyn, er würde sich vor ihr unter der Menge verloren, oder Ehrgeiz, Eitelkeit, Rachsucht und Leidenschaft würden sie nicht angetrieben haben, eine Eroberung an ihm machen zu wollen, die sie, unter andern Umständen, nicht geachtet haben würde. Die Lebhaftigkeit der Bewerbungen um ihn, mußte ihm indeß viel zu sehr schmeicheln, als daß er hätte gleichgültig dabei bleiben können; ihre Reize, durch tief durchdachte, feine Kokketterie verführerisch erhöht, konnten ihn unmöglich kalt lassen, und er hätte nicht in den Zwanzigen seyn, nicht zu einem Stande gehören müssen, in welchem Treue in der Liebe so oft nur ein leeres Wort ist, und eine gewisse bequeme Moral, gute Lebensart heißt, wenn er der Marquise widerstanden und Sophien eine Liebe erhalten hätte, die obwohl geschwächt, doch darum nicht minder noch immer den ersten Platz in seinem Herzen behauptete.

Unter diesen Gedanken war der Tag vergangen, und Graf Eugen war nicht wenig betroffen, als er die Uhr Zwölf schlagen hörte, um sich blickte, sich ganz allein im Zimmer befand, und eine Stille umher wahrnahm, die nur in der Entfernung, durch die abgemessenen Tritte der Wachen, unterbrochen wurde. Er machte noch seine Bemer-

kungen darüber, als sich die Thür seines Zimmers ganz leise öffnete, und statt des erwarteten Arztes, der Alte aus der Pyramide zu ihm trat. Gestalt, Anzug, Bewegung, jede Miene, jeder Blick ließen ihn keinen Augenblick an dieser neuen Entdeckung zweifeln.

Ernst und feierlich, trat er dem Grafen entgegen, nachdem er sich versichert, ob sie allein wären und den Riegel vorgeschoben hatte, schüttelte vertraulich ihm dreimal die Hand, und zog ihn neben sich auf das Sopha nieder. Der Graf befand sich in einer Stimmung, die ihn für's Außerordentliche empfänglich machte, er würde in diesem Augenblicke haben Geister erscheinen sehen können und vor ihnen gezittert haben.

„So sehn wir uns wieder!" — hob der Alte an, nachdem er ihn, einige Sekunden lang, mit durchdringenden Blicken betrachtet hatte — „so sehn wir uns wieder!" — wiederholte er tiefseufzend und schwieg.

Der Graf war nicht im Stande zu antworten, er war erschüttert und gerührt; ein starker Händedruck war alles, wodurch er dem Alten das, was in seinem Innern vorging, zu erkennen gab.

„Ich verstehe Sie, junger Mann," — fuhr dieser fort — „und freue mich dessen. Die gegen-

wärtige Stunde ist äusserst wichtig für Sie; der ganze Umfang Ihres Glücks und Ihrer Thätigkeit hängt von den Entschlüssen ab, die Sie jetzt fassen werden, und wenn ich mich nicht sehr irre, so fängt es an in Ihrer Seele helle zu werden, und in dunkler Ferne schimmert Ihnen das Licht schon entgegen, das Sie sonst nicht kannten."

„Ich muß gestehn," — nahm hier der Graf das Wort, — „ich habe über mich selbst nachgedacht, eine Leere in mir entdeckt, die mich zittern gemacht hat, und fest steht der Vorsatz, sie auszufüllen, und sollte ich selbst darüber zu Grunde gehn."

„Sprache der Jugend, kühner Muth, Gefühl von Thatkraft, planlos, schwankend und ungewiß in seiner Anwendung, dies und nichts weiter ist es, was Sie da äußern, wenn Sie von Ausfüllen der Leere reden. Ein unbestimmtes Wollen ist eben so viel als kein Wollen, es ist oft weniger, weil Zwecklosigkeit zum Grunde liegt."

„Aber diese Bestimmung muß doch nothwendig vorhergehn, wenn Handlung daraus entstehn soll."

„Allerdings, und in so fern ist sie mir auch

sehr lieb, und ich fange wieder an zu hoffen, nachdem ich schon längst verzweifelt hatte."

„Nun, so will ich denn auch von Ihnen erwarten, daß Sie mir einen Wirkungskreis bezeichnen, in welchem ich die in mir wohnende Thatkraft, den Trieb zum Handeln, nach bestimmten Gesetzen und zu großen und gemeinnützigen Zwecken anwenden kann; ich will von Ihnen den Plan meiner zukünftigen Thätigkeit empfangen, von Ihnen belehrt seyn, welche Richtung ich ihr geben, welch einen Grad von Anstrengung ich darauf verwenden soll. Aber ehe ich es thue, können Sie mir es verargen, würden Sie nicht selbst ein gerechtes Mißtrauen in meine Entschließungen setzen müssen, wenn ich eine der ersten Regeln dabei vernachlässigte, Zutrauen äußerte, wo ich noch keinen Grund dazu vor mir sehe, und einem unbekannten, geheimnißvollen Wesen blindlings folgte, ohne den Versuch gewagt zu haben, den Fackelträger meiner Vernunft zu erforschen und mich von dem Rechte zu überzeugen, das er sich über meine moralische Freiheit gewaltsam anzumaaßen scheint."

Der Graf schwieg, und erwartete die gewünschte Erklärung. — Aber in tiefes Nachdenken versenkt, saß der Alte ihm zur Seite, den Blick zur Erde geheftet; dann stand er auf, ging

einige Male im Zimmer auf und ab, setzte sich nieder, rieb sich die Stirn und konnte keinen Entschluß fassen. — „Sie haben recht, Herr Graf" — unterbrach er endlich das Stillschweigen — „und ich muß Ihre Foderung billigen, denn sie ist den ewigen Gesetzen der Vernunft vollkommen angemessen. Aber, so gern ich mich Ihnen entdeckte, so gern ich den Schleier des Geheimnißvollen, des Wunderbaren, den ich über mich zu werfen nöthig gefunden habe, von Ihren Augen wegzöge, so darf ich es doch nicht wagen, so lange Sie nicht besser vorbereitet, so lange Sie nicht aus dem Labyrinthe von Verwickelungen gerissen sind, in welchem Sie sich hier in der Bastille, in diesen einsamen, furchtbaren Mauern, mehr als je befinden. Ich hoffe indessen, daß einst eine Zeit kommen wird, wo ich mich werde deutlicher erklären können; sie rückt mit jeder Minute unaufhaltsam näher, und bald, bald wird die Dunkelheit schwinden, und Licht, helles klares Licht wird an ihre Stelle treten, und Sie werden dann, ohne Auffoderung, ohne andern Antrieb, als den Ihres Strebens nach Wirksamkeit, die Sphäre erkennen, die sich für Sie schickt, und die Ihnen Ruhm und Befriedigung der Wünsche, die Sie jetzt noch unstät umhertreiben, gewähren soll."

„Ich sehe wohl,“ — unterbrach ihn hier der Graf — „je näher Sie daran zu seyn scheinen, sich zu entdecken, in je größere Dunkelheit hüllen Sie sich ein, und ich fürchte, ich werde nie das Glück haben, Sie ganz zu durchschauen. Aber lassen Sie das bei Seite, lassen Sie mich darauf Verzicht leisten, wenn Sie Ursachen haben, sich vor mir zu verbergen. Nur darüber geben Sie mir Licht, darüber lassen Sie mich nicht länger in Ungewißheit, was Sie vermocht haben kann, einen Fremdling, einen Ihnen ganz unbekannten Menschen unsichtbar zu umgeben, sich auf seine Schicksale einen auffallenden Einfluß zu verschaffen, und ihn, wenn nicht als Mittel zu verborgenen Zwecken, doch als Fangball zu behandeln, den Sie, wie es oft schien, bald unwillkürlich und absichtlos hin- und herwarfen, bald ihn Richtungen zu nehmen zwangen, die seiner Natur widerstritten?“

„Mit zwei Worten“ — fiel hier der Alte rasch ein — „könnte ich Ihnen dies erklären, aber Sie würden es nicht fassen. Indessen sey Ihnen genug, zu wissen, daß ich hierbei nach dem Grundsatze verfuhr, der, wenn es darauf ankommt, einen großen, wichtigen Zweck zu erreichen, dem einzelnen Menschen, so wie dem Staate erlaubt, sich über Andere jede Gewalt

anzumaaßen, die sie in den Stand setzt, eine größere Masse von Kräften auf einen bestimmten Punkt zu vereinigen. In wie fern ich dies gethan, in Rücksicht auf Sie gethan, kann Ihnen gleichgültig seyn. Indeß erzeigen Sie mir zu viel Ehre, wenn Sie Alles auf meine Rechnung sezzen, was Ihnen seit unserer ersten Bekanntschaft in der Pyramide Wunderbares begegnet ist. Ich versichere Sie, ich hatte den geringsten Antheil daran; vieles geschah, ohne daß ich mehr, als die Urheber, davon ahnen konnte. Ueber andere Dinge hatte man nicht für nöthig gefunden, mich zu unterrichten; auch Ihre Freunde, die Marquise, der Ritter, trieben im Dunkeln ihr Spiel mit Ihnen, um Sie irre zu leiten, und dazu vereinigten sich überhaupt so viele heterogene Kräfte und Willen, daß es kein Wunder ist, wenn Sie nicht wissen, was Sie aus all diesem Wirrwar machen sollen."

„Ihre Absicht aber ging doch allezeit dahin, mich Sophien zu erhalten und jede ihr nachtheilige Verbindung zu trennen."

„Allerdings! und dazu hatte und habe ich noch sehr gute Gründe. Sie wissen nicht, was für einen Schatz Sie an Sophien besitzen, und sehen in ihr nur die Jugendgefährtin, die zärtliche Geliebte. Aber es wird eine Zeit kommen,

wo Sie an dem Weibe Sophie, wie an einer Gottheit hinaufblicken, und anbetend das ganze Geschlecht verehren werden, weil ihm ein Wesen wie sie angehört, weil überhaupt nur weibliche Seelen dieser eigenthümlichen Größe und Erhabenheit fähig sind."

„Sie fodern nicht" — fuhr er nach einigem Nachdenken fort — „daß ich mich bei Ihnen über jeden meiner Schritte rechtfertigen soll, die ich zu Ihrer Trennung von der Marquise gethan habe. Auch das Wunderbare, welches Sie bei manchen Auftritten überrascht haben mag, läßt sich so natürlich erklären, daß Sie mich von jedem Vorwurfe der Zauberei freisprechen können. Oft hatte ich keinen Theil daran, oft war es nicht möglich, Ihnen auf eine andere Art beizukommen. Sophiens Erscheinung im Gartenhause zu Strasburg, als Sie sich der Marquise überliefern wollten, war Täuschung, und durch Ihre eigene Stimmung gerechtfertigt; ihr Medaillon erhalten Sie wieder, ehe Sie sie selbst sehen, und da Sie nächstens aus der Bastille entlassen werden sollen, so wird es nur von Ihnen abhängen, was Sie für Gebrauch davon machen wollen. Reizender als jemals erscheint Ihnen die Marquise; sie hat große Ansprüche auf Ihre Dankbarkeit; ihr Benehmen muß Sie

in Verlegenheit setzen. Aber Sie kennen ihre Absichten, und nur die unterhaltende Gesellschafterin darf Ihnen in ihr theuer seyn. Ich bin sehr besorgt um Sie, da ich weiß, daß die Marquise Alles in sich vereinigt, um einen Mann zu fesseln, ihn mit unsichtbaren Ketten zu umgeben und festzuhalten, so lange er ihre Wünsche befriedigt und die Dauer seiner Gefühle ihrer Eitelkeit oder ihren sonstigen Absichten angemessen ist."

Es schlug jetzt Ein Uhr, und die Wachen wurden abgelöset. Der Alte bemerkte, daß es Zeit sey, sich zurückzuziehen. Ehe er den Grafen verließ, gestand er ihm, daß er Arzt in Paris sey, gab ihm seine Addresse, und bat ihn, bei ihm vorzufahren, sobald er die Bastille verlassen haben würde. Geheimnißvoll entfernte sich der Alte, so wie er gekommen war; noch lange hernach war der Graf mit seinem Besuche beschäftigt, und der Morgen würde ihn nachdenkend über seine seltsame wunderähnliche Erscheinung angetroffen haben, wenn ihn nicht endlich der Schlaf übermannt und eine gänzliche Abspannung seiner physischen Kräfte ihm die Ruhe zum einzigen Bedürfnisse gemacht hätte.

Das späte Aufbleiben hatte indessen keine nachtheiligen Folgen für seine Gesundheit gehabt;

er erwachte den andern Morgen um vieles besser und stärker. Aber so wie seine Kräfte zunahmen, regte sich auch der Wunsch nach Freiheit lebhafter in ihm. — Als er in der Bastille angekommen war, hatte man sich begnügt, ihn zu versichern, daß seine Verhaftnehmung nicht von Dauer seyn werde, und ihm alle mögliche Bequemlichkeiten zu verschaffen gesucht. Aber über die Ursache seiner Einkerkerung hatte man jederzeit ein hartnäckiges Stillschweigen beobachtet, und der Kommandant kannte sie entweder selbst nicht, oder wenn er davon unterrichtet war, so war er doch auf keine Weise zu bewegen gewesen, ihm Aufschluß darüber zu geben.

Unter den Mitgefangenen des Grafen fehlte es nicht an jungen Leuten, die ein gleiches oder doch sehr ähnliches Schicksal mit ihm verband, und deren Umgang ihm, vor seiner Krankheit, manche Unterhaltung gewährte. Als er aber wieder genesen war, fand er nicht mehr das nemliche Behagen an ihnen, und man sah ihn nun vorzüglich jene Männer in der Bastille aufsuchen, die ihrer Talente und ihres Kopfes wegen in derselben saßen. Durch den Umgang mit ihnen, und die eingezogene Lebensart, welche er hier führen mußte, ward der Grund zu einer Sinnesänderung bei ihm gelegt, deren erste Aeußerung

rungen man ohne große Mühe schon jetzt an ihm bemerken konnte, die aber mit der Zeit erst alle ihr gegenwärtig noch fehlende Festigkeit erlangen sollte. — Nur von den Nachtheilen, welche seine Verbindung mit der Marquise für ihn hatte, war es ihm nicht möglich gewesen, sich zu überzeugen. Und doch war es im Grunde weder Liebe zu ihr, noch Gleichgültigkeit gegen Sophien, die sein Urtheil hierüber bestimmten. Dies mußte er sich, sogar noch nach der letzten Unterredung mit dem Alten, eingestehen; denn auch dessen Gründe hatten eben so wenig Eingang bei ihm gefunden, als die Vorstellungen, welche er sich in gewissen Augenblicken selbst darüber machte; und der in jedem Menschen wohnende Widerspruchsgeist äußerte sich nie stärker bei ihm, als wenn er in Gedanken Sophien und die Marquise in ein Wesen verschmolz, ein Ideal daraus bildete, und im Besitz desselben das höchste Glück der Liebe und eine Seligkeit zu genießen glaubte, wie sie die Wirklichkeit Sterblichen nicht anzubieten im Stande ist.

Er war noch in tiefes Nachdenken versunken, als ein unbekannter Mensch zu ihm in's Zimmer trat, ihm ein kleines Packet überreichte, und ohne ein Wort zu sprechen oder eine Antwort abzuwarten, sich wieder entfernte. Der

Graf riß es auseinander und Sophiens Medaillon glänzte ihm entgegen. Der Arzt hatte es ihm versprochen; aber daß er sobald Wort halten würde, hatte der Graf nicht erwartet. Wenn er aber wieder bedachte, daß der Alte aus der Pyramide sein Arzt in der Bastille habe seyn können, so hörte er auf, sich darüber zu verwundern. Indeß sah er nichts destoweniger mit Schaudern und Entsetzen ein, daß nichts in der Welt vor dem Einflusse der Unbekannten sicher sey, und wenn er auch ihre tiefe Welt- und Menschenkenntniß bewundern mußte, so zitterte er doch vor der Zukunft, wenn ihre Berechnungen falsch gewesen seyn sollten. Daß er bisher selbst nicht mehr als ein geduldiges Werkzeug in ihren Händen gewesen war, mußte er sich mit Erröthen eingestehen; jedoch geschah dies nicht, ohne daß ihm sein Stolz zugeflüstert hätte, sich von ihnen loszumachen und sich ihrer Obervormundschaft zu entziehen, es koste was es wolle.

Diese letzte Betrachtung behielt endlich die Oberhand und ward zum Entschluß bei ihm. Aber nun freute ihn auch der wieder erlangte Besitz von Sophiens Medaillon nicht mehr so sehr. Er wollte von jetzt an den Unbekannten durchaus keine Verbindlichkeit mehr schuldig seyn,

und immer gerade das Gegentheil von dem thun, was sie ihm anrathen würden. Da Sophie bei diesem Entschluß nothwendig verlieren mußte, so weiß ich nicht, ob eine geheime Stimme, die sich noch immer zum Vortheil der Marquise in seinem Innern sehr vernehmlich hören ließ, nicht mehr dazu beigetragen haben mag, als sein Unwille und seine Abneigung gegen die im Dunkeln ihr Wesen treibenden Unbekannten. Wenn er ihren Rathschlägen nun noch Gehör gab, so geschah es nur allein, in so fern sie ihm eine zweckmäßige Thätigkeit zur Pflicht machten. Aber diese wieder nach ihren Absichten zu verwenden, war gar nicht seine Meinung; im Gegentheil war er kühn genug, den Gedanken aufzufassen, ihnen entgegen arbeiten zu wollen, und bildete sich ein, mit den wenigen Anzeigen und Vermuthungen, die er über ihre geheime Verbindung sich verschafft hatte, auszureichen, um seinen Plan wider sie durchzusetzen. Der Ehrgeizige widerstrebt oft den besten Vorschlägen und Anordnungen bloß aus dem Grunde, weil er ihren Urhebern den Ruhm beneidet, welchen ihnen das Gute, das sie dadurch stiften, erwirbt, und in diesem Eigensinn der menschlichen Natur müssen wir nicht selten die geheimen Triebfedern von

Begebenheiten suchen, die ohne sie keiner vernünftigen Erklärung fähig sind.

Graf Eugen hatte das Medaillon kaum verschlossen, als er zum Kommandanten gefodert wurde. Ganz gleichgültig versprach er zu kommen, zog sich an und ging. Als der Bediente ihn meldete, glaubte er im Saale die Stimme des Grafen Dükastel zu hören. Er hatte noch nicht Zeit gehabt, zu überlegen, ob es möglich sey, daß er diesen hier antreffen könnte, als er ihm schon mit seiner gewöhnlichen Gutmüthigkeit entgegen polterte: — „So wären wir denn also gefangen, Herr Wildfang; wie in einer Mausefalle gefangen! Hab' ich es Ihnen nicht vorher gesagt, daß es so kommen würde? Aber da glauben die jungen Herren, es besser zu verstehen, wie wir Alten. Wären Sie meinem Rathe gefolgt, hätten Sie sich mit einer langen Nase begnügt — Sie verstehn mich doch? — und sich nicht gegen alle Klugheit mit einer Frau eingelassen, die viel zu verschlagen für Sie ist, so würden Sie jetzt nicht so erbärmlich dastehn und wie ein Ecce homo aussehn."

Der Graf versuchte zu antworten, aber der Gouverneur ließ ihn nicht zu Worte kommen. — „Es ist Ihnen schon recht geschehn," — fuhr er sogleich wieder fort — „und ich hoffe, Sie wer-

den es sich eine Warnung seyn lassen. Aber auch so mir nichts dir nichts davon zu gehen! Nein, das vergebe ich Ihnen nicht, und die kleine Züchtigung hier in der Bastille haben Sie wohl verdient. Wissen Sie wohl, daß ich ganz Strasburg aufgeboten habe, um Sie wieder zu finden? Wir glaubten Alle, Sie hätten sich das Leben genommen, und ohne Ihre Frau Mutter, wer weiß" — Es hustete Jemand im Nebenzimmer, und der Gouverneur legte den Finger auf den Mund. — „Still! ein andermal davon."

„Herr Gouverneur, wenn ich bitten darf," — nahm hier der Graf Rosenau gewaltsam das Wort — „fahren Sie fort. Sie erwähnten meiner Mutter — sollte sie um meine Verhaftnehmung wissen? Vielleicht — doch nein, ich mag, ich will es nicht denken; es würde eine Stimmung in mir erregen, die in diesem Augenblicke und unter diesen Verhältnissen mich leicht daran erinnern könnte, daß ich nicht mehr unter ihrer Vormundschaft zu stehen nöthig habe."

„Von der Seite nehmen Sie es, junger Herr? Damit richten Sie nichts aus, das sage ich Ihnen vorher; wir sind Drei gegen Einen, und ich stehe meinen Mann, so gut wie Einer. — Aber sagen Sie mir nur, was Ihnen eingefallen ist, daß Sie uns plötzlich verlassen haben?

Auf einmal wie verschwunden, und auch keine Spur mehr von Ihnen zu entdecken, bis man Sie hier in der Bastille wieder findet."

„Wie wußten Sie denn, daß ich in der Bastille sey?" — unterbrach ihn der Graf.

„Ihre" — stotterte der Gouverneur; man hustete in dem Nebenzimmer — „Ihre" — fuhr er fort; man hustete wieder, und als er sich gar nicht mehr zu helfen wußte, suchte, und in der Geschwindigkeit keine geschickte Nothlüge finden konnte, trat auf einmal die Gräfin Dükastel aus dem Nebenzimmer, und riß ihn durch ihre Erscheinung aus der Verlegenheit. — „Die Gräfin wird Ihnen dies Alles weitläuftig erzählen" — platzte er nun auf einmal wieder heraus, indem er ihr den Grafen entgegen führte, und sie dann recht witzig bat, die Macht ihrer Reize nun auch einmal zur Befreiung von Fesseln anzuwenden, da sie bis jetzt immer Fesseln damit angelegt hätte.

Es wurde Beiden ganz sonderbar zu Muthe, als sie auf einmal einander gegenüber standen. Eine sanfte Röthe ergoß sich plötzlich über das Gesicht der Gräfin; sie war unentschlossen, wie sie sich benehmen sollte; man konnte ihr den Kampf ansehen, der in ihrem Innern vorging, und der Gouverneur, statt sie zu unterstützen

und die Unterredung einzuleiten, brachte sie durch seine witzig seyn sollende Anmerkung nur noch mehr aus der Fassung. Nicht minder verlegen war der Graf. Er hatte sich wohl noch auf irgend eine Ueberraschung gefaßt gemacht, als er den Gouverneur gefunden hatte; aber daß dessen Gemahlin in der Nähe seyn könnte, hatte er nicht erwartet. Dieses Gemisch von angenehmer und unangenehmer Täuschung gab seinem Ausdrucke einen so charakteristischen Reiz, der in Verbindung mit seinem blassen Gesicht und schmachtenden leidenden Blick, den Eindruck, den seine Erscheinung schon auf die Gräfin gemacht hatte, mit jeder Sekunde vermehrte und sie Entdeckungen über ihr eigenes Innere machen ließ, über die sie sich längst hinaus geglaubt hatte.

„Nun, Frau Gräfin" — fing der Gouverneur wieder an, als keins von Beiden die Sprache finden konnte — „wie steht es? Sind Sie doch stumm, als hätte Sie auf einmal der Schlag gerührt? Und Sie auch, Herr Graf; Sie kennen sich wohl einander nicht mehr? Oder schämen Sie sich, daß wir Sie hier in der Bastille aufgesucht haben? Das hat nichts zu sagen! Ich versichere Sie, mancher große Herr saß schon hier, und ich selbst kenne die Bastille recht gut,

und doch hat der König keinen treuern Diener im ganzen Königreiche. Ich könnte Ihnen Geschichten erzählen, die ganz anders klingen, wie die Ihrigen. Aber dies ein andermal! Jetzt lassen Sie sich nur sagen, warum ich in der Bastille gesessen habe. Es war vor sechs und vierzig Jahren — ja — richtig — vor sechs und vierzig Jahren, als —"

Die Gräfin Dükastel stand auf Kohlen; ihr Gemahl würde in acht Tagen nicht fertig geworden seyn, wenn man ihn hätte forterzählen lassen. Sie unterbrach ihn durch die Frage, ob er dem Grafen schon seine Freiheit angekündigt hätte?

„Das habe ich wohl bleiben lassen; aus Ihren schönen Händen wird sie ihm weit angenehmer seyn" — war seine galante Antwort.

„Wer weiß?" — sagte sie flüchtig und mit einem Seitenblick auf den Grafen.

Hier kam dieser plötzlich von seiner Geistesabwesenheit zurück. — „Sie scheinen zu zweifeln, schöne Gräfin," — sprach er — „Sie haben unrecht. Die Geberin eines so kostbaren Geschenks giebt ihm doppelten Werth, und kann mich allein vergessen machen, daß man mir sehr übel mitgespielt hat, als man mich, gleich einem Verbrecher, hierher bringen ließ. Ich habe ge-

fehlt, ich gestehe es; aber nur gegen Sie und gegen noch eine, deren Schicksal zu erforschen mir die Freiheit, welche Sie mir ankündigen, zur nothwendigen Bedingung macht. Aber welches auch die Veranlassung zu meiner Verhaftnehmung gewesen seyn mag, bei Gott! man behandelte mich grausam und mit einer Strenge, die ich nicht verdient habe."

„Lassen Sie das jetzt," — nahm die Gräfin Dükastel das Wort — „die Zeit wird Sie hoffentlich überzeugen, daß man gute Absichten dabei hatte. Jetzt machen Sie sich gefaßt, in der Wiedervereinigung mit den Ihrigen jeden Kummer zu vergessen. Es steht Ihnen noch eine Ueberraschung bevor, auf die Sie sich vorbereiten müssen."

„Sie wird doch nicht? — O sagen Sie geschwind — ich beschwöre Sie, Gräfin." —

„Da sehn Sie selbst" — und in dem nemlichen Augenblicke trat seine Mutter aus dem Kabinet.

„Meine Mutter!" — sprach der Graf betroffen und kalt, als er sie erblickte, verneigte sich tief vor ihr, und ließ sich von ihr umarmen.

„Du weißt nicht, mein Sohn, wie unruhig ich deinetwegen gewesen bin, als ich Deine Entfernung aus Strasburg erfuhr. Ich schrieb

sogleich an unsern Vetter, den Gesandten in Paris, um ihn zu bitten, deinen Aufenthalt zu erforschen. Vor acht Tagen meldet er mir, daß du in der Bastille säßest, ich eile mit meinen Freunden hieher, erfahre, daß ein Mißverständniß schuld daran ist, und bin glücklich genug, sogleich deine Freiheit zu erhalten."

„So also hängt die Sache zusammen. Es ist doch gut, Frau Gräfin, daß Sie dem Herrn Gouverneur noch zu rechter Zeit zu Hülfe gekommen sind; ich wette, er würde sie mir ganz anders erzählt haben; nicht wahr Herr Graf?"

„Wie meinen Sie das?" — Vielleicht — stotterte der Gouverneur, seine Gemahlin gerieth in Verlegenheit und der Graf Rosenau bemerkte, daß sie ihm gewisse Zeichen gab, deren Bedeutung er zu errathen suchte. Seine Mutter ließ niemand zu Worte kommen; sie schlug vor, in die Stadt zurück zu kehren. Der Kommandant kam, um sich den Damen zu empfehlen. Man besah das Zimmer, welches der Graf bewohnt hatte; unbemerkt steckte er hier Sophiens Medaillon zu sich, und fuhr mit den Frauenzimmern in ihr Hotel.

Ohne zu wissen, weswegen man ihn eingekerkert hatte, war er auch wieder eben so aus dem Gefängnisse entlassen worden. — Das Schick-

sal spielt sonderbar mit mir — dachte er, als er sich mitten in dem Geräusche der Straßen sah, und Gegenstände wieder erblickte, wie sie ihm lange nicht vorgekommen waren. Seine Mutter sprach nicht ein Wort im Nachhausefahren, sie schien über irgend etwas nachzudenken, die Gräfin Dükastel sah schwermüthig aus, und der alte Herr fürchtete zu viel zu sagen und schwieg daher lieber ganz. So kamen sie im Hotel an. Der Graf Rosenau hatte erwartet, dort seinen Heinrich anzutreffen, aber ein ganz fremdes Gesicht trat ihm entgegen, und kündigte sich als seinen Bedienten an. Die Gräfin Rosenau bedauerte, daß Krankheit jenen verhindert habe, die Reise nach Paris mitzumachen, versicherte aber, daß er nachkommen werde, sobald es seine Umstände zulassen würden. — „Auch dies noch!" erwiederte der Graf mit vielbedeutendem Ausdruck, und zog sich in sein Zimmer zurück. Alle Herzlichkeit zwischen ihm und seiner Mutter war verschwunden; sie waren einander fremd geworden, und dieser falschen Behandlung muß man es zuschreiben, wenn er, auf dem Punkte, Sophien bei Seite zu setzen, und einen völligen Bruch mit ihr zu veranlassen, sich von neuem und immer fester an sie anschloß, und den Vorsatz faßte, sie, es koste was es wolle, den Nachstellungen

oder der Gewalt seiner Mutter auf immer zu entziehn.

Alles was er bisher gesehen und gehört hatte, überzeugte ihn, daß man ihm Dinge verberge, die zu wissen er gerade deswegen das größte Interesse haben mußte. Daß er auf Anstiften seiner Mutter festgenommen worden sey, darüber hatte er keinen Zweifel; aber was sie für Absichten dabei gehabt, das wußte er sich nicht zu erklären. Er kam indessen der Wahrheit ziemlich nahe, wenn er annahm, daß sie Sophiens Aufenthalt entdeckt, neue Anschläge gegen ihre Sicherheit gemacht, und um ihn zu verhindern, sie zu vereiteln, für nöthig gefunden habe, ihn eine Zeitlang außer aller Wirksamkeit zu setzen. Die verschiedenen Epochen, in welchen dieser Plan gefaßt und ausgeführt worden war, stimmten so genau mit Sophiens Verschwinden überein, daß er an seiner Existenz beinah gar nicht mehr zweifelte, und wenn ihm noch etwas völlige Gewißheit darüber geben konnte, so war es Heinrich's Entfernung, dessen Treue und gemachte Entdeckungen man gefürchtet hatte. Der Gräfin Dükastel schrieb er gleiche Absichten, wie seiner Mutter zu; er hatte sie geliebt, sie hatte ihm ein gleiches Geständniß gethan, und eine Frau vergiebt eher jede andere Beleidigung, ehe

sie verzeiht, ihre Schwäche einem Undankbaren verrathen zu haben. Sie konnte daher seine Verbindung mit Sophien nicht gut heißen, und er hielt es für bittern Spott, wenn sie ihn manchmal in Strasburg zu ihr zurück zu führen gesucht hatte. Ob ihr sein Aufenthalt bei der Marquise bekannt geworden sey, wußte er nicht, aber vermuthen konnte er, daß die Unbekannten nicht unterlassen haben würden, sie davon zu unterrichten, und wenn sie sein in Strasburg gehabtes nächtliches Abentheuer erfahren hatte, so mußte überdies auch noch Eifersucht gegen ihre ehemalige Freundin sie anspornen, sich mit seiner Mutter gegen ihn zu verbinden. Auf den Gouverneur war nicht zu rechnen; denn daß er von den Intriguen der Frauen gerade nur so viel wisse, um nichts davon ausplaudern zu können, dies konnte man leicht errathen, ob er sich gleich das Ansehn gab, als hätte er sehr wichtige Dinge zu entdecken.

So groß indeß die Schwierigkeiten auch wirklich waren, die der Graf von allen Seiten erblickte, so fühlte er doch tief in seiner Seele, daß ihn alles auffodere, Liebe, Freundschaft, Achtung und Ehre, nicht eher zu ruhen, als bis er Sophiens Aufenthalt wieder entdeckt, und sie vor seiner Mutter in Sicherheit gebracht habe.

Der Gedanke, die Marquise aufzusuchen, stieg nun auch einigemal flüchtig in ihm auf; aber da demselben Eitelkeit und Widerspruchsgeist, weit mehr als wirkliche Zärtlichkeit zum Grunde lagen, so hielt er ihn nicht fest, und glaubte nichts dabei zu verlieren, wenn es auch später geschähe.

Wo sollte er aber Sophien suchen, da er, seit ihrer Entfernung und seiner Entführung, jede Spur von ihr verloren hatte und Heinrich ihm fehlte, der ihm vielleicht allein etwas Bestimmtes hierüber sagen konnte? Indem er darüber nachdachte, fuhr ihm der Gedanke wie ein Blitzstrahl durch die Seele, daß die Unbekannten, die alles wüßten, auch davon wahrscheinlich unterrichtet seyn könnten. Der Arzt hatte ihm seine Adresse gegeben; was bedurfte er mehr, um sie durch diesen darum zu befragen? Ohne weiter lange zu überlegen, ließ er vorfahren, beschrieb dem Kutscher genau die Straße und das Haus, stieg ein und fuhr fort. Der Wagen hielt am Boulevard, in der Gegend des Tempels, vor einem ungeheuren Hause, dessen Nummer mit derjenigen stimmte, die der Arzt ihm gegeben hatte.

Der Graf wollte seinen Bedienten nicht wissen lassen, wen er suchte; er ging daher allein in das Haus, und erkundigte sich dort selbst

nach den Zimmern des Arztes. Der Thürsteher gab ihm beim Eintrit wenig Hoffnung, sie zu finden; nach seiner Erklärung wohnte niemand im Hause, der den angegebenen Namen führte, und habe auch nie da gewohnt. Ohne sich an diese Antwort zu kehren, stieg der Graf die Treppe hinan, um sich durch den Augenschein zu überzeugen, ob man ihm die Wahrheit gesagt habe?

Im ersten Stockwerk konnte ihn niemand zurecht weisen; er klopfte an alle Thüren, klingelte, wo er einen Drath sah, und fragte jeden, der ihm in den langen Gängen begegnete; aber kein Mensch kannte den Arzt, oder wollte von ihm gehört haben. Im zweiten ging es ihm nicht besser, und er stand schon im Begriff die Treppe wieder hinab zu gehn, als er einem jungen Mädchen begegnete. Er fragte es, ob es aus dem Hause sey? — „Mein Gott, nein, ich wohne weit von hier" — war die rasche Antwort — „und bin nur gekommen, eine Freundin zu besuchen."

„Auch ich suche jemand, der hier wohnen soll, den aber niemand kennen will."

„So? — Zeigen Sie mir seine Adresse, vielleicht kann ich Ihnen Auskunft geben."

„Hier ist sie." — Der Graf gab ihr die Karte.

„Sie sind der Graf Rosenau?“ — sprach das Mädchen lächelnd — „Mein Gott, wie einfältig bin ich, das nicht sogleich zu errathen. Sie haben sich vergeblich hieher bemüht; denn in diesem Hause wohnt Niemand, der einen Namen führt, wie der hier auf der Adresse. Aber warum gaben Sie sich auch die Mühe? Die Erklärung, die Sie von ihm verlangen, liegt in Ihrem Schreibpulte, und wenn Sie ein gewisses Packet aufmerksamer aufgemacht hätten, Sie würden sie schon längst gefunden haben. — Adieu!“ — eine tiefe Verbeugung, und verschwunden war die schalkhafte Schöne, ehe der Graf bei sich ausgemacht hatte, ob sie ihm die Wahrheit gesagt oder ihn zum Besten gehabt hätte.

Die Ueberzeugung nahm er indeß mit, daß der Arzt nicht in diesem Hause wohne, und daß die Unbekannten nicht mehr, wie es schien, gesonnen wären, mit ihm in eine nähere Verbindung zu treten. Daran war ihm im Grunde auch nicht viel gelegen, denn seine Absicht dabei war für den Augenblick nur, Sophiens Aufenthalt durch sie zu erfahren, und dann, um ihnen in der Folge desto besser entgegen arbeiten zu können. Alle Gaukeleien, womit sie ihm sonst umstrickt hatten, dies nahm er sich fest vor, soll-

ten

ten nun keinen Eindruck mehr auf ihn machen, und Wahrsager, Zeichendeuter, Somnambulisten und Geistererscheinungen ihm wohl zur Unterhaltung dienen, aber keine Gegenstände der Ueberzeugung seyn. Mit diesem Vorsatze langte er bei sich an, und hatte darüber das bezeichnete Packet schon ganz wieder vergessen. Das Mädchen sah zu schalkhaft aus, als daß es eine andere Absicht, als ihn anzuführen, mit ihm hätte haben können; überdies war ihre Erklärung so schwankend und ungewiß, daß sich nichts bestimmtes daraus herleiten ließ, und er fürchtete vor sich selbst erröthen zu müssen, wenn er wirklich in seinem Schreibepulte darnach suchte. Um also zu zeigen, daß er nicht darauf achtete, und sich jeden Vorwurf zu ersparen, wollte er nur Sophiens Medaillon heraus nehmen und es dann weiter gar nicht öffnen. Aber indem er dies that, ergriff er auch zugleich die Papiere, in die es eingewickelt gewesen war. Einige davon waren beschrieben, die Neugier reizte ihn sie zu lesen; man denke sich sein Erstaunen, als er folgendes herausbrachte:

„Sophie ist in Paris; sie wagte viel um Sie,
„mehr als Sie verdienen. — Jetzt ist sie in
„Sicherheit. — Ein Zufall giebt sie Ihnen
„wieder, so wie ein Zufall Sie an's Ziel führt.

„Als solchen gewöhnen Sie sich von nun an
„die Ereignisse zu betrachten; denn mehr sind
„sie im Grunde nicht für Sie, nachdem Sie
„es verschmäht haben, sich mit ihren geheimen
„Triebfedern bekannt machen zu lassen. —
„Dies ist der letzte Beweis von Theilnahme,
„den Sie von uns erhalten. Phantomen gleich
„ziehen wir uns zurück, ohne eine Spur von
„unserm Daseyn zu hinterlassen. Sie gewah-
„ren unsere Wirksamkeit nie wieder, oder nur
„zu einer Zeit, wo Ihr Entschluß schon fest
„und unverrückt stehn wird."

Der Graf Rosenau las und las und konnte nicht genug lesen; es war ihm, als wenn er noch mehr herausbringen müßte, als in den Worten lag. — „Sophie ist in Paris" — wiederholte er ganz leise; diese Nachricht freute ihn mehr, als man hätte erwarten sollen; sie beunruhigte ihn aber auch, denn er sah Sophien tausend Gefahren ausgesetzt, und sich außer Stande, sie unter den hunderttausend Einwohnern dieser ungeheuren Stadt heraus zu finden. Aber ein Zufall sollte sie ihm zuführen. Er hatte seinen Glauben an Zufälle verloren, so bestimmt sie auch auf sein und aller Menschen Schicksal einwirken, und Sophie war ihm viel zu theuer, um ihr Wiederfinden dem Zufall zu überlassen.

Kein Zufall, seine eigenen Bemühungen sollten sie ihm wieder zuführen; darin setzte er nun sein größtes Verdienst, und damit wollte er zugleich den Unbekannten beweisen, daß er, obgleich ihrer Oberaufsicht entlassen, dennoch seine Zwecke zu verfolgen und zu erreichen wisse.

Mit diesen Gedanken, auf welche ihn Sophiens Medaillon, das er jetzt wieder auf seiner Brust trug, sehr oft führte, beschäftigte er sich in den Stunden der Einsamkeit, und dachte dabei weder an das unbekannte Mädchen, das ihm zu dem räthselhaften Schreiben verholfen, noch an den Alten, der sich nun allem Anschein nach, gänzlich von ihm losgesagt hatte. — Seine Mutter trug Sorge dafür, ihn zu zerstreuen; er mußte sie in alle Gesellschaften begleiten, sie in die Oper führen, und durfte ihr fast keinen Schritt von der Seite weichen. Dies geschah theils aus Nothwendigkeit, weil sie, außer ihm, keinen männlichen Begleiter hatte, theils weil sie ihn dadurch abzuhalten hoffte, Sophien nachzuspüren, und nebenbei auch erwartete, daß ihm unter der Menge von Weibern und Mädchen, die er täglich zu sehen bekam, endlich eine auffallen und ihn an sich ziehen werde. Da aus ihrem ersten Plane nichts geworden war, so hatte sie nun die Absicht, sobald dies geschähe,

und sich gegen seine Wahl nichts einwenden ließe, ihn sogleich zu verheirathen, und um ihrem Zwecke so nahe als möglich zu kommen, benutzte sie jede Gelegenheit, ihn mit dieser Idee schon im Voraus vertraut zu machen.

Die Gräfin Dükastel, die bei allen Parthien und bei diesen Unterredungen fast immer zugegen war, beobachtete gewöhnlich ein tiefes Stillschweigen. Sie wollte ihrer Freundin nicht widersprechen, und wagte es doch auch nicht, ihr recht zu geben. Diese Bemerkung hatte der Graf schon längst gemacht; aber sey es nun, daß ihn seine eigene Zerstreuung davon abgehalten hatte, oder daß man ihm ausgewichen war, oder endlich, daß der Zufall sie nie auf eine geschickte Art in ein tète à tète vereinigt hatte, genug er hatte sie noch nie allein gesprochen, und sich gewisse Winke von ihr können erklären lassen, die sie ihm schon in der Bastille zu geben angefangen hatte, und jedesmal gab, so oft von seiner Verheirathung gesprochen wurde. Sie bewies ihm bei jeder Gelegenheit, daß sie nur noch die zärtlichste Freundschaft für ihn fühlte; ihre gegenwärtigen Empfindungen waren ein aus heißer inniger Liebe, Selbstgefühl, Tugend und Achtung für die Rechte Anderer, und dem Wunsche sie glücklich zu sehn, da sie es selbst nicht

seyn konnte, entstandenes Gemisch, und diese mannigfaltige Zusammensetzung gab ihrem ganzen Wesen eine gewisse leidende Sanftmuth und Heiterkeit, die ihr die Herzen weit mehr und auf eine uneigennützigere Art zueignete, als wenn sie mit allen ihren Geistes- und körperlichen Vorzügen sie zu fesseln gesucht hätte.

Als der Graf Eugen endlich Zeit und Gelegenheit gefunden hatte, diese gänzliche Veränderung ihres Charakters zu bemerken, fühlte er auch zugleich, daß so wie sie jetzt war, sie eine theilnehmende und tröstende Freundin für ihn werden könnte, eine Freundin, wie er sie sich in glücklichen Zeiten oft gewünscht hatte, und jetzt nicht entbehren konnte, wenn er seiner mit jedem Tage zunehmenden Schwermuth nicht erliegen sollte. — Es giebt Lagen und Unglücksfälle, in welchen der festere Sinn eines männlichen Freundes uns aufrecht erhalten, und mit Rath und Hülfe beistehn kann. Sie betreffen in der Regel unsre Verhältnisse zum Staate oder zur Gesellschaft. Aber nächst diesen giebt es noch Leiden, für welche wenig Männer Sinn haben; und können sie auch mit uns fühlen, so verstehn sie doch nie oder nur äußerst selten, diejenige Saite unsers Herzens zu berühren, wodurch uns Linderung und Ruhe wieder gegeben werden.

Eine weibliche Freundin aber ist hierin unübertreffbar, und wohl dem Jünglinge und Manne, der, wenn Seelenleiden, Kummer und Betrübniß seine Thatkraft lähmen, ihn abspannen und zu allem untüchtig machen, sich an dem Busen einer mitfühlenden, theilnehmenden Freundin ausweinen, sich zu ihr retten kann, wenn die Menschheit ihn anekelt und ihm gleichgültig ist, und neuen Muth, neue Kraft und Ausdauer im Guten und Schönen bei ihr findet; er besitzt einen Schatz, den alles Gold der Welt nicht aufzuwiegen vermag! Eine Geliebte ist nichts im Vergleich mit ihr; denn wenn jene oft zur Vermehrung der Schmerzen beiträgt, thut die Freundin alles, sie zu lindern. Mit sanfter Hand weiß sie heilenden Balsam auf die Wunde zu legen, mit zärtlich-schonender Sorgfalt sie zu pflegen; sie weiß dem Freunde jede Beschämung zu ersparen, sich ihm ganz hinzugeben, nur allein für sein Bestes zu sorgen und thätig zu seyn, und frühzeitig alles von ihm zu entfernen, was seine Zufriedenheit trüben, sein Glück stören kann. Wenigen Weibern ist es, leider! gegeben, solche Freundinnen zu seyn, und noch wenigern Männern, sie sich zu erwerben und zu erhalten! —

Die Gräfin Dükastel gehörte zu jenen, und der Graf besaß alle Eigenschaften, um ihren ho-

hen Werth gehörig zu würdigen. Liebe, tugendhafte Liebe muß die Seele des Weibes vorher erfüllt haben, wenn edle Freundschaft sie an die Schicksale eines Mannes fesseln soll. Diese Gefühle hatten die Gräfin Dükastel durchströmt, sie hatte feurig und stark geliebt, ihr Fall schien unvermeidlich zu seyn; aber sie bestand die schwere Probe, bewährte ihre Grundsätze, und konnte daher nun auch ohne Erröthen, ohne einen Rückfall zu befürchten und ohne Neid auf die weit erhabenere Stelle einer Freundin gerechte Ansprüche machen.

Daß sie dieses suche, darauf vorbereitet sey und keine andere Foderungen mehr an ihn mache, dies hätte der Graf, wenn er ihr so viel Selbstverläugnung zugetrauet, oder Zeit und Muße, sie genauer zu beobachten gehabt hätte, schon in Strasburg bemerken können. Aber von dem Bedürfniß der Mittheilung angetrieben ward er dies erst in Paris gewahr. Auch das unangenehme Gefühl, sich hier unter einer ungeheuren Menge von Menschen allein zu wissen, machte, daß er sich, mit jedem Tage, der Gräfin Dükastel immer mehr näherte, und statt der ehemaligen Geliebten, nun eine vertraute Freundin an ihr zu haben wünschte. Bei diesen wechselseitigen Gesinnungen, ist es nicht zu verwundern,

wenn sie sich nach jeder Zusammenkunft, wo sie sich ohne Zeugen sahen, immer enger an einander anschlossen, sich in einsamen Stunden jedesmal unaufgefodert aufsuchten, und sehr bald durch die innigste Vertraulichkeit, fester als je, und reiner und schuldloser aufs neue vereinigt wurden.

Durch seine Freundin erfuhr der Graf nun auch die Schicksale Sophiens, bis zu ihrer Entfernung aus Strasburg. Jedes Wort ihrer Erzählung ward zum Vorwurf für ihn, den Ungetreuen, den Wankelmüthigen, und die hohe engelreine Tugend und Unschuld der Geliebten verdunkelte alles um sich her so sehr, daß er kaum die schöne Selbstverläugnung der Gräfin, nach ihr, noch bewundernd verehren konnte. Durch diese erklärte sie ihm auch ihre Reise nach Paris, denn nur, um Sophien dort aufzusuchen, hatte sie sich entschließen können, seine Mutter dahin zu begleiten. Daß die arme Verfolgte sich nur nach Paris geflüchtet haben könne, hatte man, nach ihrem Verschwinden, um so mehr vermuthet, da sie, durch die im Kabinet mit angehörte Unterredung mit seiner Mutter, seine Gefangenschaft in der Bastille erfahren, und man den Tag nach ihrer Abreise, auch schon mit ziemlicher Gewißheit so viel durch Nachfragen herausgebracht hatte, daß sie, höchst wahrschein-

lich nach Paris gegangen sey. Die Gräfin Rosenau hatte das Anerbieten der Gräfin Dükastel, sie nach Paris zu begleiten, über alle Erwartung hoch aufgenommen. Man war sogleich abgereiset; unterweges war mehrmals die Rede von des Grafen Verbindung mit Sophien gewesen; jene hatte aber immer einen, wo möglich noch stärkern Widerwillen dagegen bezeigt, und seitdem sie in Paris waren, schon einigemal geäußert, daß sie nun endlich von dieser Abentheuerin nichts mehr zu befürchten habe, und daher ihre anderweitigen Plane ungestört werde durchsetzen können.

Der Graf erzählte der Gräfin Dükastel dagegen Alles, was ihm seit seiner Entfernung aus Strasburg begegnet war, ohne dasjenige, was ihm hierüber zum Vorwurfe gereichte, zu entschuldigen oder zu rechtfertigen. Er glaubte sich dessen um so mehr überheben zu können, da er, durch ein gewisses inneres Gefühl angetrieben, nun endlich einmal auch mit sich selbst einig geworden war, und bloß, von seiner Ueberzeugung und seinem Herzen geleitet, sich unaufgefodert entschlossen hatte, der Marquise Julie auf immer zu entsagen und Sophien wieder Alles zu seyn. — Wenn es möglich war, daß in der kurzen Zeit seines Aufenthalts in der Bastille und des dar-

auf genossenen vertrautern Umganges mit der Gräfin Dükastel, sein Charakter sich verändern und seine Grundsätze mehr Festigkeit erhalten konnten, so war er nun schon ein ganz anderer Mensch, und wozu er sich selbst noch nicht ausgebildet hatte, da half ihm jetzt die Freundschaft täglich neue Fortschritte zum Erhabenen und Vollkommenen machen. In dem nemlichen Verhältnisse, als er dies that, trat auch Sophiens Bild immer lebhafter vor seine Seele; er schämte sich nun der Verirrungen, die eine Zeitlang sie ihn hatten vernachlässigen lassen, fühlte, wie ungerecht er an ihr gehandelt, und hatte keinen lebhaftern Wunsch, als sich ihrer von neuem würdig zu machen. In der Erfüllung dieses Wunsches erblickte er jetzt einen noch nie gekannten Reiz, und seine Liebe erhielt dadurch wieder einen eben so schwärmerischen Schwung, als sie nach seiner ersten Trennung von der Geliebten gehabt hatte.

Beide Freunde waren einig, daß, da die Gräfin Rosenau von Sophiens Schicksalen höchst wahrscheinlich unterrichtet sey, man sie durchaus gewinnen müßte, wenn man Sophiens Aufenthalt entdecken wollte. Aber ihr dieses Geheimniß zu entlocken, dazu konnte sich die Gräfin Dükastel nicht verstehen; sie fürchtete, sich ihr

verdächtig gemacht zu haben, seitdem sie in Paris waren, und wenn dies wirklich der Fall war, so durfte sie sich auch keinesweges schmeicheln, etwas bei ihr auszurichten. So viel war gewiß, daß sie ihr seit einiger Zeit über ihre Plane nichts mehr mittheilte, und bei Allem, was sie that, ihren Vetter, den Gesandten, allein zu Rathe zog. — Der Graf Eugen mußte sich also entschließen, jenen Versuch selbst zu wagen, und da ihm sein Alter und seine Vermögensverhältnisse jetzt nur noch eine freiwillige Abhängigkeit von seiner Mutter auflegten, so hoffte er um so mehr bei ihr auszurichten, wenn er eine Genehmigung nachsuchte, die er im Grunde nicht mehr nöthig hatte, zu erbitten. Man kam überein, die Gräfin Rosenau geradezu über Sophiens Aufenthalt zu befragen und sie seiner Verbindung mit ihr geneigt zu machen, wenn sich die Gelegenheit nicht selbst dazu anbieten sollte. Die Gräfin Dükastel hegte über diesen Punkt äußerst liberale Grundsätze; sie erkannte keinen andern Adel an, als den der Seele und der Gesinnungen, und war der Meinung, daß, wenn man so viel Tugend und ein so hohes Verdienst, wie Sophie, besitze, ein Herzog und Pair von Frankreich es sich zur größten Ehre anrechnen müßte,

wenn sie sich herabließe, ihm ihre Hand zu geben.

Der Graf Eugen durfte nicht lange auf die gewünschte Gelegenheit warten. Sey es nun, daß seine Mutter Sophiens Wiedererscheinung nicht für wahrscheinlich hielt, oder sich einbildete, ihr Sohn finde Geschmack an einer reichen jungen Erbin, die er oft zu sehen pflegte; genug, sie glaubte, diesen Umstand benutzen zu müssen, um seine Gesinnungen zu erforschen, und wenn sie ihren Planen günstig wären, so hatte sie im Geheim schon Alles vorbereitet, um ihm das Zurücktreten unmöglich zu machen. Mit dem Vorsatz, nur dann ihrer Absicht näher zu rücken, wenn ihre Vorschläge Eingang fänden, knüpfte sie mit ihm eines Morgens, als er bei ihr im Kabinette war, ein Gespräch über die zuvorkommende Aufnahme an, die sie in Paris gefunden hatten. Von beiden Seiten wurden hierüber anfänglich viel Gemeinplätze gesagt; Mutter und Sohn verriethen sich lange nicht, die Unterredung ward immer alltäglicher und die Gräfin war schon in Gefahr, einen der glücklichsten Momente vorbeistreichen zu sehen, ohne sich versichert zu haben, was sie für ihre Plane zu erwarten, oder zu befürchten habe. Um ihrem Sohne also näher zu rücken, wagte sie es end-

lich, den weiblichen Theil ihrer Bekannten aufzuführen. Der Graf blieb gleichgültig bei den meisten, fertigte einige ganz kurz ab, und nur als die junge Vicomtesse Varignier genannt wurde, schien er Feuer zu fassen.

Sie war gerade diejenige, auf welche seine Mutter schon längst ihr Auge geworfen hatte; nichts kam ihr daher erwünschter, als das lebhafte Interesse, mit welchem ihr Sohn von ihr sprach. Um ihn zu bewegen, sich noch bestimmter über seine Gesinnungen in Ansehung ihrer zu erklären, schien sie ihm zu widersprechen, und warf am Ende die Bemerkung, wie ganz von ungefähr hin, daß man fast sagen möchte, er sey in sie verliebt, wenn man ihn so lebhaft über sie deklamiren hörte.

Bis hierher hatte der Graf die Absichten seiner Mutter noch nicht geahnet, aber nun wurden sie ihm auf einmal deutlich. Es verdroß ihn, daß sie es nicht gewagt hatte, frei und offen gegen ihn zu handeln, und er nahm sich vor, sich nun eben so sehr gegen sie zu verstellen, als sie vor ihm sich zu verbergen nöthig gefunden hatte. In dieser Absicht gab er ihr zu verstehn, daß man ihm nicht unrecht thue, wenn man ihm Geschmack an der Vicomtesse, und vielleicht gar etwas mehr als Geschmack zutraute. Aber je

ernstlicher er hierüber sprach, desto mehr nahm es seine Mutter von der scherzhaften Seite. Sie schien nicht glauben zu wollen, daß er in so kurzer Zeit Feuer gefaßt haben sollte; sie erklärte das Ganze für einen Scherz, den er bloß ersonnen habe, um sie damit zu unterhalten, und als ihr immerfort widersprochen wurde, schien sie das Gespräch auf einmal abbrechen zu wollen, und rief: „Wenn es so ist, so bleibt dir nichts übrig, mein Sohn, als sie zu heirathen, und damit ist der Roman zu Ende."

„Das denke ich auch zu thun" — erwiederte der Graf mit fester Stimme — „sobald ich weiß, wo Sie sie haben hinbringen lassen."

„Wen? — Was? — Ich? — Von wem sprichst du, mein Sohn?"

„Von wem anders, als von Sophien!"

Auf diese unerwartete Wendung des Gesprächs war die Gräfin nicht vorbereitet; sie verlor die Fassung und verleitete dadurch ihren Sohn zu dem Irrthum, daß er glaubte, sie sey seinen Wünschen nicht mehr so sehr entgegen, als sie es ehemals gewesen war.

„Ja, Mutter" — fuhr er fort, indem er zu ihren Füßen sank — „nur mit Sophien allein kann ich glücklich seyn, und von Ihnen fodere ich sie wieder, wenn Ihnen die Zufrieden-

heit, die Ruhe und das Glück Ihres Sohnes nicht gleichgültig sind."

Mit Entsetzen und Verachtung wandte sich die Gräfin von ihm, indem sie ihr Gesicht mit dem Tuch bedeckte.

„Ich lasse mich durch Ihren Widerwillen nicht abschrecken; ihr Abscheu gegen diese Verbindung ist zu unnatürlich, als daß ihn Ihre bessere Ueberzeugung nicht endlich noch besiegen sollte."

„Nie! nie" — rief sie fast außer sich — „gebe ich meine Einwilligung dazu, daß mein Sohn einen Bastard in die Familie bringe!"

„Mutter!" — rief der Graf, und sprang, im Innersten empört, auf.

Sie fühlte, wie tief sie ihn gekränkt hatte, faßte sich schnell, und brach die Unterredung ab. Sie gab ihrem Sohn zu verstehen, daß sie in diesem Augenblicke Beide nicht in der Stimmung wären, der Vernunft zu folgen, die doch allein in einer so äußerst wichtigen Sache entscheiden müßte; sie versprach ihm, kalt und gelassen mit ihm Alles zu untersuchen, was sich für oder wider seine Verbindung mit Sophien sagen ließe, sobald sie im Stande seyn würde, sich mit diesem Gedanken ohne Leidenschaft zu beschäftigen, und bat ihn, sie jetzt zu verlassen, um ihr die nöthige Ruhe dazu zu verschaffen, sich aber ja

nicht weit zu entfernen, weil sie noch im Laufe des Tages mit ihm davon zu sprechen hoffe.

Diese letzte Erklärung schien dem Grafen Rosenau eine Aussicht zu öffnen, die ihm die Möglichkeit, Sophien einst noch mit Genehmigung seiner Mutter zu besitzen, in einer nicht gar zu weiten Ferne zeigte, und voll von diesem Gedanken, versprach er ihren Befehlen pünktlich zu gehorchen. Aber so hatte es seine Mutter nicht gemeint. Aus Furcht, von ihrem Sohne bestürmt und vielleicht gegen ihren Willen überrascht zu werden, oder wenn sie fest bei ihrer Meinung beharrte, ihn nur noch mehr zu reizen, und dadurch zu Schritten zu verleiten, die keinesweges in ihre Plane paßten, hatte sie die Unterredung auf eine dem Anschein nach sehr freundschaftliche und theilnehmende Art abgebrochen. Dadurch gewann sie Zeit zur Ueberlegung, um in Ansehung Sophiens solche Maaßregeln zu ergreifen, die den Absichten ihres Sohnes unübersteigliche Hindernisse in den Weg legten. Ueberdies hing es ganz von ihr ab, ob sie ihm ihr Versprechen in Absicht der zugesagten Unterredung halten wollte oder nicht; und in den ersten Augenblicken eines ruhigern Nachdenkens war sie auch wirklich nicht dafür; aber da ihr sehr viel daran gelegen war, zu erfahren, ob ihr Sohn

über

über Sophiens Aufenthalt mehr als bloße Vermuthungen hege, so ließ sie ihn schon nach Tische zu sich rufen.

Sie empfing ihn äußerst gütig und legte in ihr Benehmen, ihren Ausdruck und den Ton ihrer Stimme so viel mütterliche Zärtlichkeit, Liebe und Vertrauen, daß man sah, sie hatte sich gefaßt gemacht, ihn damit zu besiegen, wenn ihre Gründe keinen Eingang bei ihm finden sollten. — „Schon längst" — hob sie nach einigen gleichgültigen Fragen an — „habe ich gewünscht, mich gegen dich über einen Gegenstand zu erklären, der mir dein Herz mit jedem Tage mehr abwendig macht. Diesen Morgen hast du mir selbst Veranlassung dazu gegeben; und um dir zu beweisen, daß ich nicht die verschlagene, ahnenstolze und hochmüthige Frau bin, für welche du mich nach den Eingebungen Anderer halten mußt, scheue ich mich nicht, mein ganzes Betragen und meine Grundsätze deinem Urtheil zu unterwerfen."

„Verzeihen Sie, Mutter," — unterbrach sie der Graf — „daß ich es wage, Ihnen zu widersprechen. Nie nahm ich mir heraus, ein solches Urtheil über Sie zu fällen, und nie versuchte man es, Sie mir in einem so nachtheiligen Lichte zu zeigen."

„Das wollen wir gut seyn lassen, mein Sohn. Hier kommt es nicht mehr darauf an, wofür mich Andere halten, sondern was ich wirklich bin. — Du kannst nicht leugnen, daß du mich im Verdacht hast, als ob ich Sophien, wider ihren Willen, aus meinem Hause entfernt hätte. Aber ich versichere dich, daß ich völlig unschuldig daran bin. Ihr Vater, ein russischer Officier, kam, wie du schon weißt, sie mir abzufodern; er legte mir die deutlichsten Beweise vor, daß sie seine Tochter sey, und weder mein Gemahl noch ich, durften es sonach wagen, sie ihm vorzuenthalten. Sie reiste, von meinen Segenswünschen begleitet, ab; aus Berlin erhielt ich die letzte Nachricht von ihrem Vater; seit ihrer bekannten Entführung aber weiß ich nicht, was aus ihr geworden ist, ungeachtet ich alle meine Freunde in Deutschland und Rußland aufgeboten habe, mir über ihr Schicksal sichere Nachrichten zu verschaffen."

Der Graf Rosenau faßte bei dieser Erzählung seine Mutter starr in's Auge, aber sie veränderte keine Miene; sie war vorbereitet und gefaßt darauf. So leicht es ihm geworden wäre, sie zu überzeugen, daß ihr zweideutiges Benehmen ihm keineswegs entgangen sey, so sah er theils voraus, daß er damit nichts ausrichten

würde, theils mußte er befürchten, seine Mutter nur dadurch zu beschämen, und eine Mutter, die in den Fall kommt, vor ihrem Sohne erröthen zu müssen, hat schon aufgehört, Mutter gegen ihn zu seyn. Er stellte sich also, als zweifle er nicht an ihrer Erzählung, und gestand ihr offenherzig, daß er Sophien außerordentlich geliebt habe, daß er sie noch eben so sehr liebe, und fest entschlossen sey, sie zu heirathen, wenn er jemals ihren Aufenthalt entdecken sollte.

„Ich muß gestehen, mein Sohn" — nahm sie ganz gelassen das Wort — „ich habe es niemals glauben wollen, wenn man mich versichert hat, daß deine ehemalige Jugendgespielin einen so tiefen Eindruck auf dein Herz gemacht habe, und noch weit mehr war und bin ich noch davon entfernt, dich der Thorheit fähig zu halten, sie heirathen zu wollen."

„Ach, Mutter! Sie kennen Sophiens Werth nicht; sonst würden Sie eine Verbindung mit ihr unmöglich Thorheit nennen können."

„Sie mag schön geworden seyn, das gebe ich zu; auch kann Sie liebenswürdig und witzig seyn, Verstand haben und Kenntnisse besitzen. Allein dies sind Vorzüge, die sie mit hundert Andern gemein hat, denen dagegen nicht soviel andere Vollkommenheiten mangeln, als ihr."

„Aber, mein Gott! was kann denn, nach Ihrem eigenen Geständnisse, Sophien bei soviel Tugend und glänzenden Eigenschaften noch fehlen?"

„Ich habe diesen Morgen schon darauf angespielt, als du mich mit einer Erklärung überraschtest, die ich nimmermehr von dir erwartet hätte. Uebrigens sehe ich auch nicht ein, wozu dir meine Genehmigung nützen soll, so lange wir ihren Aufenthalt nicht kennen. Und dann muß ich dir gestehen, fürchte ich sehr, daß man mich hintergangen hat, als man sie mir abfoderte; der russische Officier war schwerlich ihr Vater, so wahrscheinlich er es zu machen wußte, und war er es nicht, so hat Sophie keinen Namen, kein Vaterland und keine Eltern."

„So viel sich an Ihrer Schlußfolge aussezzen ließe, so will ich doch jeden Satz für ausgemacht wahr und erwiesen annehmen; aber dann frage ich Sie dennoch: erhält Sophie nicht einen Namen, ein Vaterland und Eltern, wenn sie die Meinige wird?"

„Du urtheilst darüber wie ein Verliebter; aber glaube mir, es ist kein verjährtes Vorurtheil, kein lächerlicher Ahnenstolz, wenn ich darauf bestehe, daß der letzte Stammhalter der Gra-

sen Rosenau eine ebenbürtige und standesmäßige Gemahlin wählen soll."

„Und was wäre es denn, liebe Mutter, wenn es nicht Ahnenstolz und ein unserm Zeitalter und den in Umlauf gebrachten Meinungen allgemein widerstrebendes Vorurtheil wäre, ein Vorurtheil, wie man es hier in Frankreich gar nicht, und nur in dem gothischen heiligen römischen Reiche, zur Schande der Vernunft, noch kennt?"

„Dies liegt in der Verfassung beider Staaten; der Stand der Mutter hat in Frankreich auf den der Kinder keinen Einfluß; aber in Deutschland sollen sie ebenbürtig seyn, und ich denke, man kann nur dann auf den Namen eines guten Bürgers und getreuen Unterthanen Anspruch machen, wenn man sich auch denjenigen Gesetzen unterwirft, die in gewissen Augenblicken unsern Wünschen nicht angemessen sind."

„Ganz richtig; nur müssen sie deswegen nicht weniger einen vernünftigen Grund für sich haben und zur Beförderung des allgemeinen Wohls unumgänglich nothwendig seyn."

„Zweifelst du daran?"

„Sehr stark; denn wenn auch der Adel, in politischer Rücksicht, eine in jedem monarchischen Staate zweckmäßige Auszeichnung ist, so kann

ich doch nicht einsehen, warum ein Adlicher keine Bürgerliche heirathen soll, da nicht die Mutter, sondern der Vater den Kindern Stand und Namen giebt."

„Es geschieht, um alle Vermischung der Stände zu vermeiden."

„Dies ist es gerade, was ich tadele, was ich nicht nur in philosophischer, sondern auch in politischer Rücksicht, höchst nachtheilig und gefährlich für das Ganze finde. In jenen Zeiten der Barbarei, wo es in Europa nur zwei Klassen von Bürgern gab, Freie und Unterthanen, wo diese als Sklaven nur in Leibeigenschaft und Unwissenheit lebten, und jene nur allein durch ausgezeichnete Heldenthaten oder irgend eine Art von Bildung und Erziehung sich geschickt machten, sich der Person des Fürsten zu nähern und die ersten Aemter des Staats zu bekleiden, wo der Bürgerstand entweder gar noch nicht existirte oder für politische Geschäfte, und überhaupt für den Umgang mit Fürsten nicht ausgebildet genug war: da konnte es nicht anders seyn, der Adel mußte hervorgezogen und als der einzige Stand, der den jedesmaligen Hof- und feinern Weltton besaß, ausgezeichnet werden. Wozu aber anfänglich die Nothwendigkeit die Großen gezwungen hatte, dies ward in der Folge in ein aus-

schließendes Recht verwandelt; es bildete sich eine Scheidewand zwischen dem Adel und den übrigen Ständen, und so wie diese ihr Entstehen weit weniger politischen Gründen verdankt, als gewissen moralischen Verhältnissen, die jene nothwendig machten, eben so wurde sie auch in der Folge von beiden wechselseitig unterstützt und aufrecht erhalten. Aber alle diese Verhältnisse, die ehemals gegen sie waren, sind heute ganz zum Vortheil der Bürgerlichen, und es ist gar kein Grund mehr vorhanden, weswegen man den Bürgerstand noch mit eben dem Rechte abhalten könnte, sich mit Adlichen zu verbinden und sogar bei Hofe zu erscheinen, mit welchen man es vor mehreren hundert Jahren gethan hat. Und können Sie mir dies nicht ableugnen, so sehe ich auch nicht ab, warum eine Frau, aus diesem Stande gewählt, ein Fleck in einem adlichen Stammbaum seyn sollte."

„Ich habe dich ausreden lassen, mein Sohn, um dir zu beweisen, daß mein Widerwille gegen eine Verbindung, die ich nie für so ernstlich gehalten hätte, nicht Eigensinn, nicht lächerlicher Ahnenstolz ist, ob ich gleich gestehe, daß der Nachkomme verbunden ist, die von seinen Vorfahren ererbten Rechte eben so unversehrt und ungeschmälert wieder abzuliefern, als er sie er-

halten hat. Aber ich will mich auf das, was Recht ist, ganz und gar nicht einlassen, und dir nur die Sache von Seiten des Interesse darstellen, und du wirst bekennen müssen, daß deine Zufriedenheit, in so fern politische Verhältnisse sie geben können, unmöglich so groß seyn kann, als sie es seyn würde, wenn deine zukünftige Gemahlin nicht die Vorurtheile der Gesellschaft und eines Standes gegen sich hätte, mit welchem sie zu leben verbunden ist."

„Ich leugne nicht, daß ich nicht manche unangenehme Auftritte mit jenen hochadlichen Dummköpfen haben würde, die ihre ganze Auszeichnung und alle ihre Vorzüge in den Verdiensten ihrer Ahnherren finden. Aber bin ich denn durchaus verbunden, mit und unter ihnen zu leben? An Sophiens Seite verachte ich alle jene Zirkel, in welchen man nicht den wahren Werth des Menschen, sondern nur seinen politischen anerkennt, schätzt und hervorzieht, in welchen nichts darauf ankommt, durch sich selbst Etwas zu seyn, und es völlig hinreichend ist, wenn man sich auf große Verstorbene berufen kann."

„Das bildest du dir jetzt ein; aber alle diese schönen und heroischen Entschließungen werden ihren Nachdruck verlieren, sobald nach geschlossener Ehe der erste Taumel vorüber ist; du wirst

anfangen zu überlegen, Vergleichungen anzustellen, und ich fürchte, ich fürchte, was dir jetzt federleicht scheint, wird dich dann zentnerschwer zu Boden drücken."

„Auf die Gefahr wage ich es, Mutter, wenn Sie mir Sophien geben wollen." — Der Graf Rosenau stürzte hier aufs Knie nieder. — „Ja, Mutter" — fuhr er mit hoher Zärtlichkeit fort — „vertrauen Sie den Grundsätzen ihres Sohnes, vergessen Sie einen Augenblick die unglückselige Politik, seyn Sie nichts als Mutter, gute, liebende Mutter, und heiligen Sie durch Ihren Beitritt einen Bund, den Natur und Liebe schon unauflöslich geschlossen haben."

Die Gräfin Rosenau war mehr gerührt, als sie es sich wollte merken lassen, und es hätte vielleicht nur noch einen Augenblick einer dringenden Bitte bedurft, und sie hätte sich den Wünschen ihres Sohnes gemäß entschieden. Aber sein Schweigen, und besonders die Erwähnung des durch Natur und Liebe schon unauflöslich geschlossenen Bundes, verdarben Alles wieder. Indessen fand sie nicht für gut, sich zu verrathen; sie sah, daß sie mit Offenheit nichts ausrichten würde, und bestärkte sich immer mehr in ihrem bisher beobachteten, auf List und Verstellung gegründeten, Benehmen. Sie bedauerte also, daß

sie völlig außer Stande sey, die gewünschte Verbindung zu befördern, da ihr Sophiens Aufenthalt nicht nur völlig unbekannt sey, sondern sie auch nicht einmal wisse, ob ihr angeblicher Vater sich würde entschließen können, sie nach Deutschland zurück zu schicken."

Es war als stieße man dem Grafen Eugen einen Dolch durchs Herz, da er seine Mutter auf einmal eine Maske vornehmen sah, die sie, nach seiner Meinung, in keinem Augenblicke weniger, als jetzt, anlegen sollte. Er konnte sich nun nicht mehr enthalten, ihr deutlich zu verstehen zu geben, daß er sehr genau wisse, wie wenig an der ganzen Geschichte von Sophiens Abreise nach Petersburg sey, daß man sie ehemals in ein Kloster eingesperrt, und daß er jetzt wieder sehr gegründeten Verdacht habe, daß sie von neuem irgendwo in Paris festgehalten werde.

„Wenn du so sichere Nachrichten über Sophiens Aufenthalt hast," — nahm die Gräfin kalt und empfindlich das Wort — „warum fragst du mich denn, mich, die ich weder dir so viel Scharfblick, noch ihr so viel Anlage zu einer Romanenheldin zugetrauet hätte? Dann gestehe nur selbst, daß sie jede dazu nöthige Eigenschaft besitzt. Ohne Eltern und Namen, wird sie in einem fremden Hause auferzogen; aus Dankbar-

keit flößt sie dem einzigen Sohn eine schwärmerische Liebe ein; läßt sich, weiß Gott warum, von einem Menschen entführen, der sich für ihren Vater und einen russischen Offizier ausgiebt; wird — wie du sagst — in ein Kloster gebracht, entkommt glücklich aus demselben, wie ich vermuthe, reiset ihrem Geliebten nach Paris nach, wird hier für eine Abentheurerin gehalten, und wie ich aus deinen Reden schließe, ins Zuchthaus oder in sonst ein Gefängniß gebracht. Sage mir, mein Sohn, hast du je einen bessern Stoff zu einem Roman gefunden? Wenn er gehörig ausgeschmückt, mit rednerischen Floskeln und hochtrabenden Sentenzen ausstaffirt wird, und am Ende die Schöne ihren Liebhaber ins Brautbette führt, den Eltern und der gesunden Vernunft zum Trotz, so sage ich dir, es läßt sich gar kein reichhaltigerer Stoff zu einem Romane erdenken."

„Nun, weil Sie mich denn zwingen" — erwiederte der Graf leidenschaftlich — „so will ich jetzt alle Schonung bei Seite setzen. Ihr Werk war es ja, daß Sophie entführt und in ein Kloster eingesperrt wurde, dies weiß ich durch ihren Entführer selbst; mir gelang es, sie zu retten und in Sicherheit zu bringen. Aber Sie entdeckten sie von neuen, und fuhren fort die Unschuldige zu verfolgen. Sie floh vor Ihrer

Rache, die mich mit ihr zugleich treffen sollte. Dies war wenigstens Ihre Absicht, als Sie mich in die Bastille setzen ließen. Aber Sie erreichten nur zur Hälfte Ihren Zweck. Doch jetzt triumphiren Sie, und dies läßt mich fürchten, daß Sophie wieder in Ihrer Gewalt ist. Aber ich mache Sie verantwortlich für jede Kränkung, die ihr wiederfährt; von Ihnen fodere ich sie, wenn meine Bemühungen fruchtlos sind. Es ist jetzt nicht der minderjährige Sohn, der Ihnen dies erklärt; es ist der volljährige, reichsunmittelbare Graf Rosenau! — Sie verstehen mich doch Mutter?" —

So entfernte er sich, ohne die Antwort abzuwarten. Seine Mutter wollte sprechen und ihn zurück rufen, aber ihre Zunge war wie gelähmt; sie konnte kein Wort hervorbringen: Wuth, Beschämung, Rache und beleidigte Eitelkeit machten sie in diesem Augenblicke zu jedem andern Gefühl, zu jedem andern Gedanken unfähig, und durch den Widerstand gereizt, schwur sie sich selbst, daß nichts in der Welt sie von dem einmal gefaßten Entschluß abbringen sollte. — Wo Sophie war, wußte sie sehr gut, und erfuhr es auch ihr Sohn, so wenig Wahrscheinlichkeit dazu da war, so konnte sie nichts destoweniger gewiß seyn, daß er sie nicht noch ein-

mal entführen würde. Um aber ganz ruhig seyn zu können, mußte entweder ihr Sohn in eine andere Intrigue verwickelt oder Sophie gezwungen werden, einem Andern ihre Hand zu geben. Diese letztere Idee schien leicht ins Werk gesetzt werden zu können; sie nahm sich daher vor, sie mit dem Gesandten näher zu überlegen.

Der Graf Eugen hatte sich dagegen überzeugt, daß er sich, zum Vortheil seiner Verbindung mit Sophien, von seiner Mutter nichts mehr versprechen durfte. Er war sich nun ganz selbst überlassen, und wenn er sie nicht durch eigene Bemühungen entdeckte, von der Gräfin durfte er nicht erwarten, ihren Aufenthalt zu erfahren. Und in dem ungeheuren Paris eine einzelne Person aufzufinden, dazu kann nur das allerglücklichste Ungefähr jemand verhelfen. Hätte er des Ritters Adresse gehabt, er würde vielleicht mit ihm gemeinschaftlich gefunden haben, was er ohne ihn nicht zu entdecken hoffen konnte. Aber weder er, noch die Gräfin Dükastel kannten seine neue Wohnung, und als diese letztere bei der Marquise Julie vorfuhr, um durch sie vielleicht etwas von ihm zu erfahren, sagte man ihr, sie sey verreis't. In den Zirkeln, welche sie besuchten, waren der Ritter und die Marquise ganz fremd. Zwar schien es, als hätten sie eini-

gemal ihre Namen in denselben nennen gehört, allein da es mit Umständen und bei Erzählung einer gewissen Stadtneuigkeit geschah, zu der jene unmöglich Veranlassung gegeben haben konnten, so glaubten Beide unrecht gehört zu haben.

Und doch meinte man keinen andern damit, als den Ritter Peyrier und die Marquise Julie. So geheim diese letztere das Wagestück, mit dem Grafen Eugen in der Bastille vereinigt zu werden, betrieben zu haben geglaubt hatte, so kannte doch ganz Paris sowohl ihre Absicht als das unerwartete Fehlschlagen derselben. Dies hatte sie der Unvorsichtigkeit des Vicomte Lasieche und der Rachsucht des Ritters Peyrier zu verdanken. Kaum hatte sie jenen mit ihrem geheimen Plane, sich statt seiner in die Bastille führen zu lassen, bekannt gemacht, als er, bei einigem Nachdenken über diesen höchst sonderbaren Einfall, in die Aufrichtigkeit der Marquise Zweifel setzen zu müssen glaubte. Er kannte sie nur, wie man Frauen kennen lernt, mit denen man sich von Zeit zu Zeit in Gesellschaft befindet; daß sie eine Intrigue in Strasburg gehabt, hatte er gehört; wie aber ihr Anbeter von da auf einmal nach Paris in die Bastille versetzt worden sey, dies konnte er nicht begreifen, und eben dieser dunkle Punkt in ihrer Geschichte, machte ihn

zweifelhaft über ihre wahren Absichten. Aber der Ritter Peyrier, dies wußte er, hatte nähern Umgang mit ihr gehabt; er wußte, daß er mit ihr in Strasburg zusammengetroffen sey, es war daher wahrscheinlich, daß er auch ihre neue Intrigue kennen, und ihn über ihre Absichten zu beruhigen im Stande seyn werde.

Der Vicomte Lafleche hatte daher kaum die Marquise verlassen, als er zu seinem Freunde, dem Ritter, eilte und ihn mit den Vorschlägen, die ihm so eben gethan worden waren, bekannt machte. Wie erwünscht diese Eröffnung dem Ritter war, kann man sich leicht denken. Er hatte noch nie etwas bestimmtes über ihre neuen Plane erfahren können, setzte aber sehr richtig voraus, daß sie dennoch im Geheim sehr thätig seyn müsse. Da ihm seine Bemühungen, dem Grafen die Freiheit wieder zu verschaffen, mißlungen waren, und die Frau von Dalancourt ihn so umlagert hielt, daß ihm äusserst wenig Augenblicke für seine Freunde übrig blieben, so hatte er darüber die Marquise und ihre Intriguen ganz außer Acht gelassen. Aber nichts destoweniger wünschte er noch immer, sie zu kennen und zu hintertreiben, und wenn der Vicomte nicht so sehr mit sich selbst beschäftigt gewesen wäre, er hätte die geheime Freude nothwen-

dig bemerken müssen, die sich des Ritters bemächtigte, als er ihm die neuen Plane der Marquise mittheilte.

Diese war nun in seinen Händen, und es hing von ihm ab, ihr seine ganze Ueberlegenheit auf die empfindlichste Art fühlbar zu machen. Ohne recht zu wissen, wie er dies anfangen sollte, benahm er vorerst dem Vicomte jeden Zweifel in ihre Aufrichtigkeit, versicherte ihn, daß er sich ohne alle Furcht ihren Anordnungen unterwerfen könnte, und machte ihm nur zur Bedingung, den letzten entscheidenden Schritt nicht eher zu wagen, als bis er ihn mit dessen Ausführung bekannt gemacht, und seine Zweckmäßigkeit vorher mit ihm gehörig überlegt haben würde. Nachdem sich Beide ein wechselseitiges Stillschweigen zugesichert, und der Vicomte versprochen hatte, der Marquise seine Verbindung mit dem Ritter auf das sorgfältigste zu verbergen, überließ sich jener seiner gewöhnlichen Sorglosigkeit, und dieser überlegte, wie er die gemachte Entdeckung auf die kränkendste Art für seine Feindin benutzen sollte.

Es konnte nicht besser geschehn, als wenn er sie hinderte, sich mit dem Grafen Eugen zu vereinigen, und es ihr unmöglich machte, sich ferner für seine Befreiung zu verwenden. Wenn

er hinging und es angab, daß sie sich, statt des Vicomte, in die Bastille wolle führen lassen, so ward für diesmal ihre Absicht ganz unbezweifelt vereitelt. Aber dies hielt sie noch nicht ab, immer neue Intriguen anzuspinnen, wovon ihr am Ende doch eine oder die andere gelingen konnte. Er überlegte daher, ob es nicht möglich wäre, nur denjenigen Theil ihres Plans zu erfüllen, der eben so leicht für, als gegen ihre Absicht benutzt werden konnte. — Sie sollte festgenommen werden, dawider hatte der Ritter nichts; allein dies sollte so geschehen, daß sie statt dadurch mit dem Grafen vereinigt zu werden, nur noch mehr von ihm entfernt und gänzlich außer Stand gesetzt würde, sich ferner für ihn zu verwenden.

Hierüber ging er mit einem Kommis des Polizeilieutenants zu Rathe. Die Verbindungen der Marquise machten ihnen eine Behutsamkeit zur Pflicht, die sie ohnedies nicht nöthig gehabt haben würden. Sie durften es nicht wagen, sie unter ihrem Namen festnehmen zu lassen; dies würde, nach erfolgter Entdeckung, den Polizeilieutenant auf eine nicht zu entschuldigende Art kompromittirt haben, und als Vicomte Lafleche und in die Bastille, wollte sie der Ritter auch nicht gebracht wissen. Seine Absicht war vielmehr, sie in die Salpetriere zu schaffen. Dadurch zeig-

te man ihr zugleich, daß man sie entweder als eine Wahnsinnige oder als eine Frau ohne alle Grundsätze betrachtete, und in beidem lag die bitterste Kränkung. Aber um so gefährlicher war es auch, wenn sie die Urheber derselben einst entdeckte und im Stande war, Rache an ihnen zu üben. Der Ritter zweifelte indeß, daß sie dies je thun werde. Nach seiner Meinung mußte sie das größte Interesse haben, über den ihr angethanen Schimpf alle Publicität zu vermeiden, und dies würde schwerlich angehn, wenn sie ihn je deswegen zur Rechenschaft ziehen wollte.

In dieser Ueberzeugung ward er noch mehr bestärkt, als ihm der Vicomte hinterbrachte, daß sie mit ihm überein gekommen sey, sich in einem verdächtigen Hause festnehmen zu lassen. Schon dieser Umstand allein, mußte ihr in der Folge über Alles, was ihr sonst noch begegnen konnte, das tiefste Stillschweigen auflegen. Es wurde also nun ohne Anstand beschlossen, sie als eine Freundin des Vicomte, die, um ihn vor der Verhaftnehmung zu retten, die Polizei zu täuschen gesucht habe, in die Salpetriere bringen zu lassen. So wurde wenigstens die Sache dem Polizeilieutenant vorgestellt, der den Eifer seines Kommis billigte, ihm die nöthigen Befehle er-

theilte, und das Ganze seiner uneingeschränkten Leitung überließ.

„In der Salpetriere!“ — stöhnte die Marquise, als sie wieder zu athmen anfing — „in der Salpetriere!“ — wiederholte sie und sank in ihre erste Bewußtlosigkeit zurück. — Der Ritter und sein Freund, der Kommis vom Polizeiamte, hatten für ihre Bequemlichkeit mit einer Delikatesse gesorgt, die nicht schwer zu erklären ist. Die Marquise fand in ihrer neuen Wohnung alle Meublen wieder, die sie mit Vergnügen um sich hatte, sie ward eben so aufmerksam, wie in ihrem eigenen Hause bedient, und es fehlte ihr nichts als Gesellschaft und der Genuß der Freiheit. Aber sie war nicht im Stande, etwas von jenen Bequemlichkeiten zu bemerken; das Schreckliche, welches der Name dieses Gefängnisses von jeher für sie gehabt, und die eben so unvermuthete als grausame Täuschung in ihren angenehmsten Erwartungen, hatten sie in eine kalte Gefühllosigkeit versetzt, die sie gegen alles gleichgültig machte und einen Grad von Tiefsinn an ihr wahrnehmen ließ, der mit der Beschreibung, die man den Aufsehern des Hauses von ihr gemacht, ziemlich übereinstimmte, und jene daher nicht die geringste Verrätherei argwohnen ließ. Gleich einem Kinde ließ die Marquise mit sich ma-

chen, was man wollte; sie aß und trank, wenn man es ihr anbot, kleidete sich an, wenn ihre Jungfer sie dazu auffoderte, nahm aber nie ein Buch in die Hand, rührte auch weder Harfe noch Klavier an, antwortete nicht, wenn man sie anredete, saß oder stand den ganzen Tag in Gedanken vertieft und die Augen unbeweglich auf einen Punkt geheftet, und ließ nur von Zeit zu Zeit, und wie im Traume, die Worte hören: „In der Salpetriere! In der Salpetriere!"

Man hatte sie sogleich nach ihrem Eintritt in dies Gefängniß einem Arzte übergeben. Auch dies hatte sie sich gefallen lassen, war aber nie dazu zu bewegen gewesen, die vorgeschriebenen Arzneimittel zu gebrauchen. Ihr ganzes Aeussere flößte allen, die sie sahen, ein seltenes Interesse ein. Gewöhnlich kleidete sie sich in Weiß, ihr schwarzes Haar floß in Locken auf ihre Schultern herab; das Feuer ihrer Augen ward durch ihren Tiefsinn und einen gewissen Zug von Schwermuth gemildert, und dies gab ihr einen Ausdruck und Reize, die sie sonst nicht hatte. Sie schien oft an der Thätigkeit, die in den Höfen der Salpetriere statt findet, ein großes Vergnügen zu haben, und doch bemerkte man in dem nemlichen Augenblicke, daß sie mit ihren Ge-

danken weit davon entfernt war. Am liebsten befand sie sich allein, und sah es besonders gern, wenn man sie Abends im Dunkeln ungestört ihren Träumereien nachhängen ließ. Hier hatte ihre Jungfer sie verschiedentlich belauscht und sich überzeugt, daß ihr Zustand die gräßliche Folge eines geheimen Schmerzes und einer schrecklichen, plötzlichen Ueberraschung war; sie hatte sie oft den Namen Eugen mit einer Zärtlichkeit aussprechen gehört, die ihr keinen Zweifel mehr über die Lage ihres Herzens übrig ließ, und bemerkt, daß sie sich oft eben so sehr und in den rührendsten Ausdrücken über die Bosheit der Menschen beklagte, mit welchen sie das Glück, den Geliebten wieder zu sehn, sich zurück wünschte.

Diese Entdeckung veranlaßte den Arzt, ihre Theilnahme wo möglich rege zu machen; er hielt dies für das einzige Mittel, ihr Zutrauen einzuflößen, und den geheimen Kummer, die Ursache ihres Tiefsinns kennen zu lernen. Die Jungfer bekam den Auftrag, sie mit der Erzählung von wahren oder erdichten Leiden zu unterhalten und dadurch sich ihrer Stimmung zu nähern. Aber so geschickt sich diese dabei benahm, war doch nichts im Stande, die Marquise zum Sprechen zu bewegen; einige theilnehmende Blicke und

höchstens ein Seufzer waren alles, was sie von ihr erhielt. Erst nach einiger Zeit fing sie wieder an zu schreiben, verschloß aber sorgfältig jedes Blättchen Papier, oder verbrannte es, so bald sie es beschrieben hatte. Dies zeigte indessen schon ein gewisses Mißtrauen an, und der Arzt glaubte hierin ganz richtig die ersten Spuren von rückkehrender Vernunft und Ueberlegung wahrzunehmen.

Bald darauf gab sie noch einen größern Beweis von Theilnahme an dem, was um sie her vorging. Sie hatte mehrere Abende hinter einander, in der Nähe ihrer Wohnung, eine weibliche Stimme gehört, deren klagende Töne mit dem, was in ihrem Innern vorging, so sehr harmonirten, daß endlich die Neugierde in ihr rege ward, die Sängerin selbst kennen zu lernen. Als sie eines Abends, wie gewöhnlich, ganz allein war, schlich sie sich, wie sie glaubte, unbemerkt an die Thür des Zimmers derselben, und versuchte mit ihr Bekanntschaft zu machen. Aber sey es nun, daß man sie nicht wahrnahm, oder ihr nicht antworten wollte, sie mußte unverrichteter Sache wieder zurückkehren. Ihre Jungfer, die sie keinen Augenblick aus dem Gesicht ließ, hatte sie auch bei diesem Versuch belauscht und es sogleich dem Arzt hinterbracht. Dieser fand

für gut, die unbekannte Sängerin mit ihr in nähere Verbindung zu bringen, ob man jene gleich den erhaltenen Befehlen gemäß, mit niemand sprechen lassen, und immer auf das strengste bewachen sollte. Allein es kam darauf an, eine Unglückliche zu retten, und überdies sah sie so gut und unschuldig aus, daß man sogar hier, wo man so oft Gelegenheit hat, das Verbrechen unter der Larve der Tugend kennen zu lernen, sich von diesem Ausdrucke ihres Gesichts einnehmen ließ, die befohlne Strenge gleich anfänglich auf eigene Gefahr verminderte, und sie jetzt um so bereitwilliger der Marquise zuführte, weil man sich für die Genesung der einen, und die Linderung des Schicksals der andern die besten Folgen davon versprechen konnte.

Die unbekannte Sängerin war von der Polizei als eine verdächtige Frauensperson aufgehoben, und unter dem Namen, Louise Bellair, in die Salpetriere gebracht worden. Jedermann hatte sich hier gleich anfänglich sehr lebhaft für sie interessirt, und dieser erste Eindruck fand sich bald darauf vollkommen gerechtfertigt; man überzeugte sich, daß sie bei so viel Güte des Herzens und so ausgezeichneten Talenten, weder schuldig, noch eine strafbare Abentheurerin seyn könne. Als man ihr den Vorschlag that, sie

mit der Marquise bekannt zu machen, und ihr den Grund, aus welchem es geschähe, erklärte, gestand sie, daß sie auch Klavier und Harfe spielte, und wenn man ihr diese verschaffte, sie ihren Gesang damit begleiten würde. Man beschloß sogleich diese neue Entdeckung so zu benuzzen, daß sie sich von der Marquise bei der Harfe und beim Gesange des nemlichen Liedes, welches zuerst ihre Aufmerksamkeit erregt hatte, sollte überraschen lassen. Dies geschah schon den nächsten Abend. Man hatte Louisen, um sie der Marquise näher zu bringen, ein Zimmer in ihrer Nachbarschaft eingeräumt, ihr erlaubt, es nach Willkür zu verlassen, und die Verabredung mit ihr getroffen, daß sie die Thür halb offen lassen sollte, wenn sie, wie gewöhnlich, Abends wieder singen würde.

Alles geschah, wie man es verabredet hatte. Louise hatte kaum ihr klagendes Trauerlied angestimmt, als die Marquise ganz leise den lieblichen Tönen nachging, aber nicht wenig erstaunte, da sie die holde Sängerin ihrer Wohnung um vieles näher, und die Thür ihres Zimmers halb offen fand. Des Mißtrauens schon wieder fähig, ließ diese Bemerkung sie irgend einen geheimen Plan von Seiten ihrer Kerkermeister argwöhnen. Allein sie gab sich nicht die

Mühe, näher darüber nachzudenken, trat ungescheut in Louisens Zimmer und setzte sich, ohne ein Wort zu sprechen, ihr zur Seite. Da diese von ihrem Gemüthszustande unterrichtet war, so ließ sie sich, der Abrede gemäß, durch ihre Erscheinung nicht stören, spielte und sang, je nachdem sie sich für das eine oder das andere gestimmt fühlte, und nahm auf ihre Zuhörerin nicht die mindeste Rücksicht. Diese Zusammenkünfte dauerten mehrere Abende hintereinander fort, ohne daß ein Wort dabei gesprochen wurde. Zwar verrieth die Marquise bei manchen Liedern eine ganz außerordentliche Theilnahme, und schien sich oft kaum enthalten zu können, mit ihrer Stimme einzufallen. Aber noch waren die Fesseln ihres Geistes nicht gelöset, sie war sich noch nicht selbst wieder gegeben, und Vernunft und Wahnsinn lagen noch im Streit mit einander.

Dieser wurde endlich eines Abends, ganz zum Vortheil der erstern entschieden. Eine außerordentliche Rührung hatte sich ihrer beim Gesang eines neuen Liedes bemeistert; jedoch statt zu sprechen, wie Louise erwartet hatte, sprang sie plötzlich auf und entfernte sich. — Louise hatte Lieder der Liebe gesungen, in zärtlich schmachtenden Tönen ihre Schmerzen dem Echo

geklagt, und durch erschütternde Akkorde die in ihrem Innern tief aufgeregten Gefühle unnachahmlich geschildert. Da man ihr gesagt hatte, daß die Marquise höchst wahrscheinlich unglücklich liebe, so schrieb sie der, durch ihren Gesang, hervorgebrachten Erschütterung die plötzliche Entfernung derselben zu. Aber sie erstaunte nicht wenig, als die Marquise bald darauf wieder erschien und ihre Harfe mitbrachte. Durch Zeichen foderte sie Louisen zur Begleitung und zum Doppelgesang auf; die Schmerzen der Liebe rauschten durch die Saiten, von ihren Lippen flossen in schmachtenden Klagetönen ihre Leiden, ihre Seelen schmolzen in Eins zusammen; ein gemeinschaftliches Gefühl hatte sie vereinigt, ihre Geister näherten sich einander, die Körper folgten, und ehe sie es sich versahen, hielten sie sich eng umschlungen, weinten und schluchzten laut. Die Bande, in welchen die Marquise bisher, ihres Daseyns unbewußt, gelegen hatte, waren zersprengt, die Macht der Sympathie hatte sie gelöset, und Harmonie hatte sie ihr selbst wiedergegeben.

Die Dazwischenkunft eines Dritten stöhrte ihre Ergießungen. Wie aus einem tiefen und schweren Traume erwachte die Marquise. Der Ausruf: „Wie ist mir?“ — kündigte das zu-

rückgekehrte Bewußtseyn an; sie ergriff Louisens Tuch, um ihre mit Macht hervorstürzenden Thränen zu trocknen, umarmte sie noch einmal, seufzte: „gute Nacht! und entfernte sich. Ohne zu wissen, was sie that, nahm sie das Tuch mit, und verhüllte ihr Gesicht darein. So kam sie auf ihr Zimmer, entließ ihre Jungfer, blieb auf und weinte bis lange nach Mitternacht. Den andern Morgen ward sie ihren Irrthum mit dem Tuche gewahr, und zwar als sie bemerkte, daß etwas darin eingeknüpft war. Bei näherer Untersuchung fand es sich, daß es ein kleines goldenes Herzchen war, welches sich aufmachen ließ und im Innern ein weibliches Miniaturgemälde enthielt, auf dessen Rückseite der Name Sophie eingegraben stand.

Je mehr die Marquise dies Gemälde betrachtete, desto auffallender war ihr die Aehnlichkeit mit gewissen Familienzügen, von denen man auch auf ihrem Gesicht nicht undeutliche Spuren bemerken konnte. Daß das Original desselben in ihre Familie gehören müsse, daran zweifelte sie nicht nur nicht, sondern glaubte es auch für keine andere, als die unglückliche jüngere Schwester ihrer Mutter halten zu müssen. Die Schicksale dieser Frau waren so sonderbar, so verwickelt, daß sie sich nicht einen Augenblick wunderte, das

Porträt derselben in Louisens Händen zu sehn. Wie sie indessen dazu gekommen sey, war ihr dennoch räthselhaft; sie beschloß, sich unverzüglich Aufklärung darüber geben zu lassen. — Eine geheime Ahnung, über die sie sich keine Rechenschaft ablegen konnte, ließ sie wichtige Entdeckungen erwarten; sie fand sich unwillkürlich zu Louisen hingezogen, und was es auch war, Sympathie, Verwandtschaft oder der unwiderstehliche Reiz, mit welchem diese Jedermann fesselte; genug, die Marquise hätte in diesem Augenblicke die Wahrscheinlichkeit, daß sie ihr durch die Bande des Bluts angehöre, nicht aufgegeben, und wenn man ihr auch die deutlichsten Beweise vom Gegentheil gegeben hätte.

Louise hatte den Verlust des Tuchs noch gar nicht bemerkt, als die Marquise mit dem Medaillon in der Hand in ihr Zimmer trat. Sie erklärte ihr, wie sie dazu gekommen sey, entschuldigte sich und lenkte sodann ganz unvermerkt die Unterredung auf den Punkt, über welchen sie Aufklärung zu haben wünschte. Ohne mehr, als eine verzeihliche Neugierde vorauszusetzen, erzählte ihr Louise, was sie über dieses Medaillon und über ihre wahrscheinlich damit zusammenhängende Geburt wußte. Dies war äußerst wenig; denn da die Mutter des Grafen Rosenau sich

nie hierüber mit ihr unterhalten und ihr Geliebter auch nie mehr von ihrem Ursprung hatte erfahren können, als daß sie nicht seine Schwester sey, so war Louise — die keine Andere als Sophie ist — eben so wenig im Stande, der Marquise eine Auskunft zu geben, die zu weitern Entdeckungen hätte führen können. Indessen fiel ihr der Umstand doch auf, daß Sophie in Deutschland, und zwar am Main, war gefunden und erzogen worden, und hätte ihr diese noch überdies erzählt, wer ihre Pflegeeltern gewesen waren, so würde diese nähere Bestimmung vielleicht allein schon zu größern Aufschlüssen Veranlassung gegeben, aber gewiß auch in der Marquise Gefühle erregt haben, die der endlichen Entwickelung von Sophiens Schicksal sehr leicht wieder die größten Hindernisse entgegen setzen konnten.

Daß diese Beobachtung jedoch keinesweges in Anschlag gebracht wurde, versteht sich von selbst. — Sophie und die Marquise hatten einander nie gesehen, so genau sie sich auch kannten; in der Salpetriere waren sie unter fremden Namen mit einander in Verbindung getreten, und kaum war dies geschehen, als sie Beide nur darauf bedacht waren, ihre Freiheit wieder zu erhalten und bis dahin jede umständliche Erklärung über ihre Schicksale stillschweigend verschoben.

So kam es, daß keine, ihre geheimen Gefühle laut werden zu lassen, Zeit und Gelegenheit fand; keine nannte den Grafen Rosenau, und so lange dies nur nicht geschah, fiel es auch keiner ein, die nähern Verhältnisse zu errathen, in welchen sie mit ihm und zu einander standen.

Sophie hielt daher die Vermuthungen der Marquise über ihre Geburt für Aeußerungen eines noch nicht ganz geheilten Wahnsinns, und legte keinen Werth darauf, und diese hingegen blieb fest bei der einmal gefaßten Meinung, und behauptete, in ihr die verloren gegangene Tochter ihrer unglücklichen Tante wiedergefunden zu haben. Im Grunde aber mochte wohl ihr gemeinschaftliches Schicksal sie am meisten zu Sophien hinziehen; sie war unglücklich, wie sie, litt, wie sie, geheimen Kummer, und war noch überdies, wie es schien, von der ganzen Welt verlassen; ein Fall, in welchem sich die Marquise nicht mehr befand, sobald sie wieder zu überlegen fähig war. Und brauchte es mehr als das, um sie jedes Mittel zu ihrer eigenen, und folglich auch zu Sophiens Befreiung aufbieten zu lassen? Daß die ihrige vorangehen mußte, daran war kein Zweifel; aber sobald diese erfolgt war, sollte auch Sophie wieder in Freiheit gesetzt werden: dies schwur sie ihr heilig.

Sie hatte nicht zuviel versprochen. Den nemlichen Tag noch verließ sie die Salpetriere, dies verdankte sie ihren Freunden und ihrer Unschuld, und den folgenden Morgen schon konnte sie Sophien abholen.

Der Polizeilieutenant war nicht wenig betroffen, als er durch den Bruder der Marquise das ungeheure Versehen seines Kommis kennen lernte, gerieth in die größte Verlegenheit, und wußte nicht, wie er sich und seinen Officianten deswegen entschuldigen sollte. — Der Befehl zur Loslassung der Marquise ward augenblicklich ausgefertigt; sie verließ noch an dem nemlichen Tage die Salpetriere, und den andern Morgen erschien sie schon vor den Polizeilieutenant, um Sophiens Freiheit zu bewirken.

Ehe sie noch ein Wort vorbringen konnte, hatte er ihr schon tausend Entschuldigungen über das Vorgefallene gemacht. Da sie jedoch überzeugt war, daß er, gleich ihr, durch List und Intrigue hintergangen worden war, so nahm sie seine Entschuldigungen nicht an, bat ihn, das Vergangene zu vergessen, wenn im Publikum davon gesprochen werden sollte, es geradezu ableugnen zu lassen, und überhaupt alle ihm zu Gebote stehende Mittel anzuwenden, damit der ganze Vorfall so wenig als möglich bekannt wür-

de. Als Unterpfand der wieder hergestellten Freundschaft verlangte sie Sophiens Befreiung. — Sie würde ihr ohne alle Widerrede zugestanden, obgleich der Kommis, der den Entlassungsbefehl zur Unterschrift vorlegte, Manches dagegen anzubringen hatte, das, wenn man es nicht überhört und genauer erwogen hätte, der Marquise auf einmal die Augen geöffnet haben würde, und sie schwerlich noch eine Großmuth hätte üben lassen, die nothwendig zu ihrem größten Nachtheil ausschlagen und ihr ganzes Glück zerstören mußte.

Aber desto größere Ehre machte es ihrem Herzen, daß sie keinen andern Gedanken fassen konnte, so lange der leidenden Freundin, der unglücklichen Verwandten, wofür sie Sophien hielt, Ruhe und Freiheit nicht wiedergegeben war. Ihr Bruder, gegen den sie bis jetzt allein die Vermuthung geäußert hatte, daß jene ein Mitglied ihrer Familie sey, war um so mehr mit ihr darüber einverstanden, da er genau wußte, daß die jüngere Schwester ihrer Mutter in Deutschland mit einer Tochter niedergekommen war, die angeblich dort gestorben seyn sollte. — Die Marquise eilte, sie aus der Salpetriere abzuholen, und fuhr, ohne sich irgendwo aufzuhalten oder abzutreten, gerades Weges dahin.

Es war ein schöner Morgen; die Luft war heiter

heiter und rein; den Himmel deckte ein feines, durchsichtiges Blau, Ruhe und Stille herrschten in den entlegenern Vorstädten der geräuschvollen Stadt, und der botanische Garten, an welchem der Weg hinläuft und die ganze Gegend umher luden zu schwärmerischem Nachdenken ein. Selbst die Marquise konnte sich der Einwirkung dieser magischen Zauberei der Natur nicht erwehren; sie vergaß auf Augenblicke Sophien, um sich nur mit dem Glück zu beschäftigen, den Liebling ihres Herzens, den Grafen Eugen, bald wieder zu besitzen. Sie dachte sich ihn noch in der Bastille, und fluchte dem Ritter und dem Vicomte Lafleche, daß Beide sie so schändlich hintergangen und seine schnelle Befreiung auf die grausamste Art von der Welt gehindert hatten. Auch sich selbst machte sie Vorwürfe, daß es ihr nicht eingefallen war, zugleich mit Sophiens Befreiung, auch die seinige vom Polizeilieutenant zu erbitten. Sie konnte aus seinem Benehmen gegen sie schließen, daß er ihr diese Bitte nicht abgeschlagen haben würde, und es war unverzeihlich von ihr, daß sie diese Stimmung nicht benutzt hatte.

Dagegen aber nahm sie sich fest vor, ihrem Geliebten vollen Ersatz dafür zu leisten, sobald ihre Verwandte befreit und er ihr wiedergege-

ben seyn würde. Beides, ihr Herz und ihre Eitelkeit, machten ihr dies zur Pflicht; sie wollte ihn für das, was er um ihretwegen gelitten hatte, belohnen, und dem Ritter und ihren Feinden zeigen, daß man sie wohl eine Zeitlang, aber nicht auf immer vom Ziele entfernen könne. Dieser Beweggrund hatte wichtigen Einfluß auf ihre Entschließungen, und ihr Antheil weiblicher Nachsucht fand sich durch die nahe Befriedigung derselben beinah eben so geschmeichelt, als ihr Herz im Voraus von der Wonne, den Grafen Rosenau bald wieder in ihre Arme zu schließen, entzückt ward.

Sie war ganz damit und mit den Freuden, die ihrer in der Zukunft warteten, beschäftigt, als ihre Pferde in der Nähe des botanischen Gartens auf einmal scheu wurden, auf die Seite sprangen und durch die dadurch dem Wagen mitgetheilte heftigere Bewegung sie aus ihren süßen Träumereien weckten. Ein Reiter war aus einer Seitenstraße angesprengt gekommen und hatte, durch seine unerwartete Erscheinung, diese kleine Unordnung verursacht. Da er vor dem Wagen herritt, so hatte die Marquise Zeit, ihn zu beobachten. Er schien ihr bekannt zu seyn, und dieses Urtheil ward in ihr durch eine gewisse geheime Ahnung bestätigt, von der sie sich kei-

nen Grund angeben konnte. Ihr Kutscher erhielt Befehl, schneller zu fahren, um den Fremden einzuholen. So blaß und abgehärmt er war und so tiefe Leiden sein Blick verrieth, erkannte die Marquise nichts destoweniger sogleich in ihm den Grafen Rosenau; aber seine Erscheinung hatte sie so sehr überrascht, daß sie zurück in den Wagen fiel und kein Wort sprechen konnte. Unterdessen war sie bei ihm vorbeigefahren und hatte ihn nun im Rücken. Um ihm Zeit zu verschaffen, ihr wieder näher zu kommen, befahl sie, still zu halten. Den Schleier zurückgeschlagen, zitternd und den Anblick des leidenden Geliebten fürchtend, wartete sie auf seine Annäherung.

Der Graf Rosenau glaubte, als er den Wagen still halten sah, es sey ihr ein Unglück zugestoßen, gab seinem Pferde die Spornen, eilte herbei und öffnete schon den Mund, um ihr seine Hülfe anzubieten, als er in der Fremden die Marquise erkannte. — Wegen der mißlungenen Versuche, Sophiens Aufenthalt zu entdecken, war er schon längst mit sich uneins und mit dem Schicksale gespannt, und diese Erfahrungen hatte er nicht gemacht, ohne daß seine natürliche Heiterkeit, sein Frohsinn und seine gute Laune dabei gelitten hätten. Ueberdies hatte er sich noch nicht recht von seiner letzten Krankheit er-

holt, und dies und eine gewisse Melancholie, die Folge seiner Verhältnisse, gaben ihm zugleich ein eben so leidendes als interessantes Ansehen. Um sich zu zerstreuen, pflegte er des Morgens in die Gegend um Paris zu reiten, und seine Absicht war diesmal, Bicetre zu besuchen, als er auf die unerwarteteste Art von der Welt davon abgehalten wurde.

Es war mehr Ueberraschung, als jenes freudige Staunen, von welchem wir uns, bei dem plötzlichen und unerwarteten Wiederfinden eines theuern Freundes, ergriffen fühlen, was in diesem Augenblicke den Grafen Rosenau der Sprache beraubte. Die Marquise erklärte sich sein stummes Staunen ganz ihren Wünschen gemäß; sie hatte ihn schon mit zehn Fragen bestürmt, ehe er noch auf die erste eine Antwort hatte finden können, und je mehr sie in ihm drang, desto größer ward seine Verlegenheit. Ein gewisses unwillkürliches Gefühl flüsterte ihm leise zu, daß er ihr nicht mehr das sey, nicht mehr das seyn könne, was er ihr ehemals gewesen war, und Gefühle zu heucheln, dazu war er noch nicht ausgebildet, nicht verderbt genug. Zum Glück für ihn erlaubte der Ort, wo sie einander wiederfanden, nicht, eine so lebhafte Unterredung anzufangen, wie sie hätte ausfallen müssen, wenn

seine Gefühle noch die nemlichen gewesen wären und die Marquise sich den ihrigen hätte überlassen können. Man begnügte sich daher von beiden Seiten mit jenen nichtssagenden Erklärungen, die, so oft sie auch im gesellschaftlichen Leben vorkommen, dennoch nicht abgenutzt werden. Der Graf rechtfertigte sein blasses Aussehen durch die ausgestandene Krankheit, machte sie mit den Umständen seiner Entlassung aus der Bastille bekannt, erzählte ihr, daß seine Mutter in Paris sey, und ließ sich dagegen von der Marquise Alles haarklein auseinander setzen, was sie, nach seiner Entfernung, gelitten und zu seiner Befreiung angewandt hatte.

Unter dieser Unterredung, die in der menschenleeren Gegend des botanischen Gartens statt finden konnte, ohne daß es Aufsehen erregte, waren sie bis in die Nähe der Salpetriere gekommen. Hier ließ die Marquise still halten, stieg aus und foderte den Grafen auf, sie in dies Gefängniß zu begleiten. Mit wenigen Worten erzählte sie ihm ihren dortigen Aufenthalt, schilderte ihm die neue Bekanntschaft, die sie hier gemacht hatte, und sagte ihm überhaupt so viel zum Lobe derselben, daß der Graf höchst neugierig ward, die Unbekannte kennen zu lernen.

„Wahrhaftig, Sie verlangen, ich soll Ih-

nen weit mehr sagen, als ich selbst von ihr weiß;" — dies war der immer wiederkehrende Refrain, mit welchem die Marquise seine gehäuften Fragen über die Geburt, den Stand und Familiennamen derselben beantwortete. Sie wußte im Grunde auch wirklich nicht mehr von ihr, als daß sie ihre Eltern und ihren Geburtsort nicht kannte, Luise heiße, und wahrscheinlich die jüngere Tochter ihrer Tante Sophie sey. Aber damit war der Graf nicht zufrieden; der Name Sophie schlug so sonderbar an sein Herz; es schien ihm, als könne nur Eine so heißen, und durfte er nicht, nach Allem, was ihm schon begegnet war, erwarten, daß er diese Eine endlich da finden würde, wo sie am allerwenigsten hingehörte? Die Marquise ließ ihm indessen nicht viel Zeit zum Ueberlegen übrig; ohne sich an seine Einwendungen zu kehren, riß sie ihn wider Willen mit sich fort, und er stand schon in Sophiens, durch die herabgelassenen Vorhänge ganz verdunkeltem, Zimmer, als er kaum die Möglichkeit, sie hier wieder zu finden, zu ahnen gewagt hatte.

„Sophie!" — „Mein Eugen!" — riefen Beide zugleich aus, als sie näher getreten waren. An der Stimme hatten sie sich erkannt, und in dem nemlichen Augenblick lagen sie einander in den Armen.

Ein dichter Schleier fiel plötzlich von den Augen der Marquise; der ganze Zusammenhang dieses Auftritts lag klar und entwickelt vor ihr da; überrascht und tief erschüttert glich sie einer Bildsäule, ohne Leben, ohne Bewegung; ihr Auge starr zur Erde geheftet, sah sie nicht mehr was vorging. Sophie! Mein Eugen! tönte es unaufhörlich in ihrem Innern wieder; sie fühlte die Nothwendigkeit eines schnellen Entschlusses, und war doch nicht im Stande, zwei Ideen an einander zu reihen; ihr Zustand war schrecklich; selbst der Ritter, ihr ärgster Feind, würde Mitleid mit ihr gehabt haben. Ein guter Genius flüsterte ihr endlich leise zu, sich zu entfernen, und die Lage der beiden Liebenden, die über dem Glück, sich wiedergefunden zu haben, Himmel und Erde vergaßen, gestattete, daß es unbemerkt geschehen konnte; im Freien hoffte sie eine Fassung wieder zu erhalten, die ihr noch nie so sehr gefehlt hatte, als in diesem Augenblick.

„Hab' ich dich wieder!" — damit bezeichnete der Graf Eugen den Uebergang des ersten Freudenparoxismus. — „Hab' ich dich wieder!"— wiederholte Sophie, und von neuem schloß sie den Geliebten in ihre Arme. Alles, was ihnen begegnet war, schien ihnen lange ein Traum zu seyn, und ihr unerwartetes Wiedersehen ließ sie

befürchten, sie möchten sich außerhalb den Regionen der Wirklichkeit befinden. Aber die Gefühle, die sie durchströmten, und die hohe Seligkeit, die jede ihrer Adern schwellte, konnte unmöglich Täuschung seyn.

Sie erzählten einander in abgebrochenen Fragen und Antworten, was ihnen seit ihrer Trennung begegnet war. Der Graf würde in jedem andern Augenblicke gezürnt haben, daß Sophie es hatte über sich erhalten können, eine Zeitlang in seiner Nähe zu seyn, ohne in seine Arme zu eilen. Er zitterte, wenn er die Gefahren überdachte, welchen sie auf ihrer Reise nach Paris ausgesetzt gewesen war, schwur Allen, die sie verfolgt hatten, blutige Rache, und wenn er besonders die Urheber ihrer Verhaftnehmung hätte entdecken können, er würde ihrer nicht geschont haben, wenn sich auch seine eigene Mutter unter ihnen befunden hätte. — Daß diese indeß wahrscheinlich die einzige Veranlassung dazu gewesen war, davon waren Beide leider nur zu sehr überzeugt, und diese Ueberzeugung minderte um Vieles die Wonne des gegenwärtigen Augenblicks.

Ein Strahl der Hoffnung war jedoch Sophien geblieben, und so schwach er war, so hielt sie ihn nichts destoweniger fest; er war jetzt ihre einzige Stütze, und eben deswegen von großem

Werthe für sie. Graf Eugen hätte gewünscht, sie darin bestärken zu können; aber wenn auch ihre Geburt schon wirklich ausgemittelt gewesen wäre, so war sie deswegen doch noch nicht allen Verfolgungen entgangen. Dies fühlte Sophie selbst, als sie den ganzen Zusammenhang der Verhältnisse, in denen sie sich befunden, genauer kennen gelernt hatte. Wenn jedoch ihr Eugen sie nicht so gewiß versichert hätte, daß ihre Freundin aus der Salpetriere eine und die nemliche Person mit der Marquise Julie sey, sie würde Mühe gehabt haben, es zu glauben. Diese kannte sie nur durch die Beschreibung, welche ihr die Gräfin Dükastel von ihr gemacht, und durch die geheimen Intriguen, die sie ehemals angesponnen hatte, um sich des Grafen zu bemächtigen; und Beides war hinreichend gewesen, um in Sophiens reiner, unbefangener und mit dem Benehmen der Menschen aus der großen Welt, völlig unbekannten Seele, ein Bild von der Marquise aufzustellen, das keinen der sanften und hinreißenden Zügen zeigte, die sie an ihrer Freundin aus der Salpetriere kennen gelernt hatte.

Jene erste Vorstellung von der Marquise Julie behielt indeß bei Sophien, als sie einige Augenblicke nachgedacht hatte, die Oberhand. Der

Graf Eugen war hierüber mit Sophien völlig einverstanden, und hatte auch ungleich mehr Ursache dazu, da er so oft schon sich von der Rachsucht der Marquise, ihrer Kühnheit und Verschlagenheit zu überzeugen Gelegenheit gehabt hatte. Ueberdies glaubte er in diesem Augenblicke mehr als jemals von ihr befürchten zu müssen; ihre Leidenschaft, anstatt durch die gewaltsame Trennung geschwächt zu werden, war, wie es schien, zu einer noch höhern Schwärmerei angewachsen, und es ließ sich also leicht voraussehn, daß ihre, noch besonders durch den Umstand, daß sie selbst den Geliebten in Sophiens Arme geführt, tiefgekränkte Eigenliebe, sie alles Mögliche werde anwenden lassen, um den Liebenden wenigstens die süßen Vortheile, welche sie sich aus diesem eben so unerwarteten, als seltenem Zusammentreffen für die Zukunft versprachen, wieder zu rauben. — Wäre der Graf nicht vollkommen überzeugt gewesen, daß er Sophien in seine Arme schließe, und daß es die Marquise war, der er ihren Besitz verdanke, er würde das Ganze für einen lieblichen Traum gehalten haben.

Die Lage der beiden Liebenden war äusserst delikat; diese Bemerkung drängte sich ihnen auf, als der erste Taumel vorüber war, und sie zum Nachdenken über ihre gegenwärtigen und zukünf-

tigen Verhältnisse gelangt waren. Es entstand nun die Frage: ob es nicht rathsamer seyn werde, die Marquise aufzusuchen, und so auf einmal zu erfahren, was sie von ihr zu erwarten hätten? — Beide zugleich wagten sie indeß nicht, ihr unter die Augen zu treten; der Anblick ihrer Vereinigung, fürchteten sie, möchte zu schmerzhaft für sie seyn, und sie wünschten ihr jetzt um so mehr jede Kränkung zu ersparen, da sie sich so große Rechte auf ihre Schonung und Dankbarkeit erworben hatte. Aber der Graf durfte sich ihr eben so wenig allein zeigen; er war die unglückliche Veranlassung aller ihrer Leiden, und mußte ihr nun vorzüglich ausweichen, da keins von jenen Gefühlen, die ihn sonst zu ihr hingezogen hatten, mehr in seinem Busen für sie sprach, und er überzeugt war, daß ihr das, was er noch für sie empfand, keinen Ersatz für das, was sie dadurch verlor, geben konnte. Es blieb nichts anders übrig, Sophie mußte sich entschließen, sie aufzusuchen; sie war die einzige, welche ihr Gefühle einzuflößen gewußt hatte, die lange noch in unsrer Seele nachhallen, auch wenn die Umstände, die sie einst so wohlthätig für uns machten, schon längst verändert worden sind.

Sophie war im Begriff sich nach der Marquise zu erkundigen, als man ihr meldete, daß

sie in die Stadt zurück gefahren sey. — Als sie ihren Irrthum, und die zwischen Sophien und dem Grafen Rosenau statt findende Verbindung kennen gelernt, und sich von ihrer ersten Bestürzung erholt hatte, war sie in den Garten gegangen, um sich zu sammeln und einen ihren Verhältnissen angemessenen Entschluß zu fassen. Sie kämpfte lange mit sich selbst; ihre Gefühle für den Grafen rissen sie nach ganz entgegengesetzten Richtungen. Sie konnte sich nicht entschließen, den Geliebten in den Armen einer Andern zu lassen, und eben so wenig war es ihr möglich, das einzige Wesen zu verderben, welches bis jetzt allein so innig sich an sie anzuschließen gewußt hatte. Die Lage der Marquise war um so peinigender, da alles darauf ankam, daß sie einen schnellen Entschluß faßte, obgleich von der andern Seite das ganze Glück ihres Lebens davon abhing, und sie ihn folglich nicht lange genug hätte sollen überlegen können. In diesem Gedränge fiel ihr glücklicherweise ein Auskunftsmittel ein, das beide Liebende noch immer von ihr abhängig machte. Sie hatte ganz richtig vorher gesehn, daß der Graf nicht wissen würde, wo er Sophien hinbringen sollte, wenn sie sich ihrer nicht annähme. In dieser Voraussetzung schickte sie ihm die Adresse ihres Bruders, und ließ ihm

sagen, er möchte Sophien zu ihm führen, wo er alles zu ihrem Empfang vorbereitet finden würde; denn blos, um die nöthigen Vorkehrungen deswegen zu treffen, sey sie vorangefahren.

Dies Anerbieten riß die beiden Liebenden auf einmal aus aller Verlegenheit. Sie zögerten nun keinen Augenblick mehr in der Salpetriere; ein Kabriolet, so elegant als man es in der Nähe bekommen konnte, war bald gefunden; sie stiegen ein und fuhren nach der Straße Bacq in der Vorstadt St. Germain.

Sie waren kaum am Hotel angelangt, als ihnen mehrere Bediente entgegen sprangen, und durch ihre Geschäftigkeit zu erkennen gaben, daß die Marquise ihren Bruder schon auf ihre Ankunft vorbereitet hatte. Indessen trafen sie weder ihn, noch seine Schwester. Dagegen aber nahm sie seine Gemahlin, eine junge liebenswürdige Frau, mit so vieler Herzlichkeit und Zuvorkommenheit auf, daß sie Beide die angenehmsten Hoffnungen daraus schöpften. Sie erklärte ihnen, die Marquise habe sie so eben verlassen, um einige Vorkehrungen in ihrem eigenen Hause, von welchem sie so lange entfernt gewesen, zu treffen; ihr Gemahl sey in Versailles, würde aber wohl noch vor Abend zurück kommen; übrigens würde sie alle ihre Kräfte aufbieten, um

sie die Abwesenheit von Beiden so wenig als möglich fühlen zu lassen.

Sophie fand ihre Zimmer vollkommen eingerichtet, und dies freute sie ganz vorzüglich; denn seit ihrer Entfernung aus Strasburg, hatte sie keine von jenen, ihrem Geschlecht behaglichen, Bequemlichkeiten genossen. Aber noch lebhafter war ihre Freude darüber, daß sie an der Schwägerin der Marquise eine Frau gefunden hatte, die gleich beim ersten Anblick so sehr für sich einnahm, daß sie sich einst eine zärtliche Freundin in ihr zu erwerben hoffte. — Auch der Graf Eugen war gerührt und freudig erschüttert über diese Aufnahme. Nun kehrten seine Gefühle mehr zur Marquise zurück; er erkannte es dankbar, daß sie, mit Verläugnung der weiblichen Empfindlichkeit, allein den Gefühlen des Wohlwollens und der Großmuth gefolgt war, und so sich einer Achtung würdig gezeigt hatte, die zwar von den Gefühlen, die er sonst für sie gehegt, unendlich verschieden war, aber eben deswegen, weniger leidenschaftlich, eine Dauer versprach, die jene, wenn auch nichts an ihrer Vernichtung gearbeitet hätte, gewiß nicht würden erlangt haben.

Mit dem Versprechen bald wieder zu kommen, eilte er nach Hause. Er empfand das Be-

dürfniß der Mittheilung in einem so hohen Grade, daß ihm noch immer etwas zu seinem Glück zu fehlen schien, so lange er seine Gefühle nicht in den Schooß der Freundschaft hatte ausschütten können.

Die Gräfin Dükastel war allein, als er in ihr Zimmer stürzte. Aus seinen abgebrochenen Reden konnte sie lange nicht errathen, was er eigentlich sagen wollte; sie mußte ihm jeden Umstand abfragen, wenn sie seine Freude theilen sollte. Als sie aber nun den ganzen Zusammenhang eingesehen hatte, glaubte sie zu träumen, so sehr war sie davon überrascht; sie fürchtete unrecht verstanden zu haben, und hatte Mühe, eine Verkettung der Begebenheiten einzusehen, die zwar natürlich, aber doch auch höchst ungewöhnlich war. Sie zweifelte, mit einem Worte, an der Aechtheit alles dessen was er ihr erzählte; aber um ihn nicht auf eine zu gewaltsame Weise aus dem Taumel der Freude, in welchen ihn Sophiens Wiederfinden gestürzt hatte, zu reißen, hielt sie es nicht für rathsam, ihm ihre Zweifel mitzutheilen. Es war ihr nicht möglich, die Marquise einer aufrichtigen Theilnahme an Sophiens Schicksalen fähig zu halten; sie hatte schon zu viele Beweise von der Heftigkeit ihrer Leidenschaft, und fürchtete jetzt besonders, sie

möchte Sophien nur deswegen zu ihren Verwandten gebracht haben, um sie, nach Befinden der Umstände, dem Grafen entweder auf immer zu entziehn, oder durch sie desto sicherer ihre geheimen Zwecke zu erreichen. Das Zusammentreffen Beider in der Salpetriere war der Gräfin am räthselhaftesten; sie sah einen versteckten Plan darin, der ihr Mißtrauen noch vermehrte.

Dies Mißtrauen hielt sie indeß nicht ab, Sophien sogleich zu besuchen. Die Marquise war nicht zugegen, übrigens aber fand sie die ganze Familie beisammen. Sie berathschlagten über Sophiens muthmaßliche Geburt. Die Gräfin Düfastel kam also jetzt um so erwünschter, da ihr die Gräfin Rosenau einzelne Umstände darüber anvertraut hatte, die auf das Ganze ein helles Licht werfen mußten. — Nachdem man alles gehörig überlegt, Sophiens Alter erwogen, und die Gegend Deutschlands, in welcher sie gefunden worden war, mit in Anschlag gebracht hatte, erklärte der Bruder der Marquise, daß alle diese Umstände ihn überzeugt hätten, daß sie seine theure Kousine sey. Diese Entdeckung beschloß man ihrer Mutter, die noch am Leben war, und sich gewöhnlich in der Provinz aufhielt, durch einen reitenden Boten zu melden, und sie zu ersuchen, durch die Anerkennung ihrer verlornen

Toch-

Tochter, Sophien einer Familie wieder zu geben, die bisher, durch ihre Entfernung, so viel verloren hatte. Die Freude über diesen Beschluß war von allen Seiten gleich groß; nur die Marquise nahm keinen Theil daran, und unterließ ein Glück zu genießen, das ganz ihr Werk war. — Ehe man auseinander ging, kam man dahin überein, daß Sophie bleiben sollte, wo sie war, und daß ihre Pflegemutter nicht eher die mit ihr vorgegangene Veränderung kennen lernen sollte, als bis sie von ihrer wirklichen Mutter und ihren übrigen Verwandten anerkannt seyn würde.

Sophie würde diesen Zeitpunkt gern einsam und zurückgezogen in Paris abgewartet haben, aber ihre Verwandten gaben es nicht zu; sie waren viel zu stolz darauf, sie zu den Ihrigen zu zählen, um nicht überall mit ihr zu prahlen. Von ihrer Kousine begleitet, mußte sie in allen Zirkeln erscheinen, die diese gewöhnlich zu besuchen pflegte; man sah sie im Theater, auf der Promenade, in den Assembleen, und wer sie sah, bewunderte sie. Ob ihr gleich ein gewisses Etwas abging, das die Pariserinnen nur allein besitzen, so hatte sie dagegen wieder so viele reelle Vorzüge vor ihnen voraus, daß sie jenen Reiz sehr leicht entbehren konnte. Die Weiber und Mädchen liebten sie nicht, wenn sie ihr auch

schmeichelten, aber dafür huldigten ihr die Männer, wie einer Göttin, und es vergingen nicht acht Tage, und ihr Name war so berühmt in Paris, daß man sich eben so sehr hinzudrängte, sie zu sehen, wie man das Seltenste und Vortrefflichste in der Natur und Kunst betrachtet. — Dies ist der Pariser Art: Enthusiasten und Schwärmer in Allem, kennen sie nie einen Mittelweg; man ist ihnen Engel oder Teufel.

Der Graf Rosenau befand sich gewöhnlich in ihrem Gefolge, und gab ihr den Arm, wenn sie irgendwo öffentlich erschien. — Dies geschah auch, als ganz Paris hingeeilt war, den berühmten Luftschiffer seine ätherische Reise antreten zu sehen. Alles was in der Stadt vornehm und elegant war, hatte sich bei diesem Schauspiel eingefunden; die Witterung begünstigte es gerade an diesem Tage auf eine seltene Art, daher war der Zulauf ungewöhnlich groß. Am Eingange der Barriere, standen in doppelter Reihe die jungen Elegants von Paris, nach allen möglichen Abstufungen der Modekarrikaturen gekleidet. Durch sie hindurch mußten alle Zuschauer, wenn sie bequeme Plätze haben, sehen und gesehn werden wollten. Ueber die Ankommenden wurden allerhand Bemerkungen gemacht, gemeine, artige, ungezogene, satirische, witzige und persiflirende, je nachdem der Stoff dazu sich vorfand, oder

Freunde, Neider und Verehrer unter der richtenden Menge sich fanden. So eben hatte man Gelegenheit gehabt, ein witziges Bonmot anzubringen; denn noch tönte das Beifallklatschen durch die ganze Reihe, als Sophiens Wagen vor der Barriere hielt.

„Platz! Platz!" — ertönte es plötzlich durch alle Glieder, als sie ausgestiegen war, und an des Grafen Eugen Arme sich in die furchtbare Reihe wagte. — Dies war schon ein gutes Zeichen; es bewies wenigstens, daß der nahende Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit würdig war. — „Aufgepaßt!" — hieß es bald nachher, und dieser Zuruf zeigte schon Beifall an. Aber als nun ein sanftes Roth sich über Sophiens Wangen ergoß, die ungewohnt dieses Schauspiels, und auf einmal unter einer ungeheuren Menge ihr ganz unbekannter Menschen sich versetzt sah, da flüsterte man durch die ganze Reihe: „Wie schön sie ist! — Wie so schön sie ist!" — Dieser ihren Reizen gebrachte Tribut entging ihr nicht, und ihre Verlegenheit und ihr Erröthen nahmen mit jedem Augenblicke zu.

Aber sie war noch nicht auf ihrem Platze angelangt, als sich einer aus der Menge mit den Worten: „Sie ist's!" — losreißt, und ihr auf dem Fuße nachfolgt. — Der Graf Eugen hatte es ebenfalls gehört und die Bewegung des

Nacheilenden bemerkt. Da er indeß nicht vermuthen konnte, daß Sophie in Paris von irgend jemand gekannt sey, so glaubte er, man irre sich in der Person. Der junge Mensch drängte sich aber immer näher heran, und man konnte es ihm deutlich ansehn, daß er es darauf anlegte, von Sophien bemerkt zu werden. Allein da er nichts ausgezeichnetes an sich hatte, so verlor er sich dennoch entweder unter der Menge, oder Sophie ließ sich von der Neuheit des Schauspiels zu sehr hinreißen, als daß sie ihn, unter dem Gewühl von so vielen Tausenden, hätte herausfinden sollen.

Das Gedränge in ihrer Nähe nahm mit jedem Augenblicke zu, als sie an ihrem Platze angekommen war; sie schrieb es der Anhäufung von Zuschauern zu und war ruhig; im Grunde aber war es ihre himmlische Nymphengestalt und ihre Reize, die den Kreis um sie herum immer dichter schlossen. Da der Luftballon noch erst gefüllt werden mußte, so vergingen einige Stunden, bis er in die Höhe steigen konnte. Diese lange Zeit kürzte sich das Publikum mit Betrachtungen und Bemerkungen ab, die man bald laut, bald im Stillen über die Anwesenden machte. Sophie gab dieser Stimmung eine ganz eigene Wendung, und ersparte dadurch manchem Mädchen und mancher Frau ein bleibendes Ridikül.

Indessen fehlte am Ende nicht viel, so wäre sie fast selbst einem sehr beißenden Bonmot ausgesetzt worden. Eines Theils hatte das Publikum schon bemerkt, daß ein junger Mensch, den man als einen der berüchtigsten Roues kannte, gesucht hatte, sich ihr auf eine Art zu nähern, die schon eine gewisse vertraute Bekanntschaft voraussetzen ließ, andern Theils war es auf einmal einem alten eleganten Herrn eingefallen, sich durch die Menge hindurch zu ihr zu drängen, mit Gefahr seine wohlgepuderte Perücke zu verlieren und sein Kleid zu zerreißen.

Da der größte Theil der in der Nähe befindlichen weiblichen Zuschauer diesen alten Herrn aus den vorigen Zeiten her noch kannte, so standen sie schon in Begriff, Sophien unter jene schimmernde Meteore zu zählen, die man am Pariser Horizont erscheinen und fast eben so schnell wieder verschwinden sieht, als er an sie herangekommen war und sie mit so lebhaften Bewegungen der Freude anzureden suchte, daß man allgemein glaubte, er würde sie vor der ganzen versammelten Menge umarmen.

Sophie war wirklich selbst einen Augenblick bange dafür; denn der gute alte Gouverneur, dem man aus ihrem Wiederfinden ein Geheimniß gemacht hatte, glaubte kaum seinen Augen trauen zu dürfen, als er sie hier in einem An-

züge wieder fand, in welchem sie ihm reizender als jemals vorkam. Beinah schon von dem ersten Augenblicke ihrer Bekanntschaft an, war er ein geheimer Anbeter von Sophien gewesen; nur hätte er entweder nie eine bequeme Gelegenheit, es ihr unbemerkt zu sagen, finden können, oder hatte, sehr verschlagen, erst abwarten wollen, bis das Andenken des Grafen Rosenau in ihrem Gedächtniß einigermaaßen verwischt seyn würde, um alsdann mit seiner Erklärung herauszurükken. Diese Gelegenheit hatte er gehofft, in Froheneck zu finden, und deswegen war er den Tag nach ihrer Abreise von Strasburg dahin geritten, um, wie er vorgab, sich zu erkundigen, ob es ihr an nichts fehlte. Aber seine treue Liebe ward schrecklich getäuscht, als er sie hier nicht fand, und gleich darauf erfuhr, daß sie nach Paris gereiset sey. Seine Ungeduld, sie dort wieder zu sehn, ließ ihn nun kaum den Moment der Abreise von Strasburg erwarten. Als sie in Paris angekommen waren, hatte er nichts eiligers, als alle Quartiere der Stadt und alle Hotels garnis zu durchstreichen, aber vergeblich; täglich mußte er über seine fruchtlosen Bemühungen seufzen. Um so unerwarteter war ihm daher ihre Erscheinung bei einem Schauspiel, wo er zwar in der Folge behauptete, daß er eine Ahnung gehabt hätte, sie dort zu finden; wel-

ches aber so wenig der Fall war, daß er sich, sobald er sie erblickte, mit dem größten Ungestüm zu ihr drängte, und gewohnt, sie als Knabe zu behandeln, sie schon beim Arm hielt, ehe sie ihn noch erkannt hatte.

„Gott!“ — war alles, wodurch sie ihr Befremden, ihren Schreck ausdrücken konnte und ohne sich weiter nach der Veranlassung desselben zu erkundigen, oder sich umzusehn, verbarg sie sich hinter ihren Begleiter. — Diese Bewegung war kaum von den jungen Leuten, die sie umlagerten, und besonders von dem jungen Menschen, der ihr nachgefolgt war, bemerkt worden, als sie sich alle zwischen ihr und dem Gouverneur drängten, und theils um sich bei ihr beliebt zu machen und auszuzeichnen, theils aus natürlicher Galanterie, ihre Vertheidigung übernahmen. Der arme Graf Dükastel wurde wie ein Wahnsinniger oder doch wie jemand, der gewisse Absichten auf sie hegte, welche man einem Manne von seinem Alter unmöglich hingehn lassen konnte, betrachtet; man bemächtigte sich seiner und stieß und zerrte und drängte so lange, bis er ganz aus dem Zirkel gedrängt war. Ein Schwarm von jungen Leuten, deren Anführer Bremont war, der Sophien hier von ungefähr wieder gefunden, sie sogleich erkannt hatte, und ihr nachgefolgt war,

zog hinter dem Gouverneur her, lachte, pfiff, persifflirte ihn, und verlangte von ihm, er möchte sich erklären, ob man ihn nach Bicetre bringen, oder in die Seine werfen sollte, oder ob er sich schlagen wollte.

„Im ganzen hannöverischen Kriege" — meinte der gute Graf Dükastel, wenn er in der Folge diesen Vorfall erzählte — „sey er niemals so sehr in die Enge getrieben worden, als an diesem Tage. Aus dem Zirkel herausgedrängt, wußte er weder von wem es geschah, noch warum, und als man ihn in die Seine werfen wollte, konnte er auch das nicht einmal von dem tobenden Schwarm erhalten, daß man ihm gesagt hätte, weswegen man ihm eigentlich so sehr zu Leibe ginge. Aber dies wußten die meisten jungen Leute selbst nicht. Zwei bis drei hatten angefangen, ihn zu drängen; an diese hatten sich immer Mehrere angeschlossen, und so war der Haufe wie ein Schneeball vergrößert worden. — Glücklicherweise fiel endlich dem Gouverneur ein, daß sein Name und seine Adresse die jungen Leute vielleicht beruhigen könnte. Er nannte sich dem Herrn von Bremont mit dem Bedeuten, ihn in seiner Wohnung aufzusuchen, wenn er etwas gegen ihn hätte. Aber leider sah er einem Militair und einem Gouverneur zu wenig ähnlich, als daß sein Incognito hätte respektirt werden sollen;

man hielt ihn für einen alten Wucherer und Hagestolzen, und meinte, ein so reizendes Geschöpf, als die Fremde, sey ein viel zu köstlicher Juweel, als daß man ihm denselben so geradezu abtreten könnte.

Sie waren noch hierüber im Streit begriffen, als der Ritter Peyrier von ungefähr in die Gegend kam, und durch das laute Gelächter, das ihm entgegen schallte, aufmerksam gemacht, sich dieser seltsamen Scene näherte. Sein Erstaunen übertraf alle Beschreibung, als er den guten Gouverneur mitten unter einem Schwarm junger Taugenichtse gewahr ward, die aus lauter Muthwillen ihm so sehr zusetzten, daß er schon beinah ganz außer sich war. Glücklicherweise kannte der Ritter einige davon, und unter diesen Bremont, ihren Anführer. Dieser Umstand erlaubte ihm, die augenblickliche Befreiung des Grafen Dükastel zu bewirken, und man überhäufte diesen nun mit eben so vielen Entschuldigungen, als man ihm vorher Bonmots zugeworfen und ihn gemißhandelt hatte.

Doch nichts freute den Gouverneur jetzt so sehr, als daß ihm nun auch die Freiheit zu sprechen wieder geschenkt worden war. Er würde sich gern jede Mißhandlung haben gefallen lassen, wenn man ihn nur angehört hätte. Aber diese jungen Tollköpfe redeten und schrieen so viel

in ihn hinein, daß er nicht im Stande war, ein Wort vorzubringen. Indessen hatte er darüber seine geliebte Sophie aus dem Gesicht verloren und den Ballon nicht aufsteigen sehen. Dafür aber gab dieser doppelte Verlust nun seiner Beredsamkeit einen so reichhaltigen Stoff, daß der Ritter und Bremont nicht hoffen durften, ihn erschöpft zu sehen, und wenn sie eine mehr als menschliche Geduld gehabt hätten. Sie ergriffen indessen die klügste Parthie und gingen mit ihm wieder dahin zurück, von wo er war fortgedrängt worden. Aber die Versammlung war schon aufgebrochen, Niemand war mehr an seinem Platze und keine Möglichkeit, eine einzelne Person unter der ungeheuren Menge herauszufinden.

Doch dies hielt den Gouverneur nicht ab, zu betheuern, daß er Sophien gesehen habe und sie angeredet haben würde, wenn man ihn nicht von ihr weggedrängt hätte, und Bremont bestätigte, daß es die nemliche Fremde sey, gegen welche, wie er dem Ritter schon früher erzählt, die Frau von Dalancourt ihn einzunehmen gesucht hatte. Beide Zeugnisse bewiesen deutlich, daß kein Irrthum obwalten konnte, so sehr auch der Ritter Mühe hatte, ihre Aussagen zusammen zu reimen. Die Damen, deren Anwesenheit in Paris er noch nicht kannte, hoffte er, würden ihm den besten Aufschluß darüber geben;

er versprach, den folgenden Tag bei ihnen vorzufahren.

Der Gouverneur war eben beschäftigt, der Gräfin Rosenau und seiner Gemahlin den gehabten Vorfall zu erzählen, ohne ihnen jedoch zu gestehen, was die Veranlassung dazu gegeben hatte, als der Ritter gemeldet wurde und eintrat. Wie er diesen erblickte, fing er seine Erzählung von neuem an, berief sich bei jedem Umstande auf ihn und foderte ihn dabei immer auf, für ihn zu zeugen und das Gesagte zu bestätigen. Im Eifer vergaß er sich einigemal so sehr, daß die Damen, besonders die Gräfin Rosenau, anfingen, Verdacht zu schöpfen, ihn ausfragten und zu wissen verlangten, welchen Bekannten er auf einmal und so ganz unerwartet angetroffen habe? Hierüber verwickelte er sich in immer größere Schwierigkeiten, und da man ihm keine Zeit zum Ueberlegen ließ, so platzte er endlich damit heraus und nannte Sophien.

In dem nemlichen Augenblick aber tritt auch der Graf Rosenau in den Salon, hört noch, wie seine Mutter den Namen Sophie überrascht und verwundert wiederholt, ahnt, was vorgeht, ob er gleich das Abentheuer des Gouverneurs noch nicht kennt, und weiß kein anderes Mittel, um sich aus der augenblicklichen Verlegenheit zu reißen, als dem Ritter in die Arme zu fallen

und so dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. Es gelang ihm in so fern, daß der Gouverneur dadurch bewogen ward, seine Erzählung nochmals zu beginnen. Es wurde viel dabei gelacht; aber Niemand, selbst der Graf Eugen nicht, war im Stande, sich den Zusammenhang davon genau zu erklären. — Dabei blieb es für diesmal, und Jeder entfernte sich mit der Hoffnung, die Sache in der Folge näher aufgeklärt zu sehen.

Auf seinem Zimmer machte nun der Graf Rosenau den Ritter mit den Vorfällen bekannt, die ihm seit ihrer Trennung begegnet waren, theilte ihm seine Hoffnungen in Ansehung Sophiens mit, und ließ sich von diesem dagegen erzählen auf was für eine empfindliche Art er sich an der Marquise gerächt habe. Dadurch ward sein alter Haß gegen dieselbe von neuem auf das heftigste aufgeregt; es war ihm unmöglich, in ihre Aufrichtigkeit Zutrauen zu setzen, und seiner Meinung nach, spielte sie auch jetzt wieder ein sehr verstecktes Spiel, und sey um so mehr zu fürchten, je weniger man, seit ihrer Entfernung aus der Salpetriere, von ihr gehört habe.

Diesmal hatte sich der Ritter wenigstens in sofern geirrt, als er die Marquise für unfähig hielt, gegen ihr Interesse großmüthig zu seyn. Sie hatte, als sie Sophien erkannte, Paris ver,

lassen, und auf ihrem Landhause das Nöthige zur Anerkennung derselben vorbereitet, und schrieb aus Calais dem Grafen Rosenau:

„Dieser Brief geht in demselben Augenblick „von hier ab, in welchem ich zu Schiffe stei„ge. — Ich werde nicht Zeuge von dem Glück „seyn, das Ihnen die nahe Ankunft von So„phiens Mutter verspricht. Aber im Geiste „werde ich mich nichts destoweniger mit Ih„nen darüber freuen. Nur Zeugin dieses „Glücks und der Freuden, die in der Verbin„dung mit Sophien Ihrer warten, zu seyn, „vermochte ich nicht, und dies müssen Sie „meiner Weiblichkeit zu gute halten."

„Ob ich Sie noch liebe, davon kann und „darf nun nicht mehr die Rede seyn. Sie „lehrten mich ein Gefühl kennen, wovon ich „sonst keine Vorstellung hatte, und deswegen „liebte und liebe ich Sie noch unaussprechlich."

„In unsern jetzigen Verhältnissen ist es „mir untersagt, Ansprüche auf Ihre Liebe zu „machen. Auch Freundin kann ich Ihnen noch „nicht seyn, und darum entferne ich mich. „Lassen Sie mich nun ein Glück an der Them„se suchen, das ich an der Seine nicht fand. „Gelingt es mir, dort meine Ruhe wieder zu „erhalten, so kehre ich zurück und nehme mei„nen Platz als Freundin ein. Bis dahin blei-

„be er mir in Ihrem Herzen. — Auch dann „erst soll meinen Feinden vergeben seyn! Jetzt „würde mein Bleiben ihren Triumph nur er„höhen."

Die Gräfin Rosenau war nicht wenig erstaunt, als man ihr die Frau von A . . . mit ihrer Tochter meldete und sie in dieser letztern Sophien erkannte, die sogleich zu ihren Füßen sank und vor Thränen kein Wort vorbringen konnte. Sie hatte sich noch nicht von ihrem Erstaunen erholt, als der Gouverneur mit seiner Gemahlin, dem Grafen Rosenau, dem Ritter und Bremont in den Salon stürzte, „da ist sie!" einmal über das andere ausrief, alle Anwesenden nach der Reihe umarmte, und meinte: „um den Preis ließe er sich gern noch einmal vom Luftballon wegdrängen."

Um Mißdeutungen zuvorzukommen, wird angezeigt: daß die beiden ersten Abschnitte dieses Romans bereits vor einigen Jahren in einem andern Verlage herausgekommen sind, jetzt aber wesentlich verbessert erscheinen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wojda, Karol Fryderyk, 1771-1846

Graf Eugen von Rosenau ein Roman

Bd.: 2

Berlin (1805)

P.o.germ. 1641-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10123738-3